













N e u e r  
**N e k r o l o g**  
der  
D e u t s c h e n.

---

Herausgegeben

von

Friedrich August Schmidt,  
Superintendenten und Oberpfarrer zu Ilmenau.



Zweiter Jahrgang, 1824.

---

Erstes Heft.

---

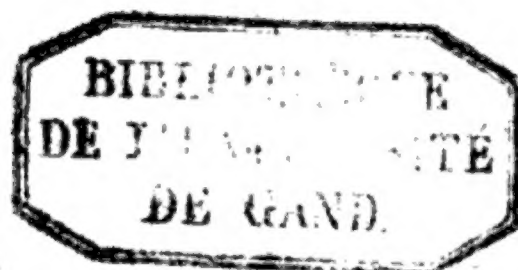
Ilmenau 1826.

Gedruckt und verlegt bei Bernh. Friedr. Voigt.



Der, nur der hat lange gelebt, um dessen  
Tod die Bürger erseufzen. Jeder wähle  
Sich die Fama zur Erbin; alles andre rauben die Horen.

Herder.



Ihro Königlichen Hoheit,  
der Frau Großherzogin zu Sachsen-Weimar-Ei-  
senach 2c.

L u i s e,

der geist- und gemüthvollen Freundin  
des Wahren und Guten

in

sinniger Erinnerung,

weihet

dieses Andenken an würdige Verstorbene  
des

Jahres 1824

in unauslöschlich tiefster, unterthänigster Verehrung

der Herausgeber.



## V o r b e r i c h t.

---

Wie wir am erreichten Ziele einer Wanderung erst einen klaren Ueberblick der zurückgelegten Reise gewinnen, so eröffnet sich uns auch an dem äußersten Grenzpunkte des Lebens die hellere Ansicht und Uebersicht desselben. Das Leben ist es aber, um das es sich handelt, wenn man Lebensbeschreibungen mehr und minder ausgezeichneter Menschen, die da kürzlich aus unserer Mitte geschieden sind, darzustellen versucht. Und nur zu reich war die Erndte des Todes im Jahr 1824, daher sich auch diese Blätter des Andenkens an sie, wider Willen des Herausgebers, so sehr anhäuften.

Sie sind nicht mehr, die wir schmerzlichen ungerne in das Verzeichniß der Heimgegangenen eintragen, sie haben ihr irdisches Leben ausgehaucht. Doch wie die untergehende Sonne



noch in den Augenblicken ihres matten Dahinsinkens ihre letzten Strahlen im glühenden Abendroth uns zusendet und die Höhen der Berge vergoldet und die Tiefen im Wiederschein erhellt; so leuchten auch sie, die Berklärten, noch einmal zu uns herüber und werfen einen hellen Schein auf das Eine, was uns allen so werth und wichtig ist, auf das Leben, seine Höhen wie seine Tiefen, auf daß uns die reine, edle Ansicht desselben klarer werde.

Denn daß dieses auch eine niedere Deutung zuweilen erleide, lehrt die Erfahrung. Die gewöhnliche Umgangsweise spricht von einem guten Leben, damit man meistens eine Fülle von Gütern und äußeren Genüssen zu bezeichnen pflegt. Oft auch wendet sich die gewöhnliche Welt dem zweideutigen Grundsatz zu: leben und leben lassen und versteht darunter eine gegenseitige Bereitwilligkeit, des andern Thorheit, selbst Unredlichkeit zu bemänteln, wo nicht zu fördern. Tönet der Wunsch für das Leben von den Lippen Fröhlicher, so wird er zu dem lauten Schalle eines: Lebe hoch! Ob in Glück und Ansehn, in Scherz und Freude, ob in noch höherer Rücksicht? Das aufwallende Herz der Erheberten ist von zu mannichfaltigen Gefühlen durchströmt, um ein deutliches Bild von diesem

jauchzenden Worte sich in so gesteigerten Momenten entwerfen zu können. Eine bestimmtere, schärfer begrenzte Vorstellung wohnt dem innigen Zurufe bei: *Lebe lange!* Denn die Kürze des Lebens ist es offenbar, die manches Herz mit Bangigkeit erfüllt und manche Zähre gerechter Wehmuth dem Auge Gefühlvoller entlockt; es ist und bleibt ja doch einmal, nach eines Meisters Spruch, das Leben die süße Gewohnheit des Daseyns und Wirkens.

Wie nicht wenige aber der Edlen, welche dieser neue Jahrgang aufgezeichnet, von einem Cramer, Spohn, Eugen, Haubold, van der Velde an und ferner, bestätigen es, daß leicht die treuesten Arbeiter, die geistvollsten Männer, namentlich verdienstliche Gelehrte ein Opfer ihrer Gewissenhaftigkeit, auch wohl ihres überbotenen Fleißes werden. Der Geist, möchte man fast sagen, zehrt die irdische Materie auf, während manche schlaffere Seele ohne besondere Beweglichkeit lange in dem unangefochtenen Körper weilet. Das Leben muß demnach höher stehen, als es die Spanne Zeit mehr oder weniger ermißt.

Wehmuthsvoller fühlt sich die Seele dannieder gebeugt, fordert das ernste Geschick dazu auf, ein: *Lebe wohl* zuzurufen, sey es ihm, der nur auf Monate, Jahre von uns scheidet,

oder für diese Erde auf ewig von uns Abschied nimmt. In so beugenden, doch auch zugleich sinnigern Augenblicken ist es alsdann, wo das Leben mit seinen Gaben und Gütern bewegend uns nahe tritt und mächtig auf Geist und Gemüth einwirkt. Die äußere Schaafe desselben hat sich gelöst, der innere Kern liegt offen vor uns da. Des Lebens bloße Erscheinung ist gewichen, sein geistiger innerer Gehalt aber ist zurückgeblieben; er ist es allein, doch auch um so werther, an dem ich mich noch aufrecht zu erhalten vermag. Die nichtigen Träume von Leben und Lebensglück verschwinden, die eiteln Hoffnungen und Wünsche sinken dahin; aber der hohe Lebenszweck, das eigentliche Ziel unsers Daseyns tritt um so lebendiger aus dem schweigenden Hintergrunde hervor.

Ein Athmen nur kann das Leben nicht seyn, noch eine Ernährung allein, dies theilen wir mit den geringsten der Erdengeschöpfe, deren Leben sinnleer dahin flieht; eine lange Dauer kann seinen tiefer liegenden Werth eben so wenig ausreichend erschöpfen oder begründen, sie ist doch nur die äußere Fläche, auf welcher es sich bewegt. Der vielgestaltige Wechsel der Lebensveränderungen ist höchstens die verschiedenartige Farbenmischung, die Lichtpunkte oder Schattenpartieen, die auf dieser Fläche sich bald erheben, bald verschwinden; das Le-



ben selbst berühren sie wohl, aber bestimmen es nicht.

Sein eigentliches Seyn muß nothwendig von seiner innersten Seite erfaßt werden, ist Wecken und Pflegen der höhern Potenz, ist Heranbildung des Geistes und Herzens, eine fortgesetzte Regung in Kraft und That, daß diese Veredlung sich wirksam erweise, in der Kette der Welt der Einzelne zu einem immer festern Ringe werde und man sagen könne von dem Geschiedenen: er hat nicht vergeblich gelebt. Hier und dort sind der trefflichen Merkmale, der wackern Spuren seines einstmaligen Seyns manche zurückgeblieben. Der treue Säemann ist von dem Lebensacker geschieden, aber seine daselbst reich ausgestreute Saat geht auf und trägt, ob er sie nicht mehr schauen kann, der Nachwelt vielfältige Frucht und deutet überzeugend darauf hin, wie man in seinem Geist fortan säen müsse für die große Ewigkeitserndte.

Wie hoch aber ist diese Aufgabe uns allen gestellt, da dies Leben so kurz und die Kunst so lang ist, da des Wissens Höhen, des Glaubens Tiefen, des Wirkens Umfang so unerschöpflich vor unserm Geiste sich ausbreiten, und, um auch nur den gemäßigten Forderungen, die an die menschliche Seele ergehen, Genüge geleistet zu sehn, Licht, Kraft und Beharrlichkeit in den vielseitigsten Anspruch nehmen. Es gilt eine sinnige Forschung und die emsigste



Entgegnungen nöthig machen; benenne sie Glück mit seinem oft gefahrvoll blendenden Schein, nenne sie Mißgeschick, das leiblich oder geistig darnieder beugt und mehr als auf eine Weise des Lebens hohe Bestimmung gefährden kann, oder sey es der täuschende Wahn der jedesmaligen Zeit und ihrer Genossen, deren Affect und Streben dich leicht mit fortzieht in den allgemeinen Strom, oder da du in eitlem Kraftübergefühl dem bessern Zeitgeiste ohnmächtig dich entgegenzustellen und sein Licht auslöschen zu können fälschlich meinst. Ein klares, selbstständiges Seyn und Leben, ohne daß es in Eitelkeit des Sonderlings darin etwas sucht, sich abscheiden zu wollen von dem Gewöhnlichen, wenn es doch das Gute ist, ein Einleben in die wahren Zeiterfordernisse, ein stilles aber kräftiges Erheben über die niedern Anregungen, ein Leben mit und für Andere, aber stets dem höchsten Ziele der ewigen Wahrheit, der göttlichen Tugend, ächter Lebensthätigkeit zuwendend, solch eine Förderung des Geistigen und heilsame Mitbeförderung einer klaren, würdigern Zukunft, wer möchte in ihr nicht die wahre Lebensweisheit suchen? In ihrem Geiste lösen sich dann die verworrensten Räthsel, erleichtern sich die schwersten Mühen, werden die Thorheiten und Schwächen der Zeit gleichmüthiger aufgenommen und ihnen doch kräftiger gewehrt, Verlust und Ge-

winn von Außen muthiger getragen und des irdischen Lebens Ausgang am nahen Ziel wird zur stillen gerechten Sehnsucht nach dem höhern Aufschwung eines geistigen Lebens ohne Wandel und Irrung.

Ein Immerleben hienieden, da es der wurden Stellen viele zeigt und wir selbst bei treu aufgebotener Kraft doch verspüren, daß mit steigendem Alter die kommende Zeit sich uns mehr und mehr entfremde, bleibt dann minder unser Wunsch als ein Leben dem heutigen Tage, klar, fest und wirkungsreich, damit uns ein Gewisses verbleibe über das Ungewisse des nächsten Morgens und der Rückblick auf die hinter uns liegende, treu vollbrachte Lebenszeit beruhigen könne über ihr schnelles Dahinschwinden. Im Namen Leben liegt der Tod, Leben aber ist Lebens Lohn. Es kann und mag daher auch nicht immerdar nur als das arme Bächlein für sich in den Niederungen seicht dahin fließen, es muß sich endlich in das unübersehbar endlose Meer, in den Ocean der Ewigkeit ergießen, um, bisher ein Bruchstück, nur dem größern Ganzen neu anzugehören, in geistigerer Tiefe und Fülle mit der allgemeinen Weltseele sich wieder zu vereinigen.

Hoch also erhebt sich uns der Begriff vom Leben und unendlich tief ist sein Inhalt. — Um so mehr könnte aber eine schwache



Hand zagen, auch nur die Umrisse eines Menschenlebens zeichnen zu wollen. Bedarf es tiefen Forschens und großer Unbefangenheit, des eignen Lebens Beschaffenheit und Streben zu ergründen; wie um so bedeutender sind die Schwierigkeiten, die sich dem fremden Blicke in das Leben eines Andern entgegenstellen.

Hier irret Auge und Geist so leicht und selbst die öffentliche Kunde kann trügen. Hier bedarf es eines sichern Führers, unparteilicher Wahrheitsliebe und tiefschauender Seelenkunde. Die Wahl wie die Darstellungen der Biographien können vielen Mängeln unterliegen und mit jeder neuen Lebensentwicklung treten auch neue einzelne Schwierigkeiten auf, wie liebevoll selbst Rath und Beihülfe, deren sich der Herausgeber auch diesmal dankbar erfreute, die Lücken zu ergänzen und die Mühen zu erleichtern bestrebt sind. Ein Gegenstand wird erfaßt, wie er sich meinem Auge darstellt, Antriebe und tiefe Regungen eines andern Lebens unwillkürlich nicht selten nach den eigenen gemessen und beurtheilt, und Antheil oder Abneigung erhöhen oder vermindern den eigentlichen Werth; doch entzieht sich die Wahrheit dem Forscher nicht und der Gefühlvolle nimmt mit Liebe auf, was ihm die Liebe gutmeinend reichte.

Und so biete sich denn dieses Blatt des Andenkens an die würdigen Todten — dies-



mal des Jahres 1824, so weit ausführlichere oder kürzere Nachrichten über sie gesammelt werden konnten — aller Sorgfalt ungeachtet wiederum in nicht zu verfehlender Unvollkommenheit dar; dieß eine darf jedoch offen bekannt werden: es waltete dem anfänglichen Bilden, dem nachherigen Ordnen und in der Zusammenstellung derselben mindestens der gesteigerte Wunsch und das wachsende Bemühen vor, das Leben durch äußere oder innere Thatkraft Ausgezeichneter also zu schildern, daß die Darstellung sich gestalte zum klaren Spiegel und treuen Vorbild, darin sich das unsere nacheifernd beschauen und das ihrige andauernd sich verherrlichen möge. —

Der Herausgeber.

---

# Erste Abtheilung.

Ausführlichere Nachrichten.

THE NEW YORK  
PUBLIC LIBRARY

## Peter von Randel \*),

ehedem Officier im holländischen Marinedienste,

geb. den 24. Januar 1724.

gest. den 25. — 26. November 1823.

**W**enn Biographien, als Individualgemälde aus der großen Gallerie der Menschengeschichte und des Menschenlebens, vornehmlich durch ihre bestimmtere Zeichnung und Farbengebung ein lebendigeres Interesse erregen, als allgemeine Geschichtswerke: so muß dies um so mehr bei der Lebensgeschichte eines Mannes der Fall seyn, der nicht nur im Fache wissenschaftlicher Kenntnisse und seines gemeinnützigen Strebens, folglich nicht bloß in einem bestimmten Wirkungskreise, sondern auch als Mensch im

---

\*) Ob von oder van, wie bei Gelegenheit einer Notiz, seinen Tod betreffend (s. Gesellsch. v. 1823, St. 284, Anh. S. 1004), vielleicht nur aus einem Versehen des Setzers gelesen wurde, scheint bei einem Manne von Verdienst und Geist durchaus nicht von Belang. In den 62 Jahren seines Aufenthalts in Dessau hat er weder Standesdünkel, noch sonst einige Arroganz bewiesen, obwohl er, wie seine Vorfahren, sich früher in ehrenvollen Diensten der Generalstaaten befanden, und er von Seiten der Heirath seines Vaters und Großvaters mit den adelichen Häusern Aerbst und Capellen verwandt war, demnächst aber bei seinem ausgebreiteten Briefwechsel mit Gelehrten und Staatsmännern, ja in königl. Hand- und Cabinettschreiben selbst, seinem Namen jederzeit das von unbedenklich beigefügt wurde.

Laufe eines langen, stets thatenreichen Lebens, zugleich durch seine Schicksale und großen Reisen merkwürdig und ausgezeichnet erscheint. So schwer es aber auch ist, einen solchen Mann treu, wahr und ansprechend zu schildern, wenn die in dieser Absicht zu benutzenden Nachrichten, wie im vorliegenden Falle, nicht selten zu beschränkt und mangelhaft blieben, oder er selbst die Eigenheit hatte, manche Partie seines Lebens, wie z. B. seine Herkunft und gewisse verwandtschaftliche Verhältnisse, unter einer kaum zu durchdringenden Decke zu halten: so darf ich doch glauben, im Nachstehenden kein uninteressantes Gemälde von dem Manne, der seinen Zeitverwandten zugleich seiner auffallenden Originalität wegen merkwürdig schien, aufgestellt zu haben.

---

Der Vater unsers Peter von Randel, Hans Anton, stand früher bei'm Regiment des Erbstatthalters im Haag, und ward 1710 mit Pension im Ruhestand versetzt. Mit dem Vermögen seiner Gattin, einer gebornen von Zerbst, ward eine kleine ländliche Besitzung bei Wiesup erkaufte, wo sie ihren Wohnsitz nahmen und unser R. das Licht der Welt erblickte. Er war der mittlere von drei Brüdern; eine jüngere Schwester war schon vor dem zehnten Jahre verstorben. Durch einen Verwandten der Mutter empfohlen ward der Ältere bei vollendetem Dienstalter in dänischen Diensten angestellt und kam nach Rendsburg im Schleswigschen zu stehn. Der Jüngere trat in englische Seedienste, und hat noch um das Jahr 1775 in Worcester gelebt.

Die Erziehung und frühere Ausbildung unsers R. fand unter den Augen seiner Aeltern statt,







hen und noch weitere Reisen zu machen wünschte. Bei der Rückreise nach Holland hatte der Delphin mit großen Stürmen zu kämpfen: er wurde zuerst nach Hela (einer Halbinsel zum Danziger Gebiet gehörig), wo sie mehrere Wochen zur Ausbesserung des Schiffs bedurften und bei dem Geistlichen des Orts indeß die gastfreieste Aufnahme fanden, dann aber, nach mancherlei neuern Fährlichkeiten, nach Schoonen verschlagen, woselbst sie sich einige Zeit vor Anker legten, indeß ein schwedischer Bergcommissär den jungen R. auf einer Reise nach Fahlun und in die dortigen berühmten Kupferwerke mit sich nahm. Dort war es, wo derselbe, in Gesellschaft mehrerer, die ersten Grubenwerke besuhr und die Gelegenheit wahrnahm, sich unter Leitung seines Führers schätzbare Kenntnisse anzueignen \*). — Als merkwürdig führte er übrigens bei Gelegenheit dieser ersten Seereise an, daß er weder damals, noch in der Folge bei weit größeren Reisen, je einigen Anfall von der Seekrankheit erfahren.

Nach der Zurückkunft nach Holland wurden die chemischen Arbeiten nebst den physikalischen Experimenten im Hause des Admirals fortgesetzt. Auch das Scheiden der Metalle und das Legiren der Münzen waren Gegenstände des Unterrichts, den R. jetzt empfing. Bald darauf bot sich ihm eine Reise ins sächsische Erzgebirge und bis Oberschlesien dar,

---

\*) Noch bis ins hohe Alter äußerte er sich mit großer Achtung über die schwedischen Berg- und Hüttenwerke, besonders in Fahlun, die er als die vorzüglichste practische Unterrichtsschule pries. R. hatte sich dort vornehmlich mit der Bereitung des Kupfers im sogenannten nassen Wege bekannt gemacht.



bei der er einen Hrn. von Capellen begleitete und sich schöne Berg- und Hüttenkenntnisse erwarb. Um ein Jahr später (Frühjahr 1739) kam es zur ersten Reise nach der Havanna, wohin Capitän Adrian, den Gouverneur der holländischen Besitzungen in jener Weltgegend, überschiffte. R. begleitete ihn auf dieser Reise, die, bei der günstigsten Witterung, in weniger als sechs Wochen beendet wurde, wo sie glücklich Rio Janeiro erreichten. Dieser Hafen, den man für den ersten und schönsten in der neuen Welt hält, gewährte, nebst der Stadt, schon damals eine zum Bewundern schöne Ansicht. Die mit dem Delphin angekommene Mannschaft blieb zum größern Theil den Befehlen des neuen Gouverneurs untergeordnet, wogegen ein Theil der bisherigen Garnison nach Europa zurückkehren sollte. Auch die Besatzungen der einzelnen befestigten Punkte und Forts, die längs der Küste von Brasilien (dem jetzigen Columbia) zur Sicherung gegen die öfteren Einfälle und Streifereien der Buschneger dienten, sollten mit neuern Truppen wechseln; und da über die vollständige Rückladung des Schiffs und seine Rückkehr nach Europa leicht einige Monate vergehen konnten: so wurde R., dem es um Kenntniß des Innern des Landes und der Plantagen-einrichtungen zu thun war, auf sein Gesuch, den zur Ablösung bestimmten Commandos beigegeben. So gewiß nun R. auf diese Weise von den Schönheiten der neuen Welt nur einen schwachen Vorge-schmack bekommen hatte, und er daher wohl einsah, daß das Gefährliche und Unbequeme der weiten Reise sich nicht damit aufwiegen lasse, so stand doch der Entschluß fest bei ihm, daß er so Vieles, was er diesmal entbehrte, baldigst nachholen und sich mit Gegenständen, die sein höchstes Interesse erregten, in nähere Berührung setzen wolle.

Auch die Rückreise gieng mit gleichem Glück von statten, und R. traf wohlbehalten wieder bei den Seinigen ein, wo er aber betrübende Nachrichten vom Befinden seines Lehrers Börhaave vorfand. Er eilte also nach Leyden, ihn noch lebend zu finden, und, obgleich am Podagra und Schlagfluß leidend, schien er doch von der Freude des Wiedersehens wie neu beseelt. So schwer ihm das Sprechen ward, so drang er doch wiederholt in R., sich dem Studium der Medicin zu widmen; was auch Randel aus Erkenntlichkeit versprach, da er vernahm, daß B. ihm nicht nur zweitausend Gulden in dieser Beziehung vermacht, sondern ihm auch den größern Theil seiner medicinischen, chemischen und botanischen Bücher als ein Andenken zugebracht hatte \*). Ein wiederholter Schlag nahm ihn hinweg, und zwar an dem Tage, wo er grade das 70ste Jahr erreicht hätte (den 10. Juli 1738). Gewiß dürfte B. der erste und einzige Arzt gewesen seyn, der bekanntlich zwei Millionen Gulden Vermögen hinterließ \*\*), die er zugeständlich bloß durch seine Praxis erworben hatte.

Nach Börhaave's Tode lag R. sodann ein volles Jahr in Leyden dem Studiren ob, indem er

---

\*) Die ihr neuer Besitzer jederzeit sehr ehrenwerth hielt, wenn er sie gleich nur wenig benutzt haben mochte. In mehreren derselben hatte B. auf durchschossenem Papier und ad marginem Noten und Zusätze beigefügt, klein und sehr leserlich geschrieben. Wie R. versicherte, sey es ihm ein herzdurchbohrender Anblick gewesen, den größten Theil dieser Bücher, mit seinen Scripturen, bei der Plünderung, die er 1806 durch die Franzosen erlitt, zu Unterhaltung ihrer Bivouacfeuer verwandt und den Flammen geopfert zu sehen.

\*\*) Zum Beweis des: „Dat Galenus opes“. —

die gelehrten Hülfsmittel benutzte, die ihm aus der Verlassenschaft des Verstorbenen verblieben. Vorzüglich hörte er diejenigen Vorlesungen, bei denen Bôrhaave's *Institutiones medicae*, desgleichen seine *Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis etc.*, so wie seine Elemente der Chemie, was für ein wahres classisches Werk jener Zeiten galt, zu Grunde gelegt waren \*). — Leider wurde dann der Cursus seiner Studien zu früh unterbrochen, weil er sich der fixen Idee einer baldigen zweiten Reise nach Westindien überließ. Capitän Adrian, wie er wußte, sollte aufs neue, mit Aufträgen der Westindischen Compagnie und für ihre Rechnung, nach Carracas befrachtet, mit dem Phönix, einem neuerbauten Dreidecker, nächstens in See gehen, und sein ganzer Sinn stand dahin, ihn zu begleiten, so manches auch sein Vater dagegen einwand. Der Alte hatte recht; denn es wäre ja nach beendigtem Studiren seines Sohnes immer noch Zeit gewesen, die Welt zu sehen und seinen Hang zum Reisen zu befriedigen. Aber der Admiral trat dazwischen, und pflichtete den Wün-

---

\*) In jenen früheren Anleitungen und dem Rathederunterricht der Zeit, wovon hier die Rede ist, wo besonders auf einer holländischen Universität alles nach den Prinzipien und Ansichten eines Bôrhaave, Hemsterhuis und and. gemodelt und gleichsam darauf basirt wurde, dürfte denn wohl der Grund zu mancher verkehrten Ansicht und falschem unpassendem Urtheile zu suchen seyn, deren sich der Verstorbene bei vorkommenden medicinischen Fällen und in Absicht der neueingeführten Heilmethoden schuldig machte, gegen die er sich oft mit zelotischem Eifer aussprach und (wie Ref. sich erinnert) sogar mitunter auf den Hippokrates verwies — wie er es vermuthlich von seinem Lehrer, dem guten Bôrhaave, gewohnt war und (mißdeutend vielleicht) von ihm auf Treue und Glauben angenommen hatte.



ſchen des jungen Mannes bei, dem er zu dieſer Reiſe nicht nur Empfehlungsbrieſe an ſeine Freunde in Curacao und bis Mexiko hin, ſondern auch baare Zuſchüſſe verſprochen hatte, um im weſtlichen Theile Braſiliens in geognostiſcher Beziehung mehrere Diſtricte nach Gefallen bereiſen zu können.

Der junge R. hatte ſich bereits in Amſterdam eingefunden, wohin ſich auch ſeine Aelteren begaben, denen eine mehrjährige Trennung von ihm, worauf es dieſmal angeſehen ſchien, ſehr ſchwer ward. Er liebte ſie und den Wohlthäter ſeiner Jugend, den Admiral; aber weder dieſ, noch das Beſchwerliche der militäriſchen Dienſtpflichten, denen er ſich, wie es geſezlich war, bei der dieſmaligen Reiſe unterziehen mußte, erzeugten einige Aenderung in ſeinem Entſchluſſ.

Als ſchon alles zur Abreiſe bereit war und man nur noch auf günſtigern Wind wartete, fanden ſich die H. H. Barklay und Bolongaro, zwei angeſehene Tabakſfabrikanten, beim Admiral ein, die unter ſeiner Vermittelung ſich mit dem abreiſenden R. auf folgende Unterhandlung einließen. Barklay nämlich war ſeit einigen Jahren erſt aus Braſilien zurück, woſelbſt es ihm, angewandter Mühe und Koſten ungeachtet, nicht gelungen war, ſich in den Beſitz einiger dortigen Fabrikgeheimniſſe, worauf es ankam, zu ſetzen. In den ſpaniſchen Beſitzungen ſchienen Nachforſchungen dieſer Art ſogar mit Gefahr verknüpft. Es lag ihm alſo daran, ob nicht unſer R. (bei dem von ſeiner Seite, als Militär, dergleichen Forſchungen weniger verſänglich ſchienen, ſofern mit einiger Umſicht und Verſchlagenheit zu Werke gegangen würde), ſich nicht in Beſitz der Geheimniſſe ſetzen könne, worauf es vornehmlich bei Bereitung der ſpaniſchen Tabake und der dabei anzuwendenden Saucen an-

komme. Sofern dies ihm gelänge, und er sie (sei es durch briefliche oder mündliche Mittheilung) mit dieserhalb genau detaillirten Unterweisungen und Recepten versehen könne, so wollten sie sich gesetzmäßig und durch ein Notariatsinstrument in Solidum verpflichten, bei einem ihren Wünschen entsprechenden Erfolge, eine baare Summe von fünftausend holl. Gulden als Honorarium zu erlegen; ja, im Falle die Sache sich durchaus nach ihren Absichten auswiese, jeder noch insbesondere eine Gratification von eintausend Fl. nachzahlen. Die Sache, wenn sie gleich critisch schien, war jedoch nach Randels Meinung ausführbar, und er ließ sich darauf ein; und zwar ward das dieserhalb aufgenommene Notariatsinstrument vom Admiral und vom Vater des R., als Zeugen, mit unterschrieben.

Noch am Tage dieses abgeschlossenen Geschäfts erhob sich ein günstiger Wind, der in die Seegel des Phönix blies, und R. trat (vor der Hand als Sergeant) seine Dienste bei der Schiffsmannschaft an. Die Wimpel flatterten, Musik ertönte vom Verdeck, zehn Kanonensalven verkündigten die erste Abfahrt des neuen Schiffs, und unter dem wiederholten Hurrah der Matrosen und den Segenswünschen der am Ufer versammelten Freunde und Zuschauer, durchschnitt das Schiff rauschend die Wogen. So glücklich aber, dem Anscheine nach, die Abreise begonnen hatte, so wäre doch bald in den ersten Tagen der Fahrt ein großes Mißgeschick eingetreten. Es war in den ersten Stunden der Nacht, wo alles in tiefem Schlaf begraben lag, als der Feuerruf der Nachtwache ertönte. Alles fuhr erschrocken auf und stürzte zu den Pumpen hin. Uebermenschliche Kräfte wurden aufgeboten, und dennoch gelang es kaum, des durch die Unvorsichtigkeit

eines Schiffsjungen im Raume ausgebrochenen Feuers Herr zu werden, als schon die Gefahr aufs Höchste gestiegen war \*). Bald darauf aber wurde durch einen conträren Südwest, der sie zu laviren zwang, das Schiff aus seiner Richtung verschlagen, so, daß sie lange die afrikanischen Küsten zur Linken ihrer Fahrt im Gesichte behielten, bis sie dann, vor der Insel Helena vorüber, die Richtung erst wieder gegen Brasilien nehmen und nach Ablauf drei vollter Monate endlich vor Carracas landen konnten.

Für das Unangenehme der Dienstverhältnisse während der Fahrt glaubte R. in Amerika Entschädigung zu finden; statt dessen wartete seiner das Gegentheil. Kurz vor der Landung des Phoenix war Nachricht eingelaufen, daß die Buschne-ger (deren schon einmal bei Gelegenheit der ersten Reise Erwähnung geschah und unter welchem Namen gemeinhin man die in das Innere des Landes zurückgedrängten, mit den holländischen Besitzungen grenzenden Indianer begreift) abermals Einfälle in die Colonien gewagt, mehrere Plantagen verwüstet und die ärgsten Gewaltthatigkeiten gegen die unbewehrten Pflanzler unternommen hätten. Mehrere ihrer Leute hatten sie getödtet, ihre Wohnungen beraubt und verheert und Weiber und Kinder fortgeschleppt. Frevel solcher Art verlangten

---

\*) Wie R. versicherte, habe jener Augenblick der Gefahr für ihn und seinen Freund Adrian lange Zeit einen fürchterlichen Eindruck zurückgelassen, indem der größere Theil der Ladung grade damals aus leicht entzündbaren Stoffen und aus Munition bestanden habe. Der erste bedrohende Moment und die einstmalige Gefahr des Strandens bei Hela, wo man den Delphin nur durch unablässiges Pumpen über dem Wasser erhalten konnte, seyen die beiden gefahrvollsten Ereignisse gewesen, die ihm je auf seinen Seereisen zugekommen wären.



Abndung; und so war man eben im Begriff, Truppen gegen sie abzuschießen, sowohl um Repressalien zu üben, als vornämlich die Gefangenen wo möglich zu befreien. Auch die nun erst angekommene Mannschaft wurde mit dazu befehligt, und unserm Randel wurde ein Commando untergeben. Indes führte ein solcher Kriegszug viel Beschwerliches mit sich, da jeder auf mehrere Tage Proviant bei sich führen mußte, und die Wege, um den Feind bis in seine Graals (oder Dörfer) aufzusuchen, durch Wildnisse und öde dichtverwachsene Waldungen führten, wo sie sich erst Pfade durcharbeiten mußten, indem noch keines Menschen Fuß den Boden betreten zu haben schien. Die Füße durchs Dornengestrippe verwundet, und von Muskitos Tag und Nacht umschwärmt, deren sie sich auch durch Feuer und Rauch nicht zu erwehren wußten, langten sie ermattet und vom Durst gepeinigt endlich auf einem freien Blachfelde an, wo sich mehrere hundert schwarze Teufel ihnen entgegen stellten und ein Theil derselben, mit Schießgewehr bewaffnet, sie mit einer scharfen Salve empfing. Zum Glück wurden nur Wenige verwundet, und als die Soldaten pelotonmäßig unter sie feuerten, nahmen sie unter fürchterlichem Heulen die Flucht. Ihre Todten und Verwundeten schleppten sie mit sich, und da man ihnen auf dem Fuße folgte, langte man endlich bei ihren Wohnungen und Erdhütten an, wohin sie sich geflüchtet hatten. Vor mehreren derselben sah man Pfähle, auf denen Menschenschädel befestigt waren. Noch fielen hin und wieder Schüsse auf sie, was sie noch mehr empörte. Mit gefällten Bajonetts stürmten sie hinein; ihrer Wuth wurde alles, was lebte, geopfert; selbst Greise und Kinder blieben nicht verschont.

Auch Randel und sein kleiner Haufe war in





sie traurig hinweg, setzte sich in einen Winkel des Gemachs und weinte.

„Glückliche Naturmenschen“! dachte R. bei sich selbst. „Wer unter euch leben könnte“! und legte einige Stücke Geld auf den Tisch für die gute Bewirthung — als eben die Trommel gerührt ward und die Truppen auf einen in der Mitte des Graals belegenen grünen Platz beschieden wurden, wo sie sich sammeln sollten. Hier fanden sich auch die indeß glücklich befreieten Gefangenen aus der Colonie Paulsen wieder, von welchen nur einer der Colonieknechte fehlte, der, wie es sehr glaublich schien, bei dem von den Indianern kürzlich begangenen Sonnenfeste, ihnen zum Opfer gedient hatte.

Jetzt traten sie an, und zogen mit jenen Befreiten davon — ohne zu bemerken, daß ihnen eine junge Negerin folgte. Es war Marieta, die sich unserm R., als dem Lebensretter der Ihrigen, freiwillig zur Sklavin hingab und von da an ihn nicht verließ. Sofern man übrigens ein schwarzes Mädchen schön nennen kann, so verdiente sie es, indem sie mit dem besten Ebenmaaß der Glieder und dem hellen freundlichen Blick des Auges Züge von Gutmüthigkeit verband, die ihr sehr zur Empfehlung dienten. Ihre dankbare Hingebung und Anhänglichkeit an R. fanden zwar bei diesem, wie billig, Anerkennung; er hatte sie, die früherhin bloß einen Schurz um den Leib trug, mit leichter Bekleidung nach europäischer Art versehen lassen, und sah es auch mit Vergnügen, daß sie sich mit Ernst häuslichen Verrichtungen unterzog und in Zubereitung der Speisen, Besorgung der Leibwäsche und andern weiblichen Arbeiten unterweisen ließ, aber er war nie einverstanden damit, sie um seinetwillen Vaterland und Familie aufgeben oder





sammlertrage der holländischen Colonien um damalige Zeit, wie sich solcher zugleich aus den Zoll- und Hafenregistern ergab, und das Ganze riß ihn zu hoher Bewunderung hin, besonders wenn von der Mehrzahl der Sklaven (Neger und Mulatten) der Maasstab zu dem Wohlstande der Colonien hergenommen wurde. Schon damals wurde die Zahl derselben auf 150,000 und die der Weißen auf 12000 angenommen. Um etwa zwanzig Jahr später (1760) war, nach den ihm aus Holland überkommenen Listen, die Zahl der farbigen und schwarzen Sklaven auf 170,000, die der weißen Colonisten aber auf 14,500 angewachsen \*).

Bei seinen Reisen hatte N. bisher wenig oder gar nicht seiner Pflicht in Absicht solcher Notizen gedacht, als er den Amsterdamer Kaufleuten zu liefern übernommen hatte. Bei der Rückkunft aber

\*) Nach einer der neuesten Nachrichten (s. Cour. Fr. März 1824) wurde die Anzahl der farbigen Sklaven auf Jamaika auf 350,000, und gegen 30,000 Weiße, angegeben, deren Besitzstand an Hornvieh sich auf 300,000 Stück belief. Der volle Betrag der Erndte bestand in 130,000 Orhoft Zucker, 60,000 Maas Rum und 18 Mill. Pfd. Kaffee. — Das ganze Kaiserreich Brasilien aber, worunter jenes mitbegriffen, zählt (nach Beauchamps neuesten Nachrichten sur l'indépendance de l'empire du Brésil) gegenwärtig 2 Mill. Bevölkerung, wovon 1823 200,000 Mulatten, die übrigen Neger waren. Die Gesamtsumme der jährlichen Einkünfte beträgt über 22 Mill. Thaler. Mollin in s. Reisen giebt die jetzige Bevölkerung und Einkünfte Columbias noch um ein Großes höher an. Auch auf Veredlung der Metalle und Bearbeitung der Diamantgruben sollten größere Summen und mehr Eifer verwandt werden. Dem Ertrage dieser letztern wurde schon, vor mehr als 70 Jahren, der aus den ergiebigen Eisen- und Kupferminen gleich geschätzt; wie denn das Eisen von Paracaba dem besten schwedischen gleich zu halten ist.

Pl.







niment in derselben bekannt werden zu lassen. So-  
gar hatte R. ihn selbst eingeführt und dem Factor  
und den Aufsehern der Tabak-, wie der Zucker-  
fabrik, als seinen Freund dargestellt; und mehr be-  
durfte es nicht für R., um sich in allem, was zur  
Behandlung der Schnupf- und Rauchtabelle mit  
Saucen und der Bereitung dieser letztern gehörte,  
daneben aber auch mit den Schneide-, Preß- und  
Papiermaschinen, nach ihren genauesten Dimensio-  
nen, bekannt zu machen. In diesen Kenntnissen  
lag alles, was zum Unterricht der Amsterdamer  
Fabrikanten erforderlich schien und ihm hier auf  
unerwartete Art (wenn gleich nicht zur Mittheilung  
für Andere) zur Kenntniß gekommen war.

Noch im späten Alter erinnerte er sich jener  
Tage voll beseligender Aussichten für ihn. Alle frü-  
hern Entwürfe für sein Leben waren an der Sonne  
jener Liebe geschmolzen, und er ging nach und  
nach ohne weiteres Bedenken in die Absichten sei-  
nes künftigen Schwiegervaters ein. Nur einmal  
noch wollte er nach Europa zurückkehren, seine alten  
Aeltern und den Admiral wiedersehn; dann wollte  
er sich in den friedsamem Thälern Brasiliens, an  
Constanzens Hand, ein Paradies anbauen, wo er,  
ohne des Treibens der Welt zu achten, nur sich  
und der Natur leben könnte. Leider, in dem Buche  
der Vorsehung stand es anders. Mit nächstem  
Frühjahre erzeugte sich ungewöhnlich viel Mäße,  
auf die heftige Südwinde mit Sirocco's folgten.  
Gelbe Fieber waren die Folge, und Meermanns  
Gattin — die edelste der Frauen, die beste der Müt-  
ter — ward das Opfer dieser Krankheit, gegen die  
sie früher schon einmal ihre Natur siegreich be-  
hauptet hatte. Alles, was ärztliche Kunst, was  
Sorgfalt und Pflege zweier geliebten Töchter, die  
nicht von ihrem Bette wichen, vermochten — alles



war vergeblich! und kaum hatte man ihre Hülle der Erde übergeben, als auch Constanze sich legte und die treue, sorgsame Pflege der geliebten Mutter mit dem Leben bezahlen mußte, an das sich eben damals so viele schöne Hoffnungen knüpften.

Randels leidender Zustand kam einer Geistes-zerrüttung nahe, und er würde bei dem einsamen Hinbrüten, wo er wochenlang im verschlossenen Zimmer fast ohne alle Nahrung zubrachte und bei Nacht in Fieberphantasien ausbrach, in eine schwere Gemüthskrankheit verfallen seyn, wenn nicht der biedere Meermann (obwohl selbst als Gatte und Vater tief niedergedrückt) durch beruhigenden Zuspruch auf seinen Geist zu wirken und ihn mit dem Leben wieder auszusöhnen gewußt hätte. Auch nach Meermannsgrund kam er wieder; aber wie öde und abgestorben schien dort alles für ihn, der nun jeden der Spaziergänge, jeden der gewohnten Ruhesitze mied, wo er an der Seite der Verklärten sich einst so glücklich pries. An ihrem Sarge hatte er es sich selbst angelobt, unbeweibt zu bleiben \*); fürwahr kein geringes Opfer, das er ihr brachte.

Das Feld der Aussichten für unsern Randel hatte sich so ganz umgewandelt, und so waren denn nach und nach veränderte Absichten und Pläne eingetreten. Er hatte schon seit länger als einem Jahre um seinen Abschied aus Militärdiensten geschrieben und den Admiral ersucht, sich mit seinem

---

\*) Was seinem Leben fast allen Reiz entzog und ihm, bei zunehmendem Alter besonders, an derjenigen Pflege gebrechen ließ, die er von einer Gattin in ganz anderer Art, als von Miethlingen erwarten durfte. Jeder Mitbewohner Dessau's weiß, was der gute Mann bei der Untreue seiner Dienstleute verloren — er, dessen Herzensgüte und Verdachtlosigkeit ihn jedem Betrug, jeder Veruntreuung aussetzte.





seine Besuche machte. Hier hörte sie von den Zurüstungen der nahen Abreise, worüber sie von neuem außer sich kam. R. war indeß um diese Zeit mehrertheils außer dem Hause beschäftigt oder bei Meermanns, und die Sache blieb also völlig beim Alten.

Mit Abrials Ankunft hatte R. viel Neues aus Holland erfahren. Der alte Admiral, sein wohlthätiger Freund, war leider kurz vor dem Abgange des Phönix verstorben. Seine Mutter befand sich schon seit Jahren sehr kränklich und schwach; ihr einziger Wunsch war, nur noch bis zur Ankunft ihres Sohnes zu leben und in den Armen desselben den Geist aufzugeben. Randels gesuchte Dienstentlassung war bei der Admiralität am Tage vor seiner Abfahrt bereits unterzeichnet, und die Herren Bolongaro und Barflan hatten bald damals nach der Erwiederung des R., daß seine Verhältnisse ihn vielleicht noch Jahre in Indien zurückhalten könnten, sich mit einem Arkanisten eingelassen, und nach dessen Vorspiegelungen Verbesserungen in ihren Fabrikwesen eingeführt, womit es aber, wie man gehört, nicht den erwarteten Fortgang habe.

Der Tag der Abreise kam herbei; im Meermannschen Hause herrschte große Betrübniß. Es blieb aber bei der Abkunft, daß M. binnen längstens einigen Jahren seinem Freunde nach Holland folgen, die Negerin aber, wosern sie nicht lieber zu den Waldhütten ihres Volks zurückkehren wolle, in seinem Hause ein sicheres Asyl finden solle. Das Gepäck und die Sachen des R. hatte diese letztere selbst an Bord bringen helfen, sich dann dabei hingesezt, und über irgend einen Vorsatz zu brüten geschienen. Als R. endlich in Begleitung mehrerer Freunde kam, eilte sie ihm entgegen, warf sich

nochmals, seine Knie umfassend, vor ihm hin und bat ihn, sie aus Erbarmen mit sich zu nehmen; aber als R. sie auch jetzt unwillig zurück wies, ging ihre Geberde plötzlich zu Wuth und Verzweiflung über; sie sprang auf und entfernte sich, indem sie sich unter der Menge der Umstehenden verlor. Als hierauf Randel und die übrigen Reisenden, unter den unzählbaren Wünschen zur glücklichen Reise, die ihnen von allen Seiten zugerufen wurden, das Schiff bestiegen hatten und dieses, bei günstigem Südwestwinde, stolz durch die Bogen dahin rauschte, ließen sich, neben dem gewöhnlichen Hurrah der Matrosen, wiederholte Kanonensalven vom Schiffe und vom Hasencastelle hören.

Lange noch hatte man, mit starrem Blicke, dem Laufe des Schiffes gefolgt, als man endlich nach der Negerin fragte. Einer der Hasenarbeiter war ihr, als sie sich entfernte, von weitem gefolgt. Nach seinem Bericht wäre sie eine weite Strecke am Ufer hin gelaufen, ihren Blick unablässig auf das fortsegelnde Schiff gerichtet; dann habe sie sich auf die Knie geworfen und, mit gen Himmel ausgestreckten Händen, gleichsam wie einer, der seine Seele dem Schöpfer befehlt, gebetet, worauf sie schnell aufgesprungen sey und vom hohen Ufer herab sich ins Meer gestürzt habe. Bald aber habe er sie wieder emporkommen und, schwimmend, in der Richtung nach dem Schiffe zu, gesehen, bis er sie zuletzt aus den Augen verloren. Man denke sich das Ungeheure ihres Entschlusses, der nur in der Seele einer Wilden und auch da nur gewiß erst unter den größten Kämpfen mit der Neigung zum Leben statt finden konnte. Ihrer Sicherheit übrigens als Schwimmerin sich bewußt und bei dem ruhigen Wasser gelang es ihr, nachdem sie beim Schiffe angelangt, sich eines herunterhängenden



Schiffseils zu bemächtigen und, an diesem emporgeschwungen, den Bord zu erklettern, so daß sie, ohne vorher bemerkt zu seyn, in ihrer triefenden Gestalt mit einemmale mitten auf dem Berdeck erschien. Man staunte hier über ihren Anblick, indem man eher eine Bewohnerin der Gewässer, als ein menschliches Wesen zu erblicken glaubte. Bald aber wurde sie von einigen erkannt und Randel herbeigerufen. Man kann sich sein Erstaunen und den hohen Unwillen denken, worin er ausbrach. Mit der Hestigkeit, die man stets beim Ausbruch der Leidenschaften an ihm gewohnt war, brach er gegen die Arme in Verwünschungen aus und würbe, ohne Dazwischentreten Mehrerer, sie thätlich gemißhandelt haben. „Du kanntest meinen festen Entschluß“, rief er, „und unterstandst dich, mich noch bis hieher zu verfolgen. Hab’ ich nicht alles Mögliche gethan für dich? So wahr ein Gott ist, du mußt wieder fort; ich nehme dich nicht mit! Wie du gekommen bist, so kehre zurück! Hier hast du auch dies noch“! — Indem er ihr seine Börse zuwarf. „Und nun hinunter mit dir, wenn ich dich nicht gewaltthätig dazu zwingen soll“! — „Nun denn, myn Heer“! nahm sie in ziemlich verständlichem Holländisch das Wort: „Wenn ich damals, als ich dich von der Gefangenschaft meines Volks rettete und durch treue Wartung dich zweimal am Leben erhielt, dies verdient habe um dich, so mag es seyn! Aber meine Kräfte sind erschöpft; ich kann nicht weiter. Wenn keine Gnade ist: sieh“! — indem sie die Börse aufriß, und das Geld auf dem Berdeck verstreute — „so brauche ich kein Geld mehr! Aber sieh mich immer noch einmal-recht an! Du wirst mich einst wiedersehn! Dein Gott verzeih’ es dir“! Und hiermit, ehe man es hindern konnte, stürzte sie sich über den hohen Bord, und schien meh-

rere Minuten unter den Wellen begraben, bis sie lange nachher, eine weite Strecke davon, schwimmend in der Richtung gegen die Landesküste, wieder zu Gesichte kam. Bei diesem Anblick jubelten alle; mehrere aber glaubten, sie mit zunehmender Kraftlosigkeit gegen die Gewalt des Elements ringen zu sehn. Wohl galt es, wie jeder bemerkte, für einen ausgezeichnet unglücklichen Fall, daß, indem die arme Verzweifelte sich über Bord stürzte, der Wind sich umwarf und die Wogen anfangen höher zu gehn.

Von den Zuschauern dieser Scene war keiner, der nicht, in der Stille wenigstens, Unwillen geäußert hätte; jetzt aber brachen mehrere in laute Unzufriedenheit aus und meinten, die arme Schwarze hätte doch ein besseres Schicksal verdient; und es wäre Hundert gegen Eins zu wetten, die schon durch ihr Herschwimmen Erschöpfte werde sich nicht mehr durch die hohle See und die Uferbrandung an das Land gearbeitet haben \*). „Ich traue auf die Gnade des Höchsten, wie auf ihre von Jugend auf geübte Schwimmfertigkeit, nahm R. hier das Wort, und glaube nicht, daß sie umgekommen ist. In jedem Falle aber scheint es hart, mir Vorwürfe hierüber machen zu wollen, da man weder mein Verhältniß zu dieser Schwarzen, noch die andern zu mir, zu

---

\*) Die mehr als harte, ja grausame Behandlung eines ihm treuergebenen Geschöpfes, das einst seine Lebensretterin ward, gehörte zu denjenigen im Jähzorn verübten Handlungen, an die R. sich nie ohne bittere Reue und Wehmuth erinnern konnte. Das Bild jener Unglücklichen, die, nach ihrer Aeußerung, ihm wieder erscheinen wollte, mag in Träumen, wie in Fieberphantasien, ihm nur zu oft lebhaft vor der Seele gestanden haben, wie dies auch aus einer seiner Aeußerungen in der letzten Krankheit, kurz vor seinem Tode, hervor zu gehn schien.





nächsten Tabernen geführt und neben nöthiger Erquickung mit Speise, zuvörderst für einige Bekleidung gesorgt; es war ein fast empörender Anblick, Walthers Gattin, stets an Wohlstand und Bequemlichkeit gewöhnt, in einem Zustande zu erblicken, worin sie kaum die Blöße bedecken konnte. Gleich am folgenden Morgen wurde ein leichtes Fahrzeug bestiegen, mit dem Walthers in Amsterdam eintrafen und dem auch der Phönix desselben Tages folgte. Aber schon hier im Texel hatte R. bei einem Freunde Adrians, dem Hafencapitän, beruhigende Nachrichten von dem Befinden seiner Aeltern vorgefunden, auch daß der Admiral zwar noch am Leben, aber mit Podagra und Wassersucht behaftet sey.

Die Wonne des Wiedersehens, wenn ein geliebter, mit Sehnsucht erwarteter Sohn, wenn ein Freund nach zehnjähriger Abwesenheit wiederkehrt, läßt sich denken, aber nicht schildern. Nur die Freude der Seligen bei der Wiedererkennung ihrer Geliebten, von welchen der Tod sie einst trennte, dürfte ihr gleich zu achten seyn. Das fast erlöschende Flämmchen am Lebensdocht der Mutter schien bei der Erscheinung des geliebten Sohnes neue Nahrung erhalten zu haben, und loberte noch einmal hell auf. Auch der Vater, der noch in voller Lebenskraft da stand, war dem Wiederkehrenden mit vor Freude genehmem Blick, aber mit der väterlichen herzlichen Bitte entgegen geeilt, seine Aeltern nicht wieder verlassen zu wollen, was er auch, sofern es irgend die Umstände erlaubten, versprach. Dann, nach den wechselseitigen Ergießungen der Herzen, trat erst der Zeitpunkt ein, wo der Bericht von dem vielen bisher Erlebten gegen einander Zug für Zug ausgetauscht wurde; und hier fand sich ein zu reichhaltiger Stoff für die Unter-





er um sich blickte, den Horizont trübe und mit Wolken umhüllt. Ihm blieb demnach nichts übrig, als mit Randel seiner Zukunft wegen in Berathung zu treten; und für dieß sein Vertrauen zu ihm sah er sich über Erwarten belohnt.

Man hatte sich nämlich bis um jene Zeit (b. i. bis zum Lauf der Jahre 1760 bis 1770) ausschließlich nur mit Bereitung mehr oder minder guter Fruchteffige beholfen, den eigentlichen feinem und starken Weinessig aber bloß aus Frankreich bezogen, wo (wie überhaupt in den südlichen Gegenden) die beim Pressen der Weine zurückbleibenden, nicht völlig des Weinstoffs entladenen Trester zur Essigfabrikation verwandt werden. Randel hatte sich durch chemische Operation mit der Bereitung eines Weinessigs bekannt zu machen gewußt, der an Güte und Feinheit dem französischen gleich zu halten war, ohne daß bei seiner Bereitung Weine oder Weintrester erforderlich gewesen wären. Wie natürlich, konnte damals der Besitzer einer Fabrik nach Randelscher Art auf einige Weise sogar mit französischen Weinessigfabrikanten Concurrenz halten, und sein Werk durch den raschverbreiteten Debit in große Aufnahme bringen \*); und da übrigens eine solche Anlage keinen beträchtlichen Kostenaufwand erfordert, so war es gerade die wohlthätigste Art der Ausstattung, die der gutmüthige R. dem hülfsbedürftigen Freunde mit auf den Weg geben konnte. Das genaue Verfahren dabei wurde dem W. in die Feder dictirt und zu-

\*) Mehrere der angesehensten Kaufleute in Dessau (wie die Herren E. und R.) haben, wie bekannt, durch Essigfabrikation nach Randelscher Art zu ihrem Wohlstande den Grund gelegt.

gleich noch verschiedene Recepte zu kunstmäßiger Bereitung eines Samakarums, eines indischen Arafks, des brasilischen Aqua ardens und anderer in Westindien üblicher starker Getränke hinzugefügt. In dem einen, wie in dem andern des Randelschen Unterrichts, waren die deutlichsten Fingerzeige enthalten, den guten W. auf den Weg des Glücks zurück zu führen und zum Theil wenigstens die Wunden zu heilen, die ihm das Schicksal geschlagen hatte. Folgenden Tages begann die Abreise. Die Rührung von beiden Seiten war groß. W. versprach seinem wohlthätigen Freunde, bald von sich hören zu lassen; aber war es Zufall oder Absicht, es vergingen eine Reihe von Jahren, ehe R. etwas Bestimmtes vom Schicksal der Waltherschen Familie erfuhr.

Schon am Tage nach Randels Ankunft in Amsterdam, hatten sich die Herren Barklay und Bolongaro der Sohn (denn sein Vater, der vorige Fabrikbesitzer, war indeß verstorben) bei ihm eingefunden und auf die Erfüllung des mit R. getroffenen frühern Abkommens angetragen, indem sie anführten, daß sie in der Ungewißheit über seine damals lange ausgebliebene Antwort, zwar durch einige an sich gebrachte Arcane und deren Benützung dem Fabrikengange aufzuhelfen gesucht, ohne jedoch damit den Zweck erreicht zu haben. Es wurde daher ein Tag bestimmt, wo sie die Institutionen und den Unterricht des R. in Empfang nehmen und demnächst, zu ihrer Ueberzeugung, unter Leitung des R., im Laboratorium des Admirals diesfällige Versuche unternommen werden sollten. Aber schon, als die schriftlichen genauen Instructions bestimmtermaßen sich in ihren Händen befanden, bezeigten sie ihm das Vertrauen, die Zahlung der stipulirten Honorarsumme, ohne wei-





den Aufenthalt zu Leyden auch diesmal annehmlich zu machen; und schon ging er damit um, die akademischen Hörsäle wieder, wie ehemals, zu besuchen, als eine Nachricht vom Admiral einging, die keine solche Entschließung zuließ. Capitän Adrian traf Vorkehrungen, mit einem neu erbauten Schiff, die *Fortuna*, eine Reise nach der Levante zu thun. Für R., der den Norden, Süden und Westen bereiset hatte, war nur der Orient als Gegenstand neuer Forschungen übrig, und die Gelegenheit, die sich ihm darbot, war zu einladend, zumal der Admiral, wie es schien, in Absicht der diesmaligen Reise die Aelteren zur Einwilligung gestimmt hatte, indem er eine Zerstreuungreise dieser Art für das sicherste Mittel hielt, ihn völlig von der Neigung zum Spiel zu heilen. Die Mutter sogar, so sehr sie an diesem Sohne hing, hatte der Absicht wegen dem Plan der Reise beigestimmt; und R. begab sich also nach Amsterdam zurück.

Eine Reise nach Smyrna und Alexandrien, wohin die Bestimmung der *Fortuna* ging, ließ, wenn nicht ungünstige Verhinderungen eintraten, auf keine zu lange Abwesenheit rechnen. Die Göttin

---

deur eines eigenen Freicorps, den siebenjährigen Krieg mitgemacht. Als beim Frieden sein Regiment mit reducirt wurde, behielt ihn der König bei sich in Potsdam, wo er ihn avanciren ließ und, als Vorleser, seines nähern vertrauten Umgangs würdigte, nachdem er ihm zuvor, in Beziehung auf eine gewisse, ihm gelungene Expedition, den Namen des Römers Quintus Scilius beigelegt, der sich einst, unter ähnlichen Umständen, durch eine gleiche Unternehmung ausgezeichnet hatte. — Mehreres, was Quintus über die Kriegskunst der Alten, besonders der Griechen und Römer, geschrieben, hat ihn übrigens als einen kenntnißreichen Militär bezeichnet.





Fortuna abwartete. Von einem Orte zum andern durch die Consulate empfohlen und genugsam mit Geld und Anweisungen versehen, konnte die Reise im Orient ihm die Welt nicht anders, als in immer neuen, verschönten Ansichten zeigen, wenn ihm gleich der Aufenthalt in Aegypten und die Reise tiefer nach Arabien hinein, wo er sich den Caravanen anschließen mußte, auch wieder manche unangenehme Kehrseite zuwandte.

In Smyrna hatte er bei du Bosk sechs Ballen türkischer Garne und weiterhin in Alexandrien, in Auftrag des Herrn Barclay, ansehnliche Quantitäten türkischer Tabaksblätter gekauft. Beide Ankäufe waren bei der Zurückkunft für ihn mit namhaftem Vortheil verbunden; besonders aber ergab sich der Ankauf der auf eigene Speculation gekauften türkischen Garne als eine der dankbarsten Unternehmungen. Selbst der in Smyrna erlangte Unterricht in der türkischen Art zu färben ward ihm von einem marseiller Kaufmann mit 6000 Fr. bezahlt, so daß in jedem Betracht die Reise sich ihm reichlich bezahlt gemacht hatte; und merkwürdig war es, daß auch noch bei seinem Aufenthalt in Rosette sich ihm eine Industrieerfahrung darbot, worauf er nicht gerechnet hatte. Bei Gelegenheit kleiner Excursionen, die er von dieser Stadt aus, blos in seines Dolmetschers und eines Janitscharen Begleitung, zu Besichtigung der in der Gegend vorhandenen vielen Alterthümer machte, kam er zu der ärmlichen Hütte eines Arabers, in die er hineintrat, um sich einige Augenblicke vor der Hitze des Tages zu bergen. Der Bewohner der Hütte saß vor einem spärlichen Feuer, das er mühsam mit Kameelmist unterhielt; und als M. sich, mit Hilfe des Dolmetschers, näher über seine Beschäftigung mit ihm einließ, hörte er zu großer Verwunderung,

daß derselbe, bei diesem ganz kunstlosen Verfahren, seinen selbst verfertigten Salmiak sublimire. R. ließ sich nun zuerst den Salmiak zeigen, den er vorzüglich gut, so wie dessen Sublimation durchaus unverbesserlich fand, und stand in sich selbst beschämt da, daß es ihm zeither, trotz der mühsamsten chemischen Forschungen, nie mit der Sublimation hatte glücken wollen. Der arme Mensch, nur mit der Sache selbst bekannt, wußte ihren Werth so wenig zu schätzen, daß er dem R., gegen das Anerbieten eines Vierfrankenstücks, sein Verfahren bei der Sublimation, wie bei der Salmiakbereitung, unbefangen mittheilte, wo denn unser R. Aufschlüsse enthielt, die eine Lücke seiner Kenntnisse ausfüllte und weiterhin ihm sehr zu stat-ten kam.

Um die Zeit der Ankunft der Fortuna in Alexandrien waren auch Briefe aus Holland eingelaufen, welche die traurige Kunde vom Tode des Admirals enthielten, wie dies nach seinem sehr mißlichen Befinden bei der Abfahrt leider zu erwarten stand. Die Aeltern des R. wünschten mit Sehnsucht die Zurückkunft des Sohnes, indem es mit dem Befinden der Mutter höchst bedenklich stand, und da der Vater selbst dieserhalb dringend an Adrian geschrieben hatte, so konnte es nicht fehlen, daß die Abreise möglichst beschleuniget wurde. Die Anker wurden gelichtet, und von da an schien es, als ob die Fortuna gleichsam auf Flügeln günstiger Winde der Bestimmung schneller zueile. Schon nach wenig Wochen hatte man die Freude, Hollands Küsten wieder zu sehn, und Randel war so glücklich, seine Mutter, obwohl sehr krank und zum Sterben entkräftet, noch am Leben zu finden. „Nun, nun“, war ihre Rede, „hab’ ich nichts mehr zu wünschen! Gott hat mein Gebet erhört! Sein

Name sey gelobt!" Diese wenigen Worte, wiewohl nur schwach betont, hatten mit der Freude des Wiedersehens ihre Kräfte erschöpft. Sie sprach nun lange nichts weiter. Endlich gab sie ihrem Sohne einen Wink, der näher herzutrat und sein Gesicht über das ihrige bog. Da küßte sie seine Wange, legte die eiskalte Rechte mit Mühe auf seine Stirn, und mit den Worten: „Gott segne dich!“ die kaum hörbar von ihren Lippen säuselten, ließ sie das Haupt sinken — und verschied.

Da stand nun der Vatte, noch standhaft selbst im höchsten Schmerz, indem er die gebrochenen Augen ihr zubrückte und den bethränkten Blick zum Himmel richtete. „Du gabst sie mir, Gott! Du nimmst sie wieder! Nimm auch mich zu dir!“ — Hier erfolgte eine Stille, wie die des Grabes, bis es dem alten Manne einfiel, daß er noch einen Sohn habe. Er umarmte diesen und suchte ihn aus der Trostlosigkeit, worin er versunken war, zu sich zu bringen. Besonders machte dieser sich jetzt Vorwürfe darüber, die letzte Reise unternommen zu haben, und gab seinem Vater unaufgefordert das Wort, hinführo durchaus keine Reise mehr unternehmen und sich nicht von ihm trennen zu wollen; was sein Vater (freilich nur bedingungsweise) annahm. Sodann wurde der weitere Lebensplan von Vater und Sohn entworfen. Ersterer, da er auf den Tod der Gattin längst vorbereitet seyn konnte, hatte schon darauf gedacht, sein Besizthum an Ländereien zu Geld zu machen. Dies geschah, eh' ein halbes Jahr verging, und er war entschlossen, den Rest seines Lebens bei seinem älteren Sohne, der in holsteinischen Diensten und in Rendsburg in Garnison stand, zuzubringen. Die Zeit bis dahin hatte denn auch sein jüngerer Sohn, unser K., zur Beseitigung seiner Geschäfte





liche Wohnung bei einem nahen Verwandten seiner Gattin gesorgt) ging ohne Eindruck an ihm vorüber. Es war, als fühle er, daß er der Welt nur halb noch gehöre. Der Eindruck, den der Tod der Gattin hinterlassen, war durch nichts zu vertilgen und erfüllte ihn gegen alles mit Gleichgültigkeit. Eine Einladung vom Bruder seiner Gattin, dem Major von Zerbst, der damals die Güter Rochstädt und Kl. Weiffand, unweit Dessau und Köthen, besaß, wurde abgelehnt, von dem Sohne aber angenommen, weil ihm zugleich ein schönes kleines Gut in der Nähe des Onkels, zum Kauf angetragen wurde. Er reiste diesermwegen zu ihm; doch hätte er wol bei der Abreise kaum geglaubt, seinen guten Vater zum letztenmal zu sehen, dessen Tod bereits vier Monate nach seiner Abreise von Rendsburg erfolgte.

Unserm R. geschahen zwar mehrere Vorschläge, sich in der Nähe von Rochstädt, dem Wohnort seines Onkels Zerbst, ansässig zu machen, zu dessen Erleichterung auch der Letztere, sofern es nöthig sey, mit seinem eigenen Vermögen behülflich zu werden erbötig war; aber lange konnte man zu keinem Entschlusse kommen, und R. hatte indeß seinen Wohnsitz in Dessau genommen. Wohl galt der Tag, wo er dieses Domicilium wählte (es war der 10. Aug. 1762), als ein merkwürdiger, für sein übriges Leben höchst entscheidender Tag. Noch hatte er nicht das sieben und dreißigste Jahr seines Lebens erreicht und bis dahin viele und große Erfahrungen gemacht, wichtige und sehr nützliche Kenntnisse erworben; wie also hätte es ihm wol ahnden sollen, daß der nunmehr beginnende zweite Lebensabschnitt, der mehr als 62 Jahr umfaßte und mit dem er nun eigentlich erst ins practische Leben ein-

trat, an Schicksalen und Erfahrungen den ersten um so Vieles überwiegen würde.

Bald nach seiner Ankunft wurde R. veranlaßt, eine Reise nach Leipzig und Magdeburg zu thun, wo er, an erstem Ort, mit einigen der ersten Drogueriehändler, an letztem aber durch Empfehlung mit dem damals berühmten Handlungs- hause, Gebrüder Schwarz, so wie weiterhin auch mit Nathusius bekannt wurde. Von allen hörte er übereinstimmend die Klage, daß es für ihren großen Bedarf an Vitriol und Farben zu wenig Fabriken gäbe, daher sie die feinem cyprischen und römischen Vitriole, ingleichen Mineralfarben mit ungemeinen Kosten auswärts beziehen mußten. Besonders die Herren Schwarz, die von Randels chemischen Einsichten schon manches Vortheilhafte gehört hatten, legten ihm selbst die Idee näher, daß die von ihnen zeither gewünschte Anlage eines guten Vitriol- und Farbenwerks für ihn selbst wol keine unersprießliche Unternehmung seyn möchte. Gleich einem Funken, der Bunder faßt, hatte dieser Vorschlag sein ganzes Innere ergriffen, und da er sich aller zur Sache erforderlichen Kenntnisse bewußt war, so stand die Möglichkeit der Ausführung lebendig vor ihm da. Er gab ihnen die Hand darauf, ihren Vorschlag verwirklichen zu wollen, wogegen sie ihm heilig die Versicherung gaben, ihren ganzen Waarenbedarf dieser Art ausschließlich von ihm zu beziehen, vorausgesetzt, daß die gefertigten Fabrikzeugnisse der Erwartung entsprächen.

Zur Ausführung seines Entwurfs kam es R. ungemein zu statten, daß ein kleines, aber sehr artiges Etablissement in der Nähe von Dessau, der Geisthof genannt, eben damals zum Kauf aus- geboten war. Es bestand außer einem Wohnhause von mehreren Stuben und einem großen, als Ma-













erweckt und er gestand offen und ohne Hehl, daß er zwar nach dem Tode seines Vaters das schon damals in gutem Ruf gestandene Werk in Hof im soliden Gange überkommen, daß aber eben der mehrseitige theoretische Unterricht auf früheren Reisen, wo er die Vorlesungen und den Unterricht eines Jacquire in Wien, Tralles in Breslau, Trommsdorf in Erfurt und Lampadius in Freiberg benützt, wozu denn bei seinem Aufenthalt in Berlin sich auch die Ideen eines Hermbstädt und Klaproth gesellt, da, wo es auf practische Anwendung angekommen, eine nachtheilige Verwirrung der Begriffe erzeugt und ihn nach und nach von dem wahren Wege, zu welchem er nun wieder zurück zu kehren gedenke, abgeleitet hätte. Vornehmlich habe er sich ganz überzeugt, daß, mehr oder weniger, in der Mutterlauge das eigentliche Princip, die Basis des Ganzen zu suchen sey. R. reichte ihm mit Herzlichkeit und der Versicherung die Hand, daß er dem schmeichelhaften Vertrauen, das er ihm bezeige, auch weiterhin entsprechen wolle.

Nach aufgehobener Mahlzeit, bei der R. mit seinem Gastfreunde auf das Wohlgelingen der Geschäfte angestoßen, hatte R. seinen Platz auf dem Sopha genommen, wo er sein gewohntes Mittagsschläfchen machte; B. hingegen eilte in die Fabrik, wo indeß die Arbeiter, nach der Anweisung ihres Herrn, schon mit dem ersten Umsieden des Büttnerschen Vitriols den Anfang gemacht hatten; und als, nach den vorschristmäßigen Zusätzen, in Beiseyn des B., auch die zweite Coctur erfolgte, brachen die der Sache kundigen Leute bald in laute Freudenbezeugungen aus, indem sie dem B. für gewiß eine Mutterlauge versprachen, die, trotz ihrer eigenen, am besten gerathenen, die gediegensten Krystalle hoffen lasse. Und so fand es sich wirk-



lich auch, als sie bald darauf, durch Tröpfeln auf Glas, Proben damit unternahmen. Die ihnen von B. zugesicherte gute Belohnung wurde in der großen Freude darüber auf das Doppelte erhöht, und er eilte, des guten Erfolgs gewiß, zu seinem Wirth, um von dem Geschehenen ihm frohe Kunde zu bringen.

R. schlief nicht mehr, sondern las in einem Buche, obwohl seine Gedanken, in Erwartung der kommenden Dinge, über das Gelesene hinschweiften. Endlich vernahm er ein Rascheln an der Thür; es war B., der leise öffnete, um R. nicht zu stören. „Nur näher!“ rief ihm dieser zu. „Wie steht's? Hat sich das Bewußte gefunden?“ „Ja!“ entgegnete B., „so gut, als gefunden! Gott sey dafür gepriesen! Wir werden bis morgen früh cyprische Vitriole haben, in schön angeschossenen Krystallen! Meine Freude darüber hat keine Grenzen!“ — „Auch ich preise Gott dafür! Er wird Ihnen auch weiter helfen!“

Mit Wohlbehagen wurde nunmehr der Kaffee geschlürft, und die Pfeifen angebrannt. Die Unterhaltung fiel nun auf die Farbenbereitung, womit R. sich seit kurzem ausschließlich viel beschäftigt hatte. Besonders war ihm eine vortreffliche blaue Farbe gelungen, die er bleu céleste nannte und völlig dem Mineralblau der Alten glich, das nach mehr als einem Jahrtausend sich in den Wandgemälden zu Pompeji und Herculaneum in wundervoller Schönheit und Frische erhalten hat. Unter Gesprächen, die für B. manche neue Belehrung enthielten, wurde ein Spaziergang in der Umgegend unternommen. In der frohen Stimmung, worin er war, schien sich die ganze Natur für ihn verschönt zu haben, und der Abend wurde hierauf in einem gebildeten Zirkel im Ploskyschen Gast-

hause zugebracht; in welchem R. gewöhnlich seine Unterhaltung fand. Noch, als sie spät zu Hause kamen, eilte B., ehe er sich zur Ruhe verfügte, nochmals in die Fabrik, wo er sich vom Fortgange des Geschäfts und dem weitem guten Erfolg überzeugte.

B. schlief sanft, aber mit dem frühesten Morgenstral rief es ihn gleichsam vom Lager auf. Er eilte dahin, wo er sich von den Wundern neuer Schöpfung überrascht sah, sich aber auch überzeugte, daß die Natur nicht aus ihrem Geleise weiche oder in ihren Schöpfungen sich je vorgreifen lasse. Ungeduld und Willkür vermögen nicht, dasjenige auf Stunden zu beschränken, was, nach ewigen Gesetzen, sich nur in Tagen oder Wochen gestalten läßt; und da B. überdies einen Boten aus Leipzig mit der Nachricht erhielt, daß ihm dort Zahlungstermine vorstanden, so entschloß er sich, das Weitere nicht abzuwarten, da nunmehr, selbst nach Randels Urtheil, der gewünschte Erfolg gewiß schien und die gefertigten Vitriole seiner Zeit ihm nachgeschickt werden konnten. Die Abreise ward also gleich nach dem Mittagessen bestimmt, das um deswillen früher angeordnet wurde, und die Vormittagsstunden wurden benutzt, sich aus Randels ihm mitgetheilten Papieren Auszüge zu machen, die sowohl auf das Verfahren bei Bereitung dauerhafter Mineralfarben, als auf die Benutzung schwefelartiger Kiese zu Kupfer Bezug nahmen, welches letztere ihn auf neue Wege der Industrie hinwies.

Die Mahlzeit war kaum beendet, als der Wagen vorfuhr, und die Stunde des Abschieds da war, für zwei Männer, die sich einander unter so übereinstimmenden Neigungen genähert und dem Freundschaftsbund geschlossen hatten. R. selbst,

von jeder unmännlichen Empfindelei entfernt, konnte seine Rührung nicht bergen, und B., mit gebogenem Knie, hob seine Hände zum Lenker der Schicksale empor, der ihn in St. einen Freund, einen Engel der Rettung finden ließ. „Wie, aber?“ brach er dann in die Worte aus, „darf ich ein Haus, worin ich mein Glück fand, als ein Undankbarer verlassen? Welcher Lohn gebührt Ihnen? Welchen kann ich geben?“ — „Es bedarf keines!“ rief St. unwillig. „Auch wissen Sie ja die Bedingung, unter der ich Ihnen zu rathen versprach. Bleiben Sie mein Freund! Und dann kein Wort mehr davon! Aber — was ist das?“ indem er entrüstet auffuhr, als er diesen Augenblick zwei von B. hingelegte Geldrollen erblickte, die er für Zehn- oder Zwanzigthalertüten halten mochte. „Reinen Sie etwa, daß ich ein Lohndiener bin oder Gastwirthschaft treibe? Wer wäre denn jetzt von uns Beiden der schoselste? Wer zahlt Freundschaft mit Geld? — Nein, Herr! Nehmen Sie augenblicklich den Bettel da zurück und — reisen dann mit Gott!“ Er sagte dies mit einer Bewegung der Hand nach der Thür hin, und indem er sich unwillig von ihm weg wandte. Jener stand, und starrte erstaunt ihn an. „Hör' ich recht?“ nahm er das Wort. „Oder sind Sie nicht, der Sie waren? Muß ich vielleicht meinen guten Engel bitten, mich mit Taubheit zu schlagen? — Nein, bei Gott nein! Wir verstehen uns wol nur nicht! Oder that ich vielleicht nicht genug? Nun, dann! So fordern Sie! Sie müssen nicht glauben Herr von Standel, daß ich nur so ein schlechter, schon ruinirter Vitriolmacher bin. Ich kann zahlen! Uebrigens — auf das Geld hinweisend, mögen Sie's entschuldigen, wenn ich Ihnen bloß spanisches Geld zahlen kann. Bei meinen diesmaligen Messzahlungen bekam ich kein anderes



Geld. Es sind Stücke von Achten!" — „Stücke von Achten, sagen Sie?" Jetzt nahm R. eine der Tüten in die Hand, und überzeugte sich. — „In beiden Rollen dort" nahm B. weiter das Wort, „sind zweitausend Thaler! Bestimmen Sie, wenn es mehr seyn muß." — „Teufel und Hölle! Mehr, sagen Sie? — Nein, nein! Wie ich Ihnen gestern schon erklärt habe! Ich nehme nichts! Weder Gold, noch Rehnthalertüten!" — „So sag' ich Ihnen, Sie müssen nehmen, oder Sie beschimpfen mich! Ich darf, ich will Ihr Schuldner nicht bleiben! Will nicht schosel seyn, wie Sie es genannt haben! Oder — wollen Sie brechen mit mir? Ihre Freundschaft zurück nehmen? Noch einmal, nehmen Sie dort, was ich ohne meinen Nachtheil geben kann! Oder — wenn Sie denn durchaus nicht anders wollen! Behalten Sie vorerst die Hälfte! Sehn Sie her! da nehm' ich die zweite Rolle zurück! — mit dem Beding, daß ich mich wegen des zweiten Tausend als Ihren Schuldner betrachten darf und daß Sie mir's melden, wenn Sie je etwas bedürfen! \*) Nicht wahr, so sind Sie's zufrieden?" — „Wenn ich muß!" — indem er ihn umarmt hielt, „obgleich mein Dienst mit Ihrer Belohnung zu sehr außer Verhältniß ist!" — „Und nun", sagte B., „noch eine Bitte zulezt! nämlich die, daß Sie mich hoffen lassen, Sie einst bei mir in Hof zu sehen! Auch dort werden Sie den dankbaren Freund in mir finden".

Noch eine herzliche Umarmung, und B. eilte davon — nachdem R. durch seinen noch nicht dreitägigen Besuch in den Besitz von tausend Thalern

---

\*) Nach der erlittenen Plünderung, im Jahr 1806, kam es R. wohl zu statten, jene alte Schuld bei den Büttnerischen Erben in Anspruch nehmen zu können. Pl.

gesetzt war, die ihm zur Erweiterung und Vervollkommenung seines Werks gar wol zu statten kamen. Um diese Zeit grade stand er, großer Bestellungen wegen, mit den Magdeburger Häusern Schwarz und Nathusius in Verbindung, und da ihm kurz zuvor einer seiner Fabrikaußseher mit Geld und Waaren davon gegangen war, so befand er sich in der Nothwendigkeit, zwei mit Waaren beladene Wagen persönlich nach Berlin zur Ablieferung zu begleiten.

Es war noch hell am Tage, als er, vor seinem Wagen herreitend, gegen Abend des zweiten Tages in Potsdam eintraf, wo er in einem der Wirthshäuser in der Allee vor dem Berliner Thore einkehren wollte, daß er noch nicht erreicht hatte, als ihm ein Officier, in einen Mantel gehüllt, begegnete, der ihn unverwandt ansah und, da R. sein Pferd anhielt und sich ihm näherte, ihn bei Namen rief. R. entschuldigte sich mit seinem schwachen Gesicht, daß er ihn nicht kenne. „Aber, zum Wetter!“ brach jener aus, „Kennst du denn deinen Quintus nicht mehr?“ — „Quintus? Quintus?“ frug R., und konnte sich nicht besinnen. — „Freilich hieß ich damals Guischart, und war in Leyden. Jetzt bin ich Vorleser beim Könige, den es beliebt hat, mich zu Quintus Scilius umzutauschen. Eben muß ich zu ihm nach Sanssouci, meinen Dienst zu versehen. Aber wie kommst du hierher? Was bist du jetzt? Was treibst du?“ Jetzt erfuhr Quintus, R. sey Fabricant bei Dessau und verfertige Vitriole, wovon er Proben aus der Tasche zog, die Quintus, ihres schönen Außern wegen, ganz vortrefflich fand, auch sich den Gebrauch und Nutzen des Vitriols erklären ließ. „Laß mir die Proben!“ hob er nunmehr an, und fehre im

Stern ein! Bei meiner Zurückkunft sprechen wir dort weiter. „Ich habe dir viel zu sagen.“

Es währte bis in die zehnte Stunde, eh' Quintus zurück kam, der nun sofort damit begann, daß er dem Könige den Vitriol gezeigt und über dessen Gebrauch belehrt habe. Da sen der König aufmerksam darauf geworden und habe geäußert, daß wenn Randel eine solche Fabrik bei ihm anlegen wolle, er ihm in Potsdam ein Haus bauen lassen und alles, was zu einem wohleingerichteten Werk erforderlich, hergeben wolle. R. aber, der vor dem alten Friedrich große Scheu trug, erklärte sich, die Gnade des Königs nicht anzunehmen, indem er seine Fabrik auf dem Geisthose mehr in Floß zu bringen gedenke und dabei, neben der Unabhängigkeit, seines guten Auskommens versichert bleibe. „Kann dir's nicht verdanken, alter Freund!“ fiel Quintus lächelnd ein. „In deiner Stelle würde auch ich denken: *Procul a Jove, procul a fulmine!* Will's dem alten Herrn schon wieder ausreden!“ Und jetzt setzten sie sich vor einer dampfenden Punschbowle nieder und theilten einander ihre, seit sie sich nicht gesehen, erlebten Schicksale mit, bis der Hahnenruf den annähernden Morgen verkündigte. Beim Abschiede mußte R. versprechen, ihn in Glieneke zu besuchen, woselbst ihm der Monarch ein artiges Landhaus und Garten geschenkt hatte. \*)

\*) Diese ländliche Besitzung ist späterhin vom Staatskanzler, Fürsten von Hardenberg, bewohnt worden, der nach Schließung des Friedens 1814 das Dorf Glieneke vom Könige zum Geschenk erhielt. Was übrigens Quintus dem Könige, bei jener Veranlassung, von Randel Vortheilhaftes gesagt und auch wol den beiden Cabineträthen Röper und Müller zur Kunde gekommen seyn mochte, schien auf einen guten Boden gefallen, indem



Bei seinem Aufenthalt in Berlin wurde er vornehmlich mit dem damaligen Bergrath Gerhard bekannt, der ihn auch dem Minister Freiherrn von Heinitz, als Chef des gesammten Berg- und Hüttendepartements, vorgestellt haben würde, wenn dieser nicht auf einer Departementsbereisung begriffen gewesen wäre. Nächste diesem wurde ihm auch die Bekanntschaft mit den als Chemiker bekannten, akademischen Gelehrten Hermbstädt und Klaproth zu Theil, und der Grund zu den Verhältnissen gelegt, die ihn weiterhin an das k. Oberbergamt und dessen Chef durch eine lange Reihe von Jahren gefesselt hielten. Auf dem Geisthof wurde er bei seiner Zurückkunft durch einen Brief überrascht, der über Holland aus Indien eingegangen war, nachdem er bald drei Jahre vergebens auf Nachrichten von dort gewartet hatte. Der Brief war von dem Hauslehrer Harmsen im Meermannschen Hause, der dadurch einem auf dem Todtenbette seines Principals ihm ertheilten Auftrage genügte. Der biedere M. nämlich, der seines Freundes in Europa noch sterbend mit Liebe gedachte, war leider mitten unter den Vorkehrungen zu seiner Rückreise in's Vaterland von jener, dem Klima eigenen, gefährlichen Fieberkrankheit ergriffen und in's Grab gestreckt worden, wo er nun an der Seite seiner Gattin ruhet. Auch sein einziger Sohn und Erbe, Hilarius, der bald nach des Vaters Tode, der Erbschaft wegen, eine nothwendige Reise zu seinem Vatersbruder nach Boston unternahm, war auf

es ihm zehn Jahre später in einem Falle, wo er unverschuldet mit der französischen Zoll- und Acciseregie in Unannehmlichkeit gerathen war, zu einer günstigen Entscheidung der Sache, unmittelbar vom Könige selbst, behülflich wurde.

dieser Reise mit dem Schiffe verunglückt. Jetzt sey er, schrieb er, nachdem er die Meermannsche jüngere Tochter (Constanzen's Schwester) geheirathet, alleiniger Besitzer der Meermannschen Plantagen und Fabriken geworden, die er durch seine Führung, da er durch die lange Reihe von Jahren der Meermannschen Geschäfte kundig geworden, fortwährend in Flor zu erhalten gedenke.

Es mochten demnächst kaum einige Wochen seit Randel's Zurückkunft aus Berlin vergangen seyn, als eines Morgens ein Wagen vor dem Geisthof hielt, aus dem der Bergrath Gerhard mit einem seiner Collegen ausstieg, die theils das Fabrikwerk zu besehen wünschten, theils aber mit einem Auftrage vom Oberbergamte und dessen Chef, dem Minister, versehen waren. Sie fanden die zuvorkommendste Aufnahme, und erkannten das, was sie sahen, ihres ganzen Beifalls würdig. Jener Auftrag aber bestand in dem commissarischen Ersuchen, sie, wenn es möglich, in Person nach Eisleben und Hettstädt zu begleiten oder ihnen mit nächstem dahin zu folgen, um in Absicht der Bitriolfabrication an Ort und Stelle sein Gutachten abzugeben und Verbesserungsvorschläge zu thun, wofür R. auf ausgezeichnetste Beweise königlicher Erkenntlichkeit rechnen dürfe. R. äußerte, daß ihm, auch ohne auf letztere zu sehn, das ihm wiederfahrende ehrenvolle Zutraun genüge; und er wolle, aus Achtung, da ihm seine Geschäft grade eine Entfernung erlaubten, sie bei ihrer weitem Reise begleiten und, durch seine Kenntnisse und Erfahrungen, für das Beste des königlichen Interesse mitwirkend seyn \*). Noch an demselben Tage reisete R.,

---

\*) Da indeß der sehr zu besorgende Nachtheil, bei künftiger Concurrenz mit den königlichen Werken, sei-

in ihrer Begleitung, über Halle nach Eisleben und nach Hettstädt ab, wo es ihm gelang, den auf ihn gerichteten Erwartungen völlig zu genügen und er, bei seiner Abreise, ihnen zusagen mußte, sich recht bald in Berlin einzufinden, indem der Minister seine persönliche Bekanntschaft zu machen wünsche.

Bald darauf ging auch ein Schreiben aus Hof ein, worin ihm Büttner den weitem glücklichen Erfolg bei der Umarbeitung seiner Vitriole meldete, ihn aber auch dringend ersuchte, dort zur Stelle ihm zur Erbauung eines Schwefelofens behülflich zu werden, wie er dessen zu Verarbeitung seiner Kiese zu Kupfer bedürfe. Sowohl die Freundschaft für B., als die ihm aufgelegte Verbindlichkeit, ließen keine abschlägige Antwort zu, zumal bei der nun bald vorzunehmenden Reise nach Zips der Umweg über Hof nicht eben in Betracht zu kommen schien. Da indeß die Dauer seines Aufenthalts in Hof, wie in Zips, sich nicht bestimmen ließ, so glaubte R., unter diesen Umständen, die versprochene Reise nach Berlin, wohin ihn ohnedies Geschäfte beriefen, nicht aufschieben zu dürfen.

Seine Aufnahme beim Minister hätte nicht ehrenvoller seyn können, was denn auch, wie natürlich, auf die günstige Gesinnung des Oberbergamts-Collegii Einfluß bewies. Ueberhaupt hatte R. das Glück, wenn ihm auch nicht das Verdienst:

---

nem Scharfblick schwerlich entgangen seyn kann: so scheint es, als habe ihm irgend schon damals eine lebhafte Ahnung von sich annähernden officiellen Verhältnissen vorgeschwebt, die sich (wenn auch nicht gleich und unmittelbar) an dieses erste Ereigniß ketten und ihm, für eine lange Reihe kommender Jahre, anderweitige Vortheile von Bedeutung zusichern wurden.





im Namen des Ministers, das Anerbieten einer Bergrathsstelle geschah. Aber R. nahm auch diese nicht an, da er sich einmal zur Reise nach Ungarn verbindlich gemacht hatte und, wie er glaubte, wenigstens vor der Hand ungebunden bleiben mußte.\*)

Die Reise über Hof nach Zips blieb bis gegen den Sommer ausgesetzt, indem er zunächst, als Folge des neu eingegangenen Verhältnisses, sich erst als Mitcommissarius einer Bergcommission in Alvensleben anschließen mußte; und als er dann endlich in Hof eintraf, so fand er daselbst, außer dem von ihm zu dirigirenden Bau des Schwefelofens, so viele Anstände und zu treffende neue Einrichtungen, daß er bis zum Winter hin vollauf beschäftigt war, wodurch man in Zips, bei seinem Ausbleiben, in die äußerste Verlegenheit gerieth. Nach den brieflichen Aeußerungen des R. kam es, zu einer radicalen Verfeinerung des Fabricats, auf bauliche Einrichtungen an, die fast eine gänzliche Reform des Werks zur Folge hatten. Schon waren in dieser Hinsicht die Arbeiten der Fabrik den Sommer über eingestellt worden und da, durch Mandels Säumnis, dem Eigenthümer großer Schaden erwuchs, so sah sich dieser gedrungen, bei der vorgesezten k. k. Bergcommission um ein Requisitionsschreiben an die fürstlich dessauische Regierung

---

\*) Sein guter Genius schien damals ihn verlassen zu haben, wie er noch in späten Jahren dies sich oft selbst gestand. Seine Lage von da an blieb precär, wenn es ihm gleich, eh' Alter und Krankheit eintraten, bei seinen Talenten nicht an Erwerb- und Auskunftsmitteln gebrach, die leider zuletzt unzureichend verblieben und ihn fühlen ließen, er habe das *fronte capillata est* nicht beherzigt, was Schiller so schön paraphrasirte, indem er sagt:

„Was man von der Minute ausgeschlagen,  
Giebt keine Ewigkeit zurück!“

Pl.

anzufuchen, damit R. im Wege Rechts zu Erfüllung seiner gerichtlich eingegangenen Verbindlichkeit, so wie zum Schadenersatz und zu Erstattung des ihm über Leipzig angewiesenen Reisegeldes, angehalten würde.

In Dessau wurde, dem Requisitoriate zu genügen, ein Curator absentis (in der Person eines Hrn. v. B., der damals der juristischen Praxis oblag) ernannt, und ein Termin zur Hö rung der Parteien anberaumt; die an R. gerichtete Citation aber seinem Freunde und Stellvertreter behändiget, der sie ihm an den Ort seines Aufenthalts übermachte. Als sie bei diesem einging, schickte er sich eben, da die Geschäfte in Hof beendigt waren, zur Abreise nach Ungarn an. Die Nachrichten von Dessau aber waren geeignet, ihn zur schleunigsten Rückreise dahin zu bestimmen. Dort ließ er gleich nach der Ankunft sein Erstes seyn, den gegen ihn eingeleiteten Proceß zu sistiren, indem er vor Gericht erklärte, zwar an der Reise nach Lips zeitlich verhindert gewesen zu seyn, aber er erkenne sich zu jeder Schadloshaltung des Gegners verpflichtet, und sey gesonnen, gleich kommenden Tags die Reise nach Ungarn anzutreten. Auch bat er, von dieser seiner Erklärung ungesäumt den Gegner in Kenntniß setzen zu lassen.

Die Reise selbst wurde dergestalt beschleunigt, daß der Brief kaum um einen Tag früher, als er selbst, eintraf. Auch in Wien hatte R. nicht länger verweilt, als nur der Wechsel der Pferde es bedurfte; und so war sein plötzliches Erscheinen um so überraschender, als eine solche Pünctlichkeit mit der bisherigen Säumniß im größten Contrast zu seyn schien. Man that aber auch alles, ihn als einen ausgezeichneten Gast zu empfangen, und vornehmlich wurde (wie sich dies in den österreichischen



Staaten überhaupt nicht anders erwarten läßt) für die bestmögliche Defranirung, neben guter gesellschaftlicher Unterhaltung, gesorgt. Die Fabrik wurde nun, nach einigen baulichen Einrichtungen, sofort wieder in Thätigkeit gesetzt, und die Resultate, da unter Randels Leitung die Arbeiten aus dem Kleinen in's Größere übergingen, gereichten demselben zu vieler Ehre, indem dem bisher gefertigten Weiß binnen Kurzem ein so hoher Grad von Feinheit und Güte zu Theil ward, daß dasselbe von da an unter dem Namen Crems'er Weiß überall seinen ausgezeichneten Ruhm behauptet hat.

Bei der Verlängerung seines Aufenthalts, wo R. auch mit der ganzen Umgegend von Crems bekannter wurde, wandten sich mehrere Grubeneigenthümer an ihn, denen er mit Rath und That zu statten kam. So ward er veranlaßt, unter andern die Gruben eines Werks zu befahren, das man, als nicht mehr bauwürdig, seit geraumer Zeit ganz aufgegeben hatte. R. hingegen, dem man einige Stücke des erst kürzlich im Innern gebrochenen Erz zur Beurtheilung vorlegte, äußerte, nach näherer Untersuchung derselben, große Unzufriedenheit mit jenem Benehmen. „Die dem ungeübten Blick verborgenen Operationen der Natur“ (lautete sein auf geognostische Erfahrung gestütztes Urtheil) lassen da, wo noch Beweise solcher Production vorhanden, auf keinen Stillestand in ihrer Wirksamkeit, auf keine Erschöpfung schließen; es käme also in jezigem Falle auf genaue Untersuchung und fachkundige Beurtheilung des Innern an, und da es zu umständlich und nicht füglich abzuwarten wäre, entfernte Bergwerkstkundige herbei zu rufen, so wolle er zu selbst eigener Ueberzeugung (wenn es gleich mit einiger Gefahr verbunden schien) das Werk befahren“. Es wurde demnach ein Tag dazu

angesetzt, bis wohin der verfallene Eingang zur Grube aufgeräumt und die sonst nöthigen Vorkehrungen getroffen werden mußten.

R. fand für gut, da die vor Alters im Gesteine gehauenen Stufen verfallen und für Leitern kein sicherer Stützpunkt vorhanden schien, sich, mit Grubenlicht und Hacke versehen, in einem Korbe hinunter zu lassen. In einer Tiefe von nicht völlig zehn Lachtern kam er zuerst zu einer Strecke, wo er aussteigen und sichern Fuß fassen konnte. Hier konnte er deutliche Spuren einer seit Jahren erst eingestellten Arbeit entdecken, und schritt von da einen Nebengang ein, zu dem er mehrere steinerne Stufen herabsteigen mußte. Die verdickte Luft, die hier kaum das Athemholen zuließ und das Geschwirre der Fledermäuse, die sein Grubenlicht umschwärmten (in der Sprache der Bergleute Berggeister genannt), hätte den beherztesten Mann zurück geschreckt; nur Randel schritt vorwärts, obwohl, je weiter er kam, die an vielen Stellen sehr morsch und wandelbar gewordene Verzimmerung auf ein äußerst hohes Alterthum schließen ließ. Wo er über sich oder zur Seite mit der Hacke einhauete, staunte er über den Reichthum gediegener Erze, die er nirgends, selbst in Westindien nicht, in so vollkommener Ausbeute erblickt hatte, und kaum begreiflich schien es ihm, daß bis dahin kein Auge eines Sachverständigen, seit Jahrhunderten vielleicht, so weit gedrungen war. Aber so unheildrohend das weitere Vorschreiten auch schien und obwohl sich warnende Stimmen hinter ihm aus der Entfernung hören ließen (indem mehrere der oben Verbliebenen indeß, aus Besorgniß, ihm gefolgt waren), so glaubte er es doch sich selbst schuldig, nachdem sein herzhafter Muth ihn bereits von Entdeckung zu Entdeckung geführt hatte, nicht (als sey es aus Feigheit)

zurück zu kehren. Er empfahl seine Seele dem Schöpfer und trat beherzt in einen abermals vertieften Nebengang hinein, wo er aber nur wenige Schritte gethan hatte, als es unter ihm brach und er mit allem, was unter und neben ihm war, in mehr als Mannestiefe hinabsank. Zum Glück, daß er im Sinken sich in der aufrechten Stellung erhielt, wo er dann aber bis über den Unterleib im nachstürzenden Geröll und Schutt begraben stand. Da, wo er nunmehr nach erloschenem Grubenlicht wie von ewiger Nacht umhüllt schien, rief er laut und zu mehreren Malen um Hülfe. Die ihm gefolgt waren, hatten zwar bei dem furchtbaren, durch den untern Wiederhall verstärkten, Krachen des Einsturzes die Flucht ergreifen wollen; als sie aber Mandels Rufen nach Hülfe vernahmen, eilten sie, so schnell sie konnten, herzu und befreieten ihn, der zur Hälfte lebendig begraben schien, außer einigen leichten Quetschungen aber keinen Schaden erlitten hatte. Indem sich jetzt mehrere Grubenlichter näherten und R. um sich blickte, brach er in das höchste Erstaunen aus: denn in einer unabsehbaren Strecke ward er eine Ausbeute von Erzstufen gewahr, die, ihrem anscheinenden Inhalt nach, leicht einen Gewinn von 60 oder 70 Procent gewärtigen ließen. Die zum Theil verwitterten Spuren vormaliger Arbeit, nebst der mitunter ganz vermorschten Verzimmerung, ließen dabei auf ein sehr hohes Alterthum schließen und daß dieser Theil des Schachtes vielleicht schon zur Römerzeit in Arbeit gewesen und entweder durch ein Erdbeben verschüttet worden, oder seit den Einfällen der Mongolen, gegen welche die Bergknappen mit in den Krieg ziehen mußten, gleich mehreren andern Bergwerken liegen geblieben seyn mochte, wo er alsdann nach und nach ganz verfallen und unbearbeitet verblieb.



ben. — Mit Jenen, die zur Hülfe herzu eilten, war auch der Besitzer des Grubenwerks erschienen, der hier, bei den neuentdeckten Kunstschätzen angelangt, kaum seinen Augen trauen wollte. Eine unerwartete reiche Ausbeute seines Werks, von der er auch nicht die leiseste Ahndung gehabt, lachte ihm entgegen; und als er in laute Dankversicherungen gegen R. ausbrach, deutete dieser nach oben hin, und erwiderte weiter nichts, als: „Unsere Hülfe kommt vom Herrn!“

Aber der schnell sich verbreitete Ruf von den durch R. gemachten wichtigen Entdeckungen konnte nicht ohne Folgen bleiben, wie sich dies fast voraussagen ließ. Die obern Bergbehörden wurden aufmerksam darauf, und es währte keine acht Tage, als sich, um davon nähere Kunde zu nehmen, eine Bergdeputation einfand, die, nach Befahrung der Gruben, wozu man sich den R. zum Führer erbat, im Namen der obern Landesstelle sofort in den Besitz der neuentdeckten Schächten einschritt und erklärte, daß das Werk, als zum landesherrlichen Bergregale gehörig, nach Ermittlung der dem Besitzer gebührenden Entschädigung, für kaiserliche Rechnung in Arbeit genommen werden solle. Als ein Grund mehr zu einer solchen Maßregel galt noch der Umstand, daß der innere Bezirk der eben besichtigten Schächte mit ihren subterrane'n Verzweigungen sich größtentheils über die Grenzen des Grubenwerks hinaus und in einen landesherrlichen Domainendistrict erstreckte. Man versicherte indeß, daß, wie billig, auf eine angemessene Belohnung des von Randel, als Entdeckers, bei der höchsten Behörde angetragen werden solle.

Die Sache war damit beendet, da gegen den Befund der vorgesetzten Behörde keine Einwendung des Grubenbesizers statt fand. Die Commission

reiste ab, nachdem mit den Grubenarbeiten inne gehalten war, und R. trat nun ebenfalls, in sehr heiterer Stimmung, seine Rückreise an, nachdem ihm nicht nur die vortheilhafteste Reform der Bleiweißfabrik, sondern auch in der letztern Zeit Entdeckungen gelungen waren, wovon folgenreiche große Resultate zu erwarten standen \*).

Seiner Ankunft in Wien, wo er sich auf der Rückreise einige Zeit verweilte, war der Ruf von den Ereignissen in Gremß voraus gegangen. Die persönliche Bekanntschaft des Edlen von Born (damals k. k. Hofkammerrath, und als Mann von Einfluß bekannt) und Jacquiers, mit dem er frühherin schon in Briefwechsel gestanden hatte, gereichte ihm zu unendlichem Vergnügen. Von mehreren der ersten Staatsbeamten des Kaiserstaats wiederfuhr ihm ehrenvolle Auszeichnung; auch war er kaum in Dessau angekommen, als Born ihm meldete, daß die k. k. Oberbergamtsbehörde, jener glücklichen Entdeckungen wegen, auf eine namhafte Belohnung höchsten Orts angetragen habe, die nun auch bereits genehmiget sey. Uebrigens schien es nach diesem Schreiben, als stehe es nur bei R., sobald er wolle, ein glücklicher Mitbewohner des Kaiserstaats zu werden.

Bei seiner Zuhausekunft fand er ein Commissorium des k. Oberbergamts vor sich, durch welches ihm die Revision des königlichen Alaunwerks in Freyenwalde übertragen wurde. Dieses bisher

---

\*) Uebrigens sprach R. noch oft, mit Vergnügen, von der besondern Aufmerksamkeit, mit der man ihn in Bips auf das Gastfreundlichste behandelt, und daß die Prälaten und vornehmsten Geistlichen der Gegend besonders, ihn (ohne alle Rücksicht, daß er Protestant sey) zuvorkommend und mit biederer Herzlichkeit behandelt hätten.

verpachtete Werk war in seinem Ertrage dermaßen zurückgekommen, daß keiner der Pächter zurecht kommen konnte. R. wurde beauftragt, in Absicht eines vortheilhaften Betriebes und geregelter Umformung Vorschläge zu thun. Auch dieser Auftrag gab ihm Gelegenheit, nicht nur selbst neue Kenntnisse und Erfahrungen sich anzueignen, sondern auch mit Inbegriff der Steinkohlenfeuerung ein neues Verfahren bei Bereitung des Alauns in Gang zu bringen, auf dessen Grund das Werk binnen wenig Jahren dergestalt in Aufnahme kam, daß der Pächter Aaron Meyer in Berlin ein mehrfach erhöhtes Pachtquantum zahlen konnte und das königliche Interesse folglich nun Vieles gewann. Während seines verlängerten Aufenthalts zu Freyenwalde wurde er zu mehreren Malen mit Besuchen des Ministers beehrt, der sich von dem völligen Gedeihen des Ganzen zu voller Zufriedenheit überzeugte \*).

Ueberhaupt war es R. gelungen, sich mehr und mehr in dem Vertrauen und der Gunst des Ministers fest zu setzen, als dessen Beweis er ihn

---

\*) Es konnte nicht fehlen, daß bei der Nähe von Berlin sich, außer Randels Bekannten und Freunden, eine Menge neugieriger Fremden einfanden, das neuorganisirte Werk zu sehn. Bei einem solchen Besuch, wo eine Gesellschaft von guten Bekannten des R., unter denen sich auch Nicolai, Gedicke, Biester, Böllner und der noch lebende Dr. Friedländer befanden, das Werk befahren wollten, versah es einer von ihnen beim Einsteigen in den herabzulassenden Küber, trat darneben und wäre beinahe in die Tiefe gestürzt, wenn ihn nicht R., als ein Mann von ausgezeichnete physischen Kraft, noch bei den Beinen ergriffen und glücklich zurückgezogen hätte. Dieser, mit Gefahr seines eigenen Lebens, ihm gelungenen Rettung erinnerte sich der gute Mann nie ohne lebhafteste Rührung und Dank gegen Gott.











und Anstand seinen Vortrag begann, so unterbrach der Monarch ihn doch bald, indem er mit der Hand winkte. „Köper hat mir schon alles gesagt,“ hob er an, „und ich zweifle nicht, daß er unschuldig ist. Wie ich mich erinnere, hat Quintus mir schon viel Gutes von ihm gesagt. Geh’ er in Frieden, ihm soll Gerechtigkeit und volle Genugthuung werden!“

Damit war die Audienz beendet, und R. wurde angewiesen (indem sofort die nöthigen Befehle nach Berlin erlassen und die genaueste Untersuchung der Sache, mit Zuziehung Hermbstädts und Klaproths, eingeleitet war) den Ausgang ruhig in Potsdam abzuwarten. Der Zeitraum von einigen Tagen, bis nämlich das Resultat der in Berlin abzuhaltenden commissarischen Untersuchung einging, konnte, bei seiner Ungeduld, dem R. nicht anders als äußerst langweilend seyn. Er logirte, nach Köpers Anrathen, indeß (bei Benkerts) in der Nähe des Schlosses, wo er aber, seinen Grillen und der Längenweile zu entgehen, am P'hombretisch Zuflucht gesucht und sein Geld verloren hatte; doch der Ausgang der Sache war ganz nach seinen Wünschen. Es erwies sich, daß die Zollbedienten bloß aus Unkunde der Vitriole und des Unterschieds der Sorten gefehlt, sonach also sich kein Falsum hatten zu Schulden kommen lassen, und daß der Wagen keinen Augenblick von der befahrenen Landstraße gewichen war. Kurz, R. wurde durchaus für unschuldig erklärt und die Confiscation aufgehoben; der Regiedirection aber fielen nicht nur die Untersuchungskosten anheim, sondern auch der Ersatz und die Entschädigung für die durch diese Chikanen verursachte Zeitversäumniß, was zusammen wol zwischen drei- und vierhundert Thaler betra-

gen mochte. Der Befehl des Königs ging dahin, dem R. den Inhalt des commissarischen Berichts und die Entscheidung mitzutheilen, ihn aber zugleich zu bedeuten, daß er nun je eher, je lieber wieder abreisen könne.

Nach der ihm gewordenen Publication trat er dann seine Abreise mittelst eines ihm von Röper gemachten Vorschusses (denn seine Baarschaft war durch's L'Hombre geschmolzen) um vieles vergnügter an, als er gekommen war. Die confiscirt gewesenen Vitriole blieben zu seiner Disposition gestellt, und als Schadenersatz und Entschädigung für verlorene Zeit wurde ihm eine Summe ausbezahlt, mit welcher er völlig zufrieden seyn konnte. Aber es schien einmal Bestimmung, daß er sich des Bleibens auf dem Geisthof nicht lange erfreuen sollte. Ein Brief aus Bernburg benachrichtigte ihn, daß der Fürst von Anhalt Bernburg aufmerksam auf ihn geworden sey und es dem R. vielleicht nicht unangenehm seyn dürfte, wenn er zur Annäherung an diesen Herrn die Gelegenheit wahrnähme und, wofern es möglich, eine Reise nach Ballenstädt mache. R. erwiederte hierauf, daß jede Veranlassung ihm schätzbar sey, sich des fürstlichen Wohlwollens zu versichern, und er wolle, wenn es auch mit Zurücksetzung eigener Geschäfte seyn müßte, nach Ballenstädt kommen; jedoch wünsche er zu wissen, in welcher Beziehung er sich des Fürsten Durchl. dienstfertig oder gefällig zu erweisen das Glück haben könne? Man benachrichtigte ihn nunmehr, der Fürst habe seit einigen Jahren, unter Leitung der fürstl. Kammer, auf der sogenannten Silberhütte unweit Harzgerode, ein Vitriolwerk entstehen lassen, mit dem es keinen Fortgang gewonnen und dessen weitere Bearbeitung, wenn nicht

Vorkehrungen getroffen wurden, das landesherrliche Interesse gefährde.

Randel säumte nun nicht, dem Fürsten aufzuwarten, der durch sein herablassendes humanes Benehmen ihn sich bald anzueignen wußte, so daß er es über sich nahm, mit dem Werk und dessen bisherigem Betriebe sich bekannt zu machen und das, was zur Verbesserung nöthig sey, in Vorschlag zu bringen. Was nun immer R. in Antrag bringen mochte, fand Genehmigung; jedoch äußerte der Fürst, daß, sofern es ihm nicht gelinge, einen Mann von bewährten Einsichten, wie R., an die Spitze desselben zu stellen, er das Werk lieber aufgeben wolle. Die ehrenvollen Bedingungen, wozu der Fürst bei dieser Gelegenheit sich erklärte und sein ungemein verbindliches Benehmen bestimmten R. endlich zu der Erklärung, das Werk durch seine Leitung in Stand setzen zu wollen, wenn er, wie er sich's zur Bedingung mache, durchaus nichts mit der Kammer oder einer sonstigen Behörde des Fürsten zu thun habe, sondern nur unmittelbar unter ihm selbst und seiner höchst eigenem Revision stehe; so, wie er auch nur vom Fürsten selbst und nicht aus der Domainencasse seine Besoldung beziehen wolle. Alles fand unbedingte Genehmigung.

Das Ganze gewann zusehends, bei'm rascheren Betriebe, seitdem die Direction und Geschäftsführung ausschließlich von R. abhing; auch der Debit mehrte sich ansehnlich, da die gefertigten Vitriole sich durch einen höheren Grad von Güte, wie durch ihr Aeußeres, empfahlen. Der Fürst kam zum öftern selbst, sich vom guten Fortgange zu überzeugen; und so war es denn auch von keinem Einfluß und wurde nicht beachtet, wenn der Factor und die übrigen Officianten, die jetzt unbedingt von R. ressortirten, durch falsche Insinuationen dem neuen





del zu finden hoffte, und dann von dort zur Silberhütte zu Fuß gemacht, und der wohlthätig gesinnte Randel behielt ihn länger als eine Woche bei sich und versah ihn mit Geld zur Rückreise, nachdem er ihn zuvor mit Anweisungen zu einem andern Etablissement, besonders in Absicht der Weinessigfabrication, ausgestattet hatte \*).

Da sich in dem am Harz belegenen Blankenburg damals Ludwig XVIII. aufhielt, wo er ein simples Privathaus bewohnte, so wurde von seinen Umgebungen, den Emigrirten, welche die ganze Gegend überschwemmt hatten, auch Randels Neigung zur Gastfreiheit in Anspruch genommen. Sein Haus wurde nie von ihnen leer und alles, was Küche und Keller vermochten, diente zu ihrer Bewirthung; ja, den Aermsten derselben durften mit Bewilligung des Fürsten kleine Geldunterstützungen aus der Casse verabreicht werden, in welcher Beziehung der edelmüthige Fürst seinem Rechnungsführer, kleiner wohlthätig verwandten Summen halber, niemals einige Monita machte. Unser biedere R. theilte, was er hatte, mit ihnen, und Jeder fand ein sicheres Asyl bei ihm. Sogar des unglücklichen Königs Bruder, Artois, (nunmehriger König) besuchte ihn einst, wo er, von Randels loyalen Wesen und der guten Aufnahme eingenommen, ihn einladete, den König in Blankenburg zu besuchen; ja, er führte den R. selbst bei ihm ein, wo dann derselbe, von der leutseligen, ungemein gütigen Art seiner Aufnahme ergriffen,

---

\*) Eine Weinessigfabrik, womit sich R. bald darauf in Warschau etablirte und die um jene Zeit daselbst die einzige war, hatte ausgezeichnetes Glück und versetzte ihn in einen Wohlstand, der es ihm erlaubte, späterhin sich als den Wohlthäter seines Wohlthäters zu zeigen.

von da an einen der eifrigsten Anhänger des unglücklichen Königs abgab und ernstlich darauf dachte, wie dem drückenden Geldmangel desselben abzuhelpfen sey. Der arglose R. bemerkte nicht, daß es rund um den König her gedungene Aufpasser gäbe, die von jeder seiner unschuldigsten Handlungen, wie von jedem, der sich in Person ihm nähete, unbemerkt genaue Kundschaft nahmen \*). Aber dergleichen Rücksichten änderten in Randels Handlungsweise nichts; er ruhete vielmehr nicht, bis er einen reichen Particulier, der sein guter Bekannter war, dahin gebracht sahe, daß er dem Könige, gegen seine Handschrift, zu zweien Malen fünftausend Thaler vorstreckte \*\*), bei deren Auszahlung R. jedesmal, dem Abkommen gemäß, als Zeuge zugegen seyn mußte.

Zu den Verbesserungen auf der Silberhütte, die nach den Anträgen des R. vom Fürsten genehmiget waren, gehörte auch der Bau eines zweckmäßig einzurichtenden Schwefelofens, dessen Mauerwerk ungefähr schon bis zu der Höhe, wo die Wölbung beginnen sollte, aufgeführt war, als lange anhaltendes, für den Bau nachtheiliges, Regena-

---

\*) So konnte es seyn, daß damals vielleicht auch R. beobachtet war und sein Name längst im schwarzen Register gestanden, ehe das Unglück vom Jahr 1806 über ihn ausbrach. Zum wenigsten glaubte R. davon fest überzeugt zu seyn, und einige Umstände bei der Plünderung schienen es fast zu bestätigen.

\*\*) Was nach der damaligen Lage für ein äußerst gewagtes Darlehn gelten konnte und wol nur durch Randels Interposition bewirkt seyn mochte. Um so mehr verdient es aber auch gerechte Anerkennung, daß (nach der Versicherung unsers R.) jene Handversreibungen Ludwigs bei seiner Throngelangung, und zwar mit Beifügung einer ansehnlichen Gratification (statt der Interessen), unerinnert abgelöst worden.

wetter einfiel und R. plötzlich verreisen mußte, ohne eine vorherige Anzeige davon dem Fürsten machen zu können. Eines Morgens nämlich (es war am 5. Aug 1797) kam ein königlicher Kammervagen mit vier Pferden bei der Silberhütte vorgefahren, dessen Vorreiter ihm ein Schreiben aus dem Cabinet, mit dem Beischluß von hundert Ducaten, überbrachte, in welchem R. ersucht wurde, ungesäumt nach Potsdam zu kommen. Seiner Majestät war nämlich bei Ihrer Krankheit der Gebrauch der Lebenslust verordnet, und sowohl die S. S. Medic. Rätke Klaproth und Hermbstädt, als der k. Leibarzt Geh. R. Selle, hatten geäußert, daß die chemische Bereitung der wahren Lebenslust, nach engl. Art, von Niemand in solcher Vollkommenheit als von dem von Randel in Dessau zu erwarten sey \*). Es geschah also auf höchste Veranlassung, wenn man ihn ersuchte, in dieser Hinsicht, sobald nur immer möglich, nach Potsdam zu kommen. Noch war jenes Schreiben mit einem andern von Klaproth begleitet, der ihm meldete, wie es gekommen sey, daß man ihn dem Könige zu diesem Behuf in Vorschlag gebracht, und R. möge doch ja bei den mißlicher werdenden Gesundheitsumständen desselben die Reise nach Potsdam zu beschleunigen suchen; wie denn auch dafür gesorgt sey, daß er in dieser Rücksicht überall unterwegs Relais finden werde.

So schien denn für R. nichts dringender, als die erforderliche Wäsche und Kleidung einpacken zu lassen und seine Abreise zu beschleunigen. Die Veranlassung zu seiner eilfertigen Abreise behielt er sich

---

\*) Diese Aeußerung bezog sich auf eine frühere Unterredung mit R., über die Anwendung der Lebenslust in Krankheitsfällen und über deren, ihm bekannte, zweckmäßigste Bereitungsart.





zeichnet gnädige Aufnahme gesichert. Besonders interessirte sich die Gräfin Lichtenau für ihn, durch die er in aller möglichen Art für seine gute Aufnahme und Bequemlichkeit gesorgt fand. Den König fand er zwar sehr krank, doch ziemlich heiter an Geist und in einer Stimmung, in der man wol von seinen Umgebungen unterhalten zu seyn wünscht. Am Krankenlager befand sich Selle; auch Klaproth und Hermbstädt wurden herzu gerufen, und da Mandel, auf Befragen, die Bereitung der verordneten Lebensluft in der erforderlichen Art unbedenklich über sich nahm, so wurden sofort im Cavalierhause des Marmorpalais, (in welchem sich der König während seiner Krankheit befand) außer mehreren Zimmern zur Wohnung, eine große Küche als Laboratorium angewiesen. Auch wurden ihm, vom Könige selbst, zwei Hoflakaien zur Bedienung, auch einige Leute als Gehülfen bei den chemischen Arbeiten zugegeben. Die allgemeine Erwartung war gespannt, und schon desselben Nachmittags wurde, in Klaproths und Hermbstädts Beiseyn, zur Sache geschritten. Gleich der erste Versuch gelang über Erwarten, und man fand die Lebensluft so ganz von den erforderlichen Eigenschaften und Güte, daß mit ihrer Einwirkung auf den Gesundheitszustand des Monarchen ungesäumt vorgeschritten wurde.

Einstimmig war der Beifall, der unserm M. zu Theil wurde. Sein Credit war nunmehr befestigt; vorzüglich wurde er vom Könige selbst mit herablassendem Vertrauen und vieler Achtung behandelt, und die diätetischen Regeln, welche M. angab, wurden von diesem Tage an mit gewissenhafter Genauigkeit befolgt, da Selle und Hermbstädt sie der Cur angemessen erklärten. Mandeln blieb zu jeder Stunde des Tages, wie bei Nacht, der Zu-

tritt zum Krankenlager des Königs frei, und der König fand die Unterhaltung des erfahrenen, vielgereis'ten Mannes so werth, daß er ihn fast immer um sich zu haben wünschte. Die Gräfin L., die je länger, je mehr auf ihn hielt, hatte gleich bei einer der ersten Audienzen den König aufmerksam auf sein Alter gemacht und daß er vielleicht nicht lange stehen könne; es wurde also stets bei seinem Eintreten ein Stuhl für ihn zum Bette des Königs hingerückt. Sogar auch darauf war Rücksicht genommen, daß er ein leidenschaftlicher Raucher war. In den Zimmern, die er bewohnte, standen auf allen Tischen Teller mit dem besten Knafter, neben schon gefüllten Pfeifen und brennendem Licht, und der Thee wurde stets in Maschinen warm erhalten, Mittags und Abends aber stand für ihn und die Herren Selle, Hermbstädt und Klaproth (wer grade von ihnen sich in Potsdam befand) ein Tisch mit Speisen und Wein von der königl. Tafel servirt.

Da die Unterhaltungen des R. mit dem kranken Könige oft viele Stunden wegnahmen, so wurde er von der Gräfin und dem Monarchen selbst erinnert, sich durchaus nicht das gewohnte Pfeifchen abgehen zu lassen. Ja, der Monarch ging gar so weit, ihm in seiner Gegenwart das Rauchen erlauben zu wollen, was R., wie natürlich, zwar nicht annahm, aber um so öfter stundenlang in sein Zimmer entlassen wurde, sich ohne Zwang nach eigener Neigung wohl zu thun. An vielseitigem Stoff zur Unterhaltung mit dem Könige konnte es übrigens R. wol nicht fehlen, zumal jener ihn gern von seinen Schicksalen auf den weiten Reisen und während seines mehrjährigen Aufenthalts in Westindien sprechen hörte. Aber worauf der König in der Unterhaltung öfters zurück zu kommen pflegte, war Ludwig der Achtzehnte in seinem Unglück und

während seines Aufenthalts in Blankenburg. R. bemerkte mit besonderer Freude, daß die Erwähnungen von dem leidenden Zustande des unglücklichen Monarchen, wie von dem Mangel, den er erlitt, bei'm Könige, wie bei der Gräfin, viel Theilnahme erregten, und er gewann bei Beiden durch die Aeußerung, daß es seinen Bemühungen gelungen sey, ihm einige baare Unterstützungen aus Harzgerode verschafft zu haben; ja, für R. schien es keinem Zweifel unterworfen (wenn es gleich nicht zur öffentlichen Kunde gekommen), daß dem unglücklichen Ludwig, wie aus einigen Aeußerungen der Gräfin sich ergab, auch aus der Milde des preussischen Monarchen mehr als einmal ansehnliche Unterstützungen zugekommen waren.

Die Herstellung und Genesung des Königs, mittelst der vorschrittsmäßig angewandten Lebenslust, deren Anwendung ihn zugleich für die Wirkung der ärztlichen Mittel empfänglicher machte, schien bald keinem Zweifel mehr unterworfen, und man glaubte, es unbedenklich nur jener zuschreiben zu müssen, daß der Patient nach Verlauf von acht bis zehn Wochen schon kleine und größere Fußpromenaden unternehmen konnte, als er einen Besuch von den französischen Prinzen Artois und Angouleme erhielt, die den König mit der den Franzosen eigenen Lebhaftigkeit über der Emigrirten und Ludwigs Calamitäten unterhielten. Der König schien afficirt davon, da er sich aber sehr wohl befand und das Wetter gut war, so wurde beschlossen, zu Fuße das Schauspiel zu besuchen \*).

---

\*) Der König wurde baselbst in der Freude über seine Wiederherstellung mit lautem Jubel vom Publicum empfangen, das sich nicht ahnen ließ, den geliebten Monarchen zum letzten Mal in seiner Mitte zu sehn.



Nach dem darauf folgenden Souper wohnte der König mit Heiterkeit bei. Die Gegenstände, Ludwig und die Emigrirten betreffend, wurden von neuem zur Sprache gebracht. Die Gräfin L., die ebenfalls sich in die Unterhaltung mischte, ließ hierbei unglücklicherweise den König, der mit vielem Appetit aß, ganz außer Acht und bemerkte nicht, daß er, in der Zerstreuung über das lebhafteste Gespräch, eine vor ihm stehende Schüssel mit Schnepfenbutter fast ganz allein verzehrt hatte. Endlich ward sie es gewahr, und nahm, ohne auf den Unwillen des Königs zu achten, den noch verbliebenen Rest hinweg. Leider aber war das Schlimmste geschehen, und der Genuß der fetten, unverdaulichen Speise brachte auf der Stelle ein Uebelbefinden zu Wege; daher sofort die Leibärzte herzuggerufen wurden. Auf ihre Verordnung wurde der Monarch sogleich zu Bett gebracht und die unter den Umständen dienlichen Mittel verordnet. Zwar bestand R. auf gemeinschaftliche Consultation mittelst einer Conferenz, und äußerte, daß unausbleichlich die schlimmsten Folgen eintreten müßten, wenn nicht ohne Säumniß durch Klystiren und durch Vomitus Erleichterung hervorgebracht würde; was er aber immer mit dem wärmsten Eifer in Vorschlag bringen mochte und, als gut und zweckdienlich, volle Anerkennung fand, blieb dennoch unbeachtet, und die königlichen Aerzte versicherten, daß drastische Mittel, die bei jedem andern Patienten zum Zweck führen, wegen des persönlichen Widerwillens, den der König dagegen habe, hier durchaus keine Anwendung fänden. Eine Erklärung, die den R. beinah außer sich setzte, indem er bei Nichtberücksichtigung seines Rathes die schlimmste Catastrophe gewiß herbeigeführt sah. Alle seine Anstrengungen, sein mehr als dreimonatliches Mühen, seine Nacht-























von seinem umher verstreuten, mühsam zusammengelesenen Tabak rauchte und einige Krumen hartes Brot genoß, um sein Leben zu fristen. Noch in späten Jahren konnte man ihn nicht ohne Wehmuth von jener Leidenszeit sprechen hören, und unbegreiflich schien es dann, wie ein Mann von seinen heftigen Leidenschaften zuletzt das Unvermeidliche mit so viel Resignation ertragen hatte. Immer aber schien ihm jener Verlust der Børhaaveschen Bücher fast empfindlicher, als der seines Silbergeräthes und dessen, was er vor der Raubsucht zu Bergen gesucht hatte.

Der Schlag des Schicksals, den er durch die Plünderung erlitt, hatte seinen Geist zu tief gebeugt. Von diesem Falle glaubte er, der zeither mehr Glücks- als Unfälle erfahren hatte, sich nie wieder aufrichten zu können. Sein Muth war wie gebrochen, und er sah auch nach dem Abzuge der Feinde keine Seele um sich, die ihm Trost verlieh. Seine Domestiken waren entflohn, sich vor den Mißhandlungen der Feinde zu retten; selbst sein getreuer Hofhund Phylax hatte die Anhänglichkeit an seinen Herrn mit dem Tode gebüßt. Zwei lange Unglückstage und Nächte waren vergangen, und er ging halb sinnlos und immer noch in dem Aufzuge mit zerrissenem Hemde und herabhängender Weste über den Ruinen seines frühern Wohlstandes umher, als er außerhalb am Hofthore mehrere Reiter gewahr wurde, die ihn bei dem Namen riefen. Er hatte eben einen jungen Bürgersmann (den nunmehrigen Hutmacher M\*\*) bei sich, den Theilnahme und Mitleiden zu ihm geführt hatten. Mit diesem ging er jenen Angekommenen entgegen. Aber — welch' Erstaunen ergriff ihn, als er an der Spitze derselben den regierenden Fürsten, von einem seiner Gensd'armen und dem Staabstrom-

peter Th\*\* begleitet, erblickte. Schon der Anblick des herbeikommenden R. hatte den hochherzigen Fürsten mit innigstem Mitleid ergriffen. Indem dieser ihm die Hand reichte und in tiefer Rührung sein erlittenes Unglück bedauerte, wobei er ihn auf Gott, den Herrn und Lenker der Menschenschicksale verwies, bot er ihm alle von ihm abhängende Unterstützung zu Erleichterung seiner Lage an. Bis zu Thränen gerührt vernahm er den Bericht über die ihn betroffenen Unfälle, worauf er lebhaft in ihn drang, nicht nur Unterstützung an Geld, sondern auch die Speisung von seiner Tafel anzunehmen. Aber R., ob er gleich mit Thränen für so viel Edelmuth dankte, lehnte beharrlich alle Anerbietungen des Fürsten ab, wobei er in die Worte ausbrach: „Ich vertrau' auf Gott, auf den Sie selbst mich verweisen, edler Fürst! \*) Er prüfte mich, indem er mir nahm, was er mir gegeben hatte! und nun — halten Sie mir es zu Gnaden! erwarte ich keine Hülfe von Menschen! Sehn Sie auf meine Thränen, edler Fürst! Es sind die Beugen meines innigsten Dankgefühls; aber Ihre mir so edelmüthig dargebotene Hülfe, Ihre Unterstützung — muß ich verbitten!“ Hier entstand eine Pause, wo der Fürst ihn lange mit bedeutendem Blick fixirte und, indem er den Kopf schüttelte, das Mißvergnügen über die so bestimmt ausgesprochene Verweigerung kaum zu unterdrücken vermochte. „Nun denn, so nehm' ich mein Anerbieten zurück; aber, daß ich es gut gemeint habe, weiß Gott!“ — „Der Sie,“ fiel Randel ein, „zum Werkzeug seiner Güte ersah! Aber ich habe bloß die einzige

\*) Der sel. R. war gewohnt, jeden, der zu ihm kam oder ihm begegnete: „Mein edler Freund!“ anzureden. Das klang denn freilich zu Zeiten ganz eigen, ja komisch.









und schien verlegen. „Haben ihm Gelbvorschüsse verschafft?“ — „Das hab' ich!“ (mit festem Ton) „und hätt' ihm selbst Geld gegeben, wenn ich's gehabt hätte!“ — „Um so schlimmer! denn da! — und da! sehn Sie die Folgen davon!“ indem er auf die Zerstörung umher deutete, und noch etwas ins Gedenkbuch notirte. „Sie sind also weiter nicht verwundet worden? Wie?“ — „Nein! Nein! wie ich schon sagte!“ rief er mit Entrüstung. „Es schlugen zwar sechs welsche Lumpenkerl zugleich auf mich an und ich bot ihnen die offene Brust dar,“ „da sprang aber,“ fiel lächelnd der Officier ein, „der biedere würtemberger Capitain Horn vor Sie hin und nahm Sie in Schutz. Sehn Sie? auch das weiß ich!“ — R. stand von Erstaunen gefesselt und starrte ihn an; der Andere aber steckte ruhig sein Taschenbuch ein, stand auf und wollte sich empfehlen. Da nahm R. sich von neuem Muth, trat näher und sagte: „Darf ich nicht fragen, wen ich die Ehre gehabt, vor mir zu sehn?“ — „Das mögen Sie immer!“ hieß es. „Ich bin der Oberst Berger vom eilften Husarenregiment, und von deutscher Abkunft. Mein Auftrag übrigens ist vollbracht. Ich muß fort! Leben Sie wohl!“ — Er eilte hinaus, schwang sich auf's Pferd und in gestrecktem Galop ritt er davon. R. stand lange und sah ihm nach; es schien, als sey er von der Starrsucht befallen. \*)

Wir kehren wieder zu Mandels trauriger Lage

---

\*) Vorstehende Erzählung ist wörtlich, wie ich sie von R. erhielt. Nichts in der Welt hätte ihn von der fixen Idee zurückgebracht, daß er bloß wegen seines Benehmens gegen Ludwig und die Emigranten, und zwar unmittelbar auf Befehl des großen Mächthabers selbst, die Plünderung erlitten.



wenigstens zu einigem Theil seine dankbare Gesinnung zu bethätigen, und wünsche übrigens, daß Gott die Gabe der Dankbarkeit mit seinem Segen begleiten wolle.

Man urtheile von Randels froher Ueberraschung, indem die Nachricht von Kokulars Wiederemporkommen fast lebhafter auf ihn wirkte, als die Beihülfe des Geldes, so sehr er dessen bedurfte. Er dankte nun zwar dem redlichen Kokular, indem er zugleich jede weitere Geldsendung verbat; dieser aber, der keine Notiz davon nahm, fuhr um nichts weniger ununterbrochen mit den verheißenen Zusendungen fort, und ließ sich auf keine Beantwortung der Briefe ein, worin R. sie verboten hatte. Der eigenen Versicherung des letzteren zufolge, mochten die nach Leipzig angewiesenen Rimeffen wohl die Summe von 17 bis 1800 Thaler erreicht haben, als R. endlich durch die Versicherung ihnen Einhalt that, daß seinem Mangel gänzlich abgeholfen sey und daß, da R. diese Zahlungen bisher gleichsam nur als Darlehen betrachtet habe, er nur unnöthig tiefer in Schulden gerathen würde und daher alles Ernstes, mit den bisherigen Wohlthätigkeitserweisen inne zu halten, bitten müsse.

Aber bald, nachdem Kokulars erster Brief eingegangen war, lief auch über Breslau ein Schreiben, ohne Orts- und Namensunterschrift, mit zweihundert Thaler ein, dessen Absender R. nie auszumitteln gewußt, obwohl es, allem Vermuthen nach, schwerlich ein Anderer als Walther in Posen seyn konnte. Diese Summe und Kokulars Unterstützungen hatten R. übrigens in Stand gesetzt, nicht nur die aus Noth gemachten Schulden abzutragen, sondern sich auch in mancher Rücksicht wieder bequemer und anständiger einzurichten, da er so eben eine Wohnung in der Stadt bezogen hatte. Eine



















## Anton Johann Decker \*),

königl. dänischer wirklicher Etatsrath, Ritter vom Dannebrog, Bürgermeister und Stadtsecretair, wie auch Zollverwalter zu Oldesloe in Holstein, Director des combinirten adlichen Gutsgerichts daselbst, Justizarius des Gutes Tangstedt.

geb. den 3. Februar 1769.

gest. den 2. Januar 1824.

Er ward zu Tzehoe in Holstein geboren. Sein Vater, Prediger an der Hauptkirche daselbst, war wegen seiner großen Berufstreue allgemein bekannt und geachtet. Bei einer schwächlichen Constitution aber und fast ununterbrochenem Kränkeln wurde er durch die gewissenhafte Besorgung seiner Amtsgeschäfte zu sehr in Anspruch genommen, um auch für die Erziehung des Sohnes in dem Grade, als er gewünscht hätte, thätig zu seyn. Desto eifriger griff seine Mutter, eine gleich sehr durch Körper- und Geisteskräfte ausgezeichnete Frau, in dieselbe ein. Unermüdet that sie, was eine Mutter durch

---

\*) Insofern Holstein unserm deutschen Vaterlande im weitern Sinne gezählt zu werden pflegt und dies, zwar den Ereignissen und dem Wirkungskreise nach einfache, Leben Deckers einen wackern und thätigen Patrioten bezeichnet, möchte es nicht unpassend seyn, die schmucklose Darstellung, so wie späterhin die einiger andern Dänen, hier eine Stelle finden zu lassen, wie Freundesherz sich ersehnt, und den rühmlichst Genannten wohl mit Recht gebühren dürfte.



lung zu suchen. Anfangs ward er nur als Volontair zu den Arbeiten zugelassen, nach einiger Zeit aber (1790) zum Kanzlisten befördert. Sein Fleiß und seine Kenntnisse, vor allem aber ein glücklicher Blick, der jede Arbeit beherrschte, förderten seine Bemühungen auf's Trefflichste und erleichterten ihm die ersten Schritte im practischen Leben gar sehr. Er erwarb sich die Zufriedenheit aller seiner Obern und besonders des damaligen Kanzleipräsidenten, des großen P. A. Bernstorff, der in ihm ganz den angehenden wackern Geschäftsmann erkannte und ihm besonderes Zutrauen schenkte. So wurde er denn auch, nach erst zweijähriger Anstellung bei der Kanzlei, zur Vollziehung eines mit nicht geringen Schwierigkeiten verbundenen Auftrages versehen. Der, in die größte Verwirrung gerathene, Geschäftsgang der Landschreiberei auf der Insel Fehmern sollte baldmöglichst wieder in Bewegung gesetzt und die Ordnung hergestellt werden. Ohne Zögern mußte er von Copenhagen abreisen, um das neue Geschäft zu beginnen, welches er demnächst zur völligen Zufriedenheit der Kanzlei und noch eher, als man erwartet hatte, beendigte. — Unterdessen war der bisherige Landschreiber auf Fehmern seines Dienstes entlassen, Decker bewarb sich um das Amt, und ward, sicher nicht ohne Rücksicht auf seine Verdienste um den augenblicklichen Stand der dortigen Geschäfte, im J. 1795, zum Nachfolger ernannt. —

Gewiß war es für einen jungen lebensfrohen Mann kein leichter Schritt, Copenhagen, wo ihn das Leben mit all' seinen Reizen umgaben, wo er in den angenehmsten geselligen Verhältnissen gestanden, mit dem von der großen Welt fast abgeschlossenen und in mancher Rücksicht öden Aufenthalte auf einer kleinen Insel zu vertauschen. Ganz



nung kämpfen, und den angewiesenen Geschäfts-  
 freis von Neuem organisiren sollte. Hatte er auf  
 Fehmern in dieser Rücksicht große Schwierigkeiten  
 überwunden, so traten ihm hier noch größere ent-  
 gegen. Eine heftige Feuersbrunst hatte d. 22. Mai  
 1798 beinahe die ganze Stadt verwüstet, und noch  
 bei seiner Ankunft lag sie größtentheils in Schutt  
 und Asche da. Das Unglück und die Verwirrung  
 war hier nach allen Seiten entsetzlich. Deckers  
 Vorgänger hatte wegen Altersschwäche seinen Ab-  
 schied genommen; es war daher zur Wiederherstel-  
 lung der Ordnung nur wenig geschehen, und fast  
 die ganze Arbeit fiel jetzt auf ihn. Kaum war  
 noch dem ersten größten Unheil des Brandes ab-  
 geholfen, und der Wunden waren noch viel, die  
 der Linderung und Heilung bedurften. Dazu sollte  
 nun der Wiederaufbau der Stadt betrieben, und  
 die bürgerlichen Einrichtungen und verschiedenen  
 Zweige der Verwaltung, die fast alle in der größ-  
 ten Unordnung da lagen, von Neuem belebt wer-  
 den. Die Sorge für dies Alles, wenigstens die  
 oberste Leitung und die Bewerkstelligung dessen,  
 was durch die Feder geschehen sollte, fiel einzig auf  
 Decker. Sein Beruf hier war nicht von geringer  
 Schwierigkeit und nahm mehr als mittelmäßige  
 Kräfte in Anspruch; glücklicherweise war aber auch  
 D. der Mann, um ihn ganz zu erfüllen. Er hat  
 hier unstreitig sehr viel geleistet und sein Erschei-  
 nen in Oldesloe, gerade in dieser unglücklichen Pe-  
 riode, war in jeder Hinsicht segensreich für die  
 Stadt. — Kräftig und von den besten Erfolgen  
 war auch seine spätere Verwaltung. Besonders  
 hat er sich in den Zeiten des Kriegs unverkennbare  
 Verdienste um die Stadt erworben, indem er manche  
 schwierige Verhältnisse, in welche sie früher als  
 Grenzstadt, manche augenscheinliche Gefahren, in



die sie später, während des feindlichen Ueberzugs von 1813 und 1814, gerieth; durch Klugheit und Geistesgegenwart von ihr abgewandt hat. Er war und blieb dieser Stadt, die gewissermaßen unter seinen Augen von Neuem geboren war, und sich unter seinen Händen erkräftigt hatte, durch alle Zeiten auf's Innigste zugethan, und machte sich die Beförderung ihres Wohls bis an sein Ende zur heiligen Pflicht.

Unterdessen hatte sich sein Geschäftskreis allmählich noch weiter verbreitet. Im Jahre 1806 war ihm die Direction des nach seinem Plane eingerichteten sogenannten combinirten adeligen Gutsgerichts übertragen. Neun benachbarte Güter in der Gegend von Olbesloe wurden, zufolge allerhöchster Verwilligung, in Rücksicht der Justizverwaltung gewissermaßen zu einem Ganzen verbunden, indem die damaligen Besitzer sich für immer zu gemeinschaftlichen, in Olbesloe zu haltenden Gerichtstagen, zu einer gemeinschaftlichen Gerichtscasse und einem gemeinschaftlichen Gerichtshalter, der damals Decker ward, vereinigt hatten. Im Jahre 1808 übernahm er außerdem das für sich bestehende Justizariat des Gutes Langstedt. —

Seine Geschäfte hatten durch diesen Zuwachs einen sehr bedeutenden Umfang gewonnen, besonders so lange auch die Zollangelegenheiten durch das napoleonische Continentsystem sehr vermehrt und namentlich an den Grenzzollstädten, zu denen Olbesloe gehörte, durch mannichfache Verwickelungen erschwert wurden. — Indessen wird ihn schwerlich für die Verwaltung irgend eines seiner Aemter der Vorwurf der Nachlässigkeit treffen, er überließ keines ausschließlich einer fremden Hand, wie er überhaupt, so weit es die Möglichkeit zuließ, immer selbst thätig war. — Im ganzen Lande and

er in dem Rufe eines vorzüglichen Geschäftsmannes, und hatte allgemein großes Vertrauen. Er wurde daher häufig von Einzelnen zum Rathgeber gewählt, und oft mit der Besorgung schwieriger Angelegenheiten beauftragt. Ebenso wurden ihm von den höheren Behörden nicht selten außerordentliche Aufträge ertheilt und in späteren Jahren ist kaum eine Zeit vergangen, daß er nicht, außer vielen von ihm über fremdartige Gegenstände eingeforderten Berichten, in einer oder der andern Commission für Justiz und administrative Angelegenheiten aller Art, wenn nicht zugleich in mehreren Mitglied war. Besonders hat er in Zollsachen viele und schwierige Aufträge vollzogen. — Auch dem Könige war es nicht unbekannt geblieben, daß er an Decker einen seiner treuesten und gewandtesten Staatsdiener habe, und es sind ihm auch außer der Verleihung des Dannebrogordens (den 28. Jan. 1810) den allmäligen Rangerhöhungen vom Kanzleirath zum Justizrath, und dann zum Etatsrath (den 31. Juli 1815), mannichfache andere Beweise des königl. Wohlwollens gegeben, welches er im hohen Grade besaß. —

Im Jahre 1816 ward ihm die Auszeichnung, zum Mitgliede der zur Einrichtung einer ständischen Verfassung für Holstein nach Copenhagen zusammenberufenen Commission ernannt zu werden. So ehrenvoll dieser Auftrag war, so ist er doch in seinen Folgen für Decker höchst unglücklich geworden. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die wiederholten beschwerlichen Reisen nach Copenhagen, welche die Vollziehung dieses Geschäfts, oft sogar in der ungünstigsten Jahreszeit, nöthig machte, den ersten Keim zu einer Brustkrankheit in ihn gelegt, der er später unterlag. Seit dieser Zeit fing er an zu kränkeln, sein starker Körper magerte zusehends ab,

er ward nicht selten auf's Lager geworfen und Aufmerksamkeit auf seinen Zustand ward ihm von nun an dringend empfohlen. — Seine Geschäfte litten aber hierunter nicht: — auch bei gelähmter Kraft nahm er alles auf's Genaueste wahr, setzte selten eine Arbeit aus, und suchte in seiner Wohnung zu thun, was ihm bisweilen sein Zustand an den regelmäßigen Orten außerhalb zu beschaffen verbot. — Inzwischen war sein Zustand immer bedenklicher geworden, und eine Badereise nach Wiesbaden ward für dringendes Bedürfniß erklärt. Decker selbst, so sehr er bis dahin allen außerordentlichen Mitteln entgegen gewesen, sträubte sich jetzt, ihre Nothwendigkeit fühlend, nicht länger. — Im Julius 1823 trat er die Reise an. Allein sie war leider nicht von bleibendem, höchstens von augenblicklichem Erfolge, indem das Wiedersehen alter academischer Freunde und manche angeknüpfte ihm sehr werthe Bekanntschaft, in der Erinnerung zur Erheiterung seiner letzten Lebensstage beitrugen. Diese aber waren und blieben ihm von nun an nur spärlich zugemessen; er lebte nur noch wenige Monate. Doch behielt er seinen Thätigkeitstrieb auch bei der entschiedensten körperlichen Schwäche bis an seinen Tod, und sein Lebensmuth verließ ihn erst mit dem letzten Athemzuge. Noch wenige Tage vor seinem Ende feierte er, nach alter Weise, im Kreise seiner Kinder und Enkel, das Weihnachtsfest. Es war ihm auch diesmal ein Freudenfest, doch war er wehmüthiger gestimmt, und schien es zu ahnen, daß er zum letzten Male seinen theuern Familienkreis um sich vereine. Wiederholte Blutverluste in den nächstfolgenden Tagen waren entscheidend für seinen Tod, jedoch ohne daß er selbst davon überzeugt war. Er glaubte sich immer noch stärker, als er es wirklich war, und konnte es sich nicht



versagen, an einem Geschäfte, dessen baldige Beendigung ihm sehr am Herzen lag, indem seine eigne Hand schon zu schwach war, vermittelst einer fremden Feder zu arbeiten. Dies war sechs Stunden vor seinem Ende. Er starb ohne Schmerzen im noch nicht vollendetem 55. Jahre.

Sein Leben gewährte das erfreuliche Bild einer höchst ausgezeichneten Geschäftsthätigkeit. — Bei strenger Rechtlichkeit vereinigte er gleiche Fähigkeit und Lust zur Arbeit auf eine seltne Weise. Er lebte und webte in seinem Geschäfte und hat in Umfang und Güte Ungewöhnliches geleistet. — Der Erholungen bedurfte er nur selten und suchte sie, besonders in späterer Zeit, am liebsten im Kreise seiner Familie; doch nahm er auch gern an größeren Gesellschaften Theil, in denen er, bei seinem fröhlichen Sinn und dem entschiedenen Talente, auch andere in diese Stimmung zu setzen, stets gern gesehen ward. Von Hestigkeit war er nicht frei, und mag durch sie manches verschuldet haben, doch war sein Gemüth zugleich voll tiefer Empfindung und Liebe; das Verschuldete innig zu bedauern, war ihm natürlich, wie überhaupt ein lebenswürdiges Gemisch von Kraft und Milde zu seinem Character gehörte. — Dem wahren Unglück war er stets ein bereitwilliger Helfer, aber ein Feind des Scheins, besonders bei dem, was die moralische Seite des Menschen betrifft, meist ungesehen und im Stillen. So hatte er auch über Gott und Religion seine festen, innig beherzigten Ansichten, doch nur für sich und nicht für die Welt. — Seinen Freunden war er ein treuer Freund, und wankte nicht in den Zeiten der Noth. An seinem Könige hing er mit wahrhafter Liebe und war seinem Vaterlande auf's Treueste ergeben. —



**Dr. Ludwig Danlegott Cramer,**

viertler ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Leipzig,

geb. den 19. April 1791.

gest. den 3. Januar 1824. \*)

**B**aumersrode bei Freiburg an der Unstrut war sein Geburtsort. Sein Vater, Prediger des Orts, ertheilte ihm den ersten Unterricht und widmete sich dem talentvollen, lernbegierigen und lebhaften Knaben mit besonderer Liebe. Im 11. Jahre seines Lebens besuchte er die lateinische Schule des Waisenhauses in Halle, auf welcher er sich während seines sechsjährigen Aufenthalts durch Fleiß und Wohlverhalten die Zufriedenheit und Liebe sei-

\*) Wohl geziemte diesem wackern Gelehrten, der in früher Jugend Mannichfaltiges leistete, Größeres noch für die Zukunft versprach, eine tiefer eingehende und erschöpfende Lebensschilderung. Da es indeß zu schwierig wurde, diesen Wunsch in seinem vollen Umfange erreicht zu sehen, so genüge uns an der klaren und gemessenen Darstellung, welche der in biographischen Zeichnungen so wohl geübten Hand des Dr. Tüngen, seines Amtsnachfolgers, entfloßen ist und in dem 163. Stück des Januarhefts 1824 der Leipziger Literaturzeitung abgedruckt steht, der noch einige aus der Allg. Kirchenzeitung (Februarheft 1824 Nr. 25.) entnommene Notizen beigelegt worden sind. Das Bild, das hierdurch unserm geistigen Auge vorgeführt wird, verleugnet auch in seinem kurzen Umriß nicht den wohlgefälligen Eindruck und läßt uns den Werth des Verewigten, dem Wesentlichsten nach wenigstens, erkennen.





glieb einer von Winzer geleiteten literarischen Gesellschaft, seinen ersten schriftstellerischen Versuch: *Doctrinae Indaeorum de praeexistentia animarum adumbratio et historia*, (20 S. 4.) öffentlich; im folgenden Jahre aber überreichte er dem verewigten Oberconsistorialpräsidenten, Freiherrn von Ferber zu Dresden, bei dessen Anwesenheit in Wittenberg, im Namen des akademischen Seminarius, eine Abhandlung: *Ueber den Mysticismus in der Philosophie*, welche bald hernach in Nr. 35 und 36 des wittenberger Wochenblattes wieder abgedruckt erschien. In demselben Jahre 1811 ward er zu Wittenberg, unter dem Decanate des Prof. Pölig, Magister, und bestand das Candidaten-Examen zu Dresden, bei welcher Gelegenheit ihn Reinhard, der ihn sehr lieb gewonnen hatte und seinen regen wissenschaftlichen Geist zu würdigen wußte, ermunterte, sich dem akademischen Lehramte zu widmen. Diesem Winke folgend, habilitirte er sich den 22. April 1812 in Wittenberg, nachdem er zuvor nach den Gesetzen Wittenbergs in consessu facultatis philosophicae seine Probevorlesung über das ihm aufgegebené Thema: *Utrum philosophia mystica indoli ecclesiae Protestantium adversetur, nec ne* gehalten hatte, durch die Verteidigung seiner gelehrten Abhandlung: *De causis instauratae seculo XV. in Italia philosophiae platonicae* (28 S. 4). Nicht ohne Beifall las er von 1812 — 1813 Moralphilosophie und die Anfangsgründe der hebräischen Sprache in Verbindung mit dem Hoseas. Kurz darauf ward er als Custos an der Universitätsbibliothek angestellt. Ungeachtet er jetzt schon zu kränkeln anfang und besonders über kleine Anfälle von trockenem Husten, so wie über Hämorrhoidalleiden klagte, so blieb

er doch heiter und arbeitete mit Anstrengung fort.

Tief schmerzte es ihn, daß er im Jahr 1813 wegen der Kriegsunruhen, die seine Berufsthätigkeit unterbrachen, sein geliebtes Wittenberg verlassen mußte. Von jetzt an hielt er sich theils im älterlichen Hause zu Zorbau bei Quersfurt, wohin sein Vater als Prediger versetzt worden war, theils in Naumburg auf. Dieser Zeit seiner Muße verdankte die gelehrte Welt sowohl seine gehaltvolle Abhandlung (als Fortsetzung von Bretschneider's systematischer Darstellung der Dogmatik der Apocryphen, mit Bewilligung desselben): Versuch einer systematischen Darstellung der Moral der Apocryphen des N. T., welche zuerst im 1. und 2. Stücke des 2. Bandes von Keil's und Tzschirner's Analecten für das Studium der exegetischen und systematischen Theologie, und dann auch zu Leipzig 1814 als ein besonderer Abdruck erschien, als auch seine schätzbare Schrift: Ueber den schädlichen Einfluß des französischen Despotismus auf die Literatur der Deutschen. Quedlinburg 1815. Auf der Kanzel war er bereits in Wittenberg, und später in Thüringen und in Schmiedeberg, nicht ohne Beifall erschienen.

Nach der Vereinigung der Universität Wittenberg mit der halle'schen begann er seine academische Laufbahn von neuem. Bald aber erhielt er den Ruf zur vierten ordentlichen Professur der Theologie in Rostock, dem er zu Ostern 1817 folgte und die theologische Facultät zu Halle ertheilte ihm bei Gelegenheit des Reformation's-Jubelfestes honoris causa die theologische Doctorwürde. In seinem neuen Wirkungskreise fühlte er sich höchst glücklich und nie gedachte er in der Folge Rostock's,



und er unterhielt auch mit ihnen bis an seinen Tod die treueste und wärmste Freundschaft. Pro loco vertheidigte er den 21. Mai 1819 seine gelehrte Schrift: *Historia sententiarum de sacra librorum N. T. auctoritate ad Christianos spectante. Commentatio I.* Mit der 2. *Commentatio* lud er zum Anhören seiner Rede: *De mysticismo veri protestantissimi infesto* ein, womit er den 22. Mai seine Professur antrat. Beide Abhandlungen sollten die Einleitung zu einem größern Werke: *De bibliologia in sacris N. T. libris proposita* bilden, wovon er auch während seines Decanats von Michaelis 1822 bis dahin 1823 vier *Commentationes* herausgab, mit deren letzteren es aber noch nicht beendigt ist. In der Universitätskirche hielt er mehrere gehaltvolle Predigten, die sich durch Licht und Wärme gleichmäßig auszeichneten und einen um so größern Eindruck bewirkten, je kräftiger seine Stimme, je feuriger sein Vortrag und je ungezwungener hierbei Anstand und Haltung waren. Seine am Reformationstage 1820 gehaltene Predigt: *Von der Religionswärmerei*, ließ er, weil sie einige Mißdeutungen erhalten hatte, drucken. Sie steht auch in der Sammlung seiner in der Universitätskirche zu Leipzig gehaltenen Predigten, die er 1822 veranstaltete, und die zu den vorzüglichern neuester Zeit gezählt werden darf. Seitdem konnte er wegen zunehmender Kränklichkeit nur selten predigen.

Auch als academischer Lehrer wirkte er höchst segensreich. Seine Vorlesungen betrafen außer der hebräischen Grammatik vornehmlich die theologische Encyclopädie und Methodologie, die biblische Theologie des N. T., die christliche Dogmatik und Dogmengeschichte, das dogmatische System der römisch-



und griechisch-katholischen Kirche und der Socinianer, so wie die practischen theologischen Wissenschaften: Homiletik, Katechetik, Pastoraltheologie und Liturgik, welche letztere er, nach Nlemeyers Grundrisse der unmittelbaren Vorbereitungswissenschaften zur Führung eines christlichen Predigtamtes, vortrug. Obgleich alle seine Vorträge sich durch Klarheit, Präcision und Gründlichkeit auszeichneten, so wurden doch am meisten seine dogmatischen Vorlesungen geschätzt, weil er in diesen ganz besonders den Geist und das Gemüth seiner Zuhörer zu befriedigen verstand. Die Dogmatik war ihm überhaupt zum Lieblingsstudium geworden, daß er daher auch bei Andern eifrigst zu befördern bemühet war. Zu dem Ende stellte er nicht nur jedes Halbjahr mit einem auch wohl zwei Vereinen von Studirenden dogmatische Examinirübungen an, sondern stiftete auch 1819 eine dogmatische Gesellschaft, deren Uebungen sowohl im Ausarbeiten von Abhandlungen, als im Disputiren er mit großer Liebe leitete. An der leipziger Literaturzeitung nahm er im Felde der Dogmatik und Homiletik von Zeit zu Zeit Antheil.

Cramer war ein ächter Christ im vollen Sinne des Worts, ein treuer würdiger Arbeiter im Weinberge des Herrn. Den hohen Anforderungen, die er an einen Religionslehrer ergehen ließ, strebte er selbst mit der gewissenhaftesten Sorgfalt zu genügen. Von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums auf das Vollkommenste überzeugt, suchte er auch seine Zuhörer für dasselbe zu begeistern und es ihnen für ihr ganzes Leben theuer und werth zu machen. Dabei kämpfte er (um sich seiner eigenen Worte zu bedienen) gegen alles dem heterodox-frivolen oder dem orthodox-mystischen Zeitgeiste huldigende Wesen. Wo sich ihm aber, in der Ge-



schichte wie im Leben, ein die Gefinnungen veredelndes und heiligendes und im Handeln sich bewährendes Christenthum kund gab; da fühlte er sich wohl, wenn auch die Verstandesansichten mit den seinigen nicht übereinstimmten. Aechte Religiosität war ihm überhaupt die Krone des menschlichen Lebens, die auch sein schönes Leben schmückte. Seinen Beruf als academischer Lehrer erfüllte er mit der größten Treue, ja mit Aufopferung seiner selbst.

Als Mensch mit seltenen geistigen Talenten ausgestattet, faßte er und behielt er sehr leicht. In seinem Umgange war er offen, bieder, herzlich und theilnehmend, und wo er helfen konnte, da half er durch Rath und That. Eine bisweilen sehr gesteigerte Lebendigkeit würden spätere Jahre wohl gemildert haben, so wie die in seinen beiden letzten Jahren nicht selten sichtbare Reizbarkeit aus der Schwäche und den Leiden seines Körpers hervorging. Mit seiner Gattin, Ernestine Amalie, geb. Richter aus Reiz, mit der er sich im Jahr 1819 verband, führte er eine höchst glückliche Ehe. Eine rührende Zärtlichkeit bewies er als Vater gegen seine beiden Kinder, als Sohn gegen seine im hohen Greisenalter lebenden Aeltern und als Bruder gegen seine drei Geschwister. Seine häuslichen Verhältnisse waren durch 200 Thaler jährlich von der Summe verbessert worden, welche die Landstände des Königreichs Sachsen, bei dem Landtage im Jahr 1820 und 1821, zur Besoldungserhöhung der untern theologischen und philosophischen Professuren vom 1. Januar 1821 an bestimmt hatten. Doch sollte er diese Vortheile nicht lange genießen, denn schon bald nach seiner Ankunft in Leipzig fing er an zu kränkeln. Er litt an Uebeln des Unterleibes und der Brust. Im Sommer 1822

trank er Struve's Brunnen in Reichel's Garten und im nachfolgenden Sommer brauchte er Franzensbad. Das letztere schien ihm zugesagt zu haben, er kehrte zu seinen Amtsarbeiten mit neuer Lebendigkeit zurück; bald aber sanken seine Kräfte immer tiefer, der Husten und die nächtlichen Schweißnahmen zu; er magerte ab und sah am Anfange Decembers sich genöthigt, seine bis dahin mit großer Anstrengung fortgesetzten Vorträge über Dogmatik auszusetzen; doch ließ er noch durch seinen Famulus die ausgearbeiteten Thesen den Zuhörern dictiren und erklärte einem Freunde noch wenige Tage vor Weihnachten: „erläutern wolle er die SS. nach seiner Genesung, wo er auch die ihm zugetheilten Schriften für die Literaturzeitung aufarbeiten wolle.“ Allein gegen das Ende des Jahrs schwand alle Hoffnung, ihn der Universität zu erhalten. Seine langen und schweren Leiden ertrug er auch diesmal mit ächt christlicher Geduld und Gelassenheit und wußte in derselben immer noch etwas Gutes zu finden und die Heiterkeit seines Geistes zu behaupten. Gern hätte er noch länger gelebt für die Seinigen und um des Guten mehr auf Erden zu fördern; doch ergab er sich in den Vaterwillen Gottes.

Aus seinem literarischen Nachlasse wird zunächst sein Grundriß einer formalen Encyclopädie und Methodologie der Theologie, dessen Abdruck der Verewigte bis auf den letzten Bogen noch selbst besorgt hat, erscheinen; an der von ihm beabsichtigten Herausgabe einer Ecclesiastik, welche darauf erfolgen sollte, verhinderte ihn jedoch sein allzufrühes beklagenswerthes Ende.

---

Dr. Friedrich August Wilhelm Spohn,  
ordentlicher Professor der griechischen und römischen Li-  
teratur zu Leipzig.

geboren den 16. Mai 1792.

gestorben in d. Nacht d. 16. — 17. Jan. 1824.

Wenn uns ein gerechtes inniges Weh schon dann ergreift, sobald wir einen Jüngling in der Blüthe seines Lebens dahin welken sehen oder wenn ein Mann in voller Kraft vom Schauplatz seiner Thätigkeit abgerufen wird und mit ihnen schöne Hoffnungen und treffliche Leistungen, die noch zu erwarten standen, in das dunkle Grab mit hinabgesenkt werden; so mehrt sich ungleich begründeter wie unser Schmerz so unsre Klage, wosern der Todesengel das Leben eines früh Ausgezeichneten zu bitterer Täuschung kurz vor dem Augenblick endet, da er im Begriff stand, der Welt ein geheimnißvoll verhülltes Räthsel zu eröffnen, das seit Jahrtausenden sich verborgen gehalten, und dessen Entdeckung, von so viel-  
denkenden Geistern fruchtlos versucht, von unzube-  
rechnender Einwirkung in das Gebiet der Kunst und Wissenschaft sich verbreitet haben würde. Solch einen Schmerz und bitteren Verlust sollte die gelehrte Welt insbesondere durch den baldigen Tod Spohn's erfahren. Um so gerechter ist es dagegen, was uns von diesem kurzen aber bedeutungsvollen und noch Größeres verheißenden Leben übrig geblieben ist, in dankbar wehmüthiger Erinnerung zu sammeln. Schon ist dieß insbesondere durch eine









bewog, sich nicht wie bis hierher der Theologie im Allgemeinen, sondern ausschließlich der Philologie zu widmen. Daher soll man auch nach Keil's Tode schon auf Spohn, als einen würdigen Nachfolger, bedacht gewesen seyn, wenn dessen Bescheidenheit nicht den Gedanken daran fern von sich gewiesen hätte.

Die griechischen und lateinischen Autoren blieben auch hier sein vorzüglichstes Studium, nur seinen Liebling, den Homer, ließ er unberührt, weil ihm Wolfs Prolegomenen denselben sehr verleidet hatten; doch nahm er ihn nach zwei Jahren wieder vor, um Wolfs Behauptungen näher zu untersuchen. Dies leitete ihn zum Studium der homerischen Geographie wie überhaupt zum Lesen der geographischen Schriftsteller, auch der christlichen und muhamedanischen; mit Liebe widmete er sich den Kirchenvätern und unter ihnen besonders dem Arnobius und Clemens von Alexandrien, welche er Theologen und Philologen ausnehmend empfahl. Dabei war er, der klösterlichen Eingezogenheit entgegen, jetzt der fröhlichsten Gesellschafter einer, voll Wiß und Scherz, wobei er oft in Reimen beredsam sprach und schrieb. Auch verstand er die Kunst, Gang, Mienen und Sprache Mancher so treffend nachzuahmen, daß er seinem Freundeskreis oft große Ergöcklichkeit bereitete; späterhin jedoch verdrängte das ernstere edlere Studium diese launigen Ausfälle. Der Vertrauten besaß er wenige, doch desto ausgewähltere, als: Jacobs zu Halle, Friedemann zu Braunschweig, Cramer in Leipzig, Nisch in Bonn, Gerlach zu Halle, Spigner zu Wittenberg, Müller zu Torgau und sonst ihm nahverwandte Geister. Die Ferien benutzte er gewöhnlich zu Reisen, daß sein Körper gestählt werde, die künftige Anstrengung des männlichen Alters zu ertragen. Schon

damals verwendete er auch Nächte zu seinem Studium, da seine Gründlichkeit und nie sich selbst genügende Bescheidenheit nicht ruhte, an seine Arbeiten die Feile fortgesetzt anzulegen. Eine der ersten widmete er dem verehrten Lobeck.

In jener für Wittenberg unglücklichen Kriegsperiode 1813 wurde die Universität nach Schmiedeburg, einer zwei Meilen davon entfernten Stadt, verlegt, und unser S. verlor durch das Bombardement sein Haus und den größten Theil seiner Bibliothek. Zu dieser Zeit schlug er eine Lehrerstelle an der Provinzialschule zu Lyck in Ostpreußen aus, um Akademiker bleiben zu können. Darauf habilitirte er sich 1815 in Leipzig, während er von Weimar, Danzig, ehrenvolle Anerbietungen und besonders von Rinteln den Antrag erhielt, Rector des dasigen Gymnasiums zu werden. Man suchte ihn für die Versagung jener Stellen durch ein ihm zugewendetes Stipendium, für diese durch die außerordentliche Professur der Philosophie 1817 mit Gehalt zu belohnen. Zuvor war er Custos der Universitätsbibliothek geworden und sah diese Stelle als eine günstige Veranlassung an, mit Hülfsmitteln zu seinem wissenschaftlichen Fortstreben sich versehen zu können.

Seine literarischen Beschäftigungen, denen er mit Geist und Eifer oblag, theilten sich in mehrere Zweige. Das Studium der alten Geographie war einer der ersten und dehnte sich so vielseitig aus, daß schon die Masse der dazu gemachten Vorarbeiten unsre gerechte Bewunderung verdient. Zeugniß seiner Gründlichkeit und Tiefe auch in diesem Fache gibt eine Abhandlung über Erdkunde des Mittelalters, die er zu seinem Habilitätsprogramm für Wittenberg erwählt hatte, dessen Erscheinen aber durch den kriegerischen Erfolg, welcher

sich auch über die Universität ausgebreitet hatte, verhindert worden war. Es hat sich jedoch unter den nachgelassenen Papieren gefunden und wird um so mehr durch seine öffentliche Bekanntmachung großen Antheil erregen, als wir wenig Befriedigendes über diesen Gegenstand besitzen. Ungleich größere Aufforderung zur Bearbeitung der alten Geographie erhielt er, als ihm die Weidmannische Buchhandlung in Leipzig die Besorgung der sogenannten Hudsonschen Geographi minores übertragen und den Bredowschen und andern gesammelten Apparat übergeben hatte und gewiß würde ein einziges Werk dieser Art erschienen seyn, da er es sich nicht geringen Aufwand kosten ließ, die interessantesten Beiträge Furia's und Lord Guilford's zu erhalten. In der Einleitung zu dem von ihm zum ersten Mal edirten geographischen Compendium des Nicophorus Blemmydes, dem er einen Commentar voll ausgesuchter Sach- und Sprachbemerkungen beifügte, lieferte er den Plan hiezu, und diese Vorarbeiten lassen schon die Größe des durch die unausgeführte Unternehmung bereiteten Verlustes ahnen. Seine Beiträge zu Ersch und Grubers Encyclopädie bestätigen es ebenfalls. Er theilte die alte Geographie in drei Zeitalter. Das erste reicht vom Homer bis auf Hecataeus von Milet, das zweite vom Hecataeus und Herodot bis auf den Eratosthenes, auch das historische Zeitalter von ihm genannt, das dritte vom Eratosthenes und Strabo bis auf Maximus Tyrius und Ptolomäus, das wieder in das geometrische und astronomische zerfällt. Mit diesen Forschungen hing denn auch sein Werk über die Geographia fabulosa zusammen, welches durch sein specimen de agro Trojano angekündigt wurde und schon damals seinen Namen nach Griechenland, England, ja selbst nach













jetzt weiß, wo man anfangen soll. Nach Herodot  
 II. 37. scheint es, als ob auch die Hieroglyphen  
 von der rechten zur linken geschrieben worden seyen;  
 aber ich glaube dies nicht. Die Hieroglyphen schrieb  
 man von der linken zur rechten. Dann hätte man  
 sie den Inländern (Laien) versteckt und der Aus-  
 länder (Griechen), der gewohnt war, so zu lesen,  
 konnte es nicht, da er der Sprache nicht mächtig  
 war. Daher kommt es wohl, daß der Schlüssel  
 mit der Priestercaste zu Grabe ging und die Deu-  
 tungen der Neuplatoniker uns in Nebel hüllen oder  
 einen Wexirspiegel hinhalten. — Das ist das Re-  
 sultat meiner vielen vergeblichen Versuche, wie die  
 zwei Tafeln und einige andere Papiere bezeugen.  
 1819. Spohn." Fast stand er im Begriff, des-  
 halb auch Chinesisch lernen zu wollen, wie er scherz-  
 weise wenigstens äußerte. Besonders aber schien  
 ihm, als er eben mit einigen Freunden einen Spa-  
 ziergang zu machen Willens war, durch das Um-  
 wenden des Blattes, auf welchem die Inschrift von  
 Rosette stand, zufällig solch eine Stellung des ei-  
 gen Zeichens seinem Blicke sich darzubieten, daß er  
 dadurch einen neuen lichtvollen Aufschluß erhielt,  
 denn entzückt fiel er auf die Knie, um Gott zu  
 danken und als die erstaunte Mutter bemerkte,  
 wie er mit langen Schritten das Zimmer durch-  
 lief und das Haupt hoch emporhob und die Lüste  
 mit seinen Händen durchschnitt, und ihn fragte,  
 was ihm denn begegnet sey, da rief er ihr begeis-  
 tert zu: Es ist gelungen, es ist gelungen! gab  
 sich jedoch nie klar darüber zu erkennen. Von da  
 an aber sollen seine Bemühungen bestimmtere Fort-  
 schritte genommen haben. Endlich erschien 1820  
 im ersten Bande der Amalthea sein erstes Fragment  
 über die Hieroglyphen, ihre Deutung und über die  
 Sprache der alten Aegypter, der er keine Verwandt-





seyn könnte. Noch wage ich die devote Bitte, daß diese und folgende Proben bis zur Publication des Werkes bloß zur Kenntniß Sr. — dienen mögen, da meine Entdeckungen sonst gefährdet seyn würden."

Die Academie zu Berlin lud ihn indeß ein, die dem General Menu von Minutoli abgekauften Schätze in Augenschein zu nehmen und besonders sein Urtheil über die in der königlichen Bibliothek daselbst aufbewahrten 65 Papyrusrollen abzugeben. Im November 1822 eilte er nur einige Tage, denn seine Gewissenhaftigkeit erlaubte ihm nicht, seinen Amtsgeschäften sich länger zu entziehen, nach Berlin, prüfte das Vorhandene mit Umsicht, gab Mittel zur Eröffnung der Papyrusrollen an und erhielt einige der schönsten Rollen mit nach Leipzig, wohin ihm auch einige Rollen mit dergleichen Schrift von Paris aus anvertrauet wurden. Was Gelehrte in Berlin, Heeren in Göttingen, Creuzer in Heidelberg, Kopp in Mannheim darüber von dem Entdecker mitgetheilt haben, schien Allen der größten Aufmerksamkeit würdig. Dieselbe emsige und fast unglaubliche Genauigkeit, welche er hinsichtlich der Rosetten-Inschrift beobachtet hatte, so daß er selbst das Nachgeahmte vom Original nicht unterscheiden konnte, übte er auch hinsichtlich dieser alterthümlichen Schätze und setzte zwei bis drei Lithographen für den Abdruck eines großen Theils derselben in Bewegung, dabei er die Correctur zu großem Nachtheil seiner Augen bis auf das für Andere kaum sichtbare Kleinste selbst besorgte. Ganze Nächte blieb er wach und stellte 6 und mehr Lichter um sich her; die Correctur von 5 Steinschriften kostete ihm zehn Wochen. Da er gedrängt wurde, seine Entdeckungen bekannt zu machen, schrieb er einem Freunde: „Meine Sache über Ei-





ab hört." Desgleichen: „Es ist eigen, wie die Ägypter manches ausdrückten, fast zum Schlüssel der Hieroglyphen führend. Z. B. Diadem, welches S. in einer Stelle durch Königreich übersetzt, ist durch ein compositum bezeichnet, dessen Bedeutung ist: Anzeigung, Rundmachung des Herrs Seyns; *εὐχαρίστος* ist durch Thäter des Guten ausgedrückt. Ich werde ein Glossarium, oder wenn das Volumen zu groß wird, ein Lexicon der altägyptischen Sprache mit griechischem und lateinischem Index schreiben, so daß man in Zukunft auch Ägyptisch übersetzen kann." Im Sommer des J. 1823 war die ganze Unternehmung so nahe der Vollendung, daß er in dem Bücherverzeichniß der Michaelismesse sein großes alphabetisches Werk ankündigen lassen konnte. Mehrere lithographirte Tafeln, deren über 80 gefertigt werden sollten, waren unter seinen Augen und meistens unter seiner eigenen Beihülfe bei Breitkopf und Härtel gearbeitet worden, und der unternehmende Buchhändler Reimer zu Berlin und Leipzig wollte es verlegen, der Druck sollte gegen Ostern 1824 beginnen, acht bis zehn Tafeln mochten ganz fertig da liegen; da erlitt plötzlich das trefflich Vorbereitete und mit so viel Geist und Anstrengung Unternommene die völlige Unterbrechung durch den Tod des Urhebers, als wollte die Vorwelt sich ihr vielleicht dreitausendjähriges Geheimniß nicht entreißen lassen. Um so wichtiger ist es, mindestens die Bruchstücke dieses Erzeugnisses deutschen Forschungsgeistes zu erhalten und durch die trefflichen Kenner des Sanscrit, als vielleicht eines Prof. Bopp in Berlin, mitgetheilt zu sehen. Einige Blätter sind mit der Handschrift des Verewigten über diesen Gegenstand vorhanden und die Briefe S. an seine Freunde werden noch klarern Aufschluß geben

und zuversichtlicher ist jetzt zu hoffen, daß der Gemeinsinn deutscher Gelehrten dieses in seinem Beginnen so viel versprechende Unternehmen nicht wieder werde spurlos verschwinden lassen. Zu Vollendung mehrerer unvollendet hinterlassenen Arbeiten des Verewigten sollen sich bereits einzelne Gelehrten erboten haben und Reimer bereitwillig seyn, den Verlag derselben zu übernehmen. Hermann hat zu Beendigung der größern Ausgabe von Hesiodi opera et dies Hoffnung gemacht, der schon genannte Verfasser der bei Reimer erschienenen Gedächtnißschrift, M. Seyffarth, gedenkt das Hauptwerk über die ägyptische Sprache unter dem von Spohn selbst gewählten Titel: *De lingua et literis veterum Aegyptiorum specimen cum per multis tabulis lithographicis, literas Aegyptiorum tum vulgari tum sacerdotali ratione scriptas explicantibus, atque interpretationem Rosettanae aliarumque inscriptionum et aliquot voluminum papyraceorum in sepulcris repertorum exhibentibus. Accedit glossarium Aegyptiacum*, baldmöglichst erscheinen zu lassen.

Wie sich unser Spohn aber als Schriftsteller und Gelehrter erwiesen, ganz so gleich blieb er sich als öffentlicher Lehrer der classischen Philologie; derselbe heilige Eifer für die Erfüllung der vom Staate ihm auferlegten Pflichten, die ihm allen übrigen Arbeiten immer vorgingen, dieselbe Klarheit und Gründlichkeit leuchtete hervor. Gewöhnlich hatte er nur auf Blätter die wichtigsten Lesarten und Beweisstellen geschrieben, aber der zuvor wohl bedachte Vortrag ward mit Ruhe und völligem Zusammenhang gehalten und im reinsten Latein der Sinn jeder Stelle, besonders mit Hülfe der grammatischen Interpretation dargelegt. In Widerlegung abweichender Ansichten war er, sowohl

um zu lange Digressionen zu vermeiden als aus Berücksichtigung der Zeit und in schonender Achtung gegen verdienstvolle Männer, sparsam; dahingegen war des hier Vorgetragenen so viel und allseitig, als hörte man nicht einen, sondern viele Lehrer zugleich einen Vortrag halten. Einem solchen wohnte einst auch ein sehr gelehrter und berühmter Rector eines Gymnasii bei. Nach geendigter Vorlesung eilte er sogleich zu Spohn und bekannte, er habe viel erwartet, doch seine Erwartung sey weit übertroffen worden und er konnte in seinen Lobeserhebungen nicht endigen. Aehnlicher Fälle ereigneten sich mehrere. Daher bemühte sich auch mehr als eine Universität, ihn als academischen Lehrer zu besitzen und überhaupt sind an vierzehn Berufungen, zum Theil mit Ehrentiteln und großer Einnahme, — für dieses Alter gewiß eine seltene Auszeichnung — an ihn ergangen, die er aber ausgeschlagen hat. Am schwankendsten wurde er, als ihm im Jahr 1819 der Lehrstuhl der Philologie in Kiel angeboten worden war. Damals schrieb er in vertraulicher Mittheilung: „Nach einem vorgestern erhaltenen, höchst vortheilhaften und ehrenvollen Rufe eines auswärtigen Hofes ist meine Lage sehr problematisch geworden, und es könnte seyn, daß ich dennoch dem mich so ehrenden Auslande endlich bei diesem eingegangenen Rufe Folge leisten müßte.“ Doch da fügte es sich, daß Wieland seine Stelle niederlegte, Beck kam an dessen Stelle und Spohn erhielt nun die Professur der Geschichte und zugleich der griechischen und lateinischen Sprache. Den öffentlichen Vorlesungen widmete er in der Regel vier Stunden, darinnen er einen griechischen oder lateinischen Schriftsteller, früher beides vereinigt, später nach dem Semester abwechselnd zu erklären pflegte, bald Hesiods Tage





philosophischen Facultät zugleich die Verbindlichkeit zugewiesen, die Candidaten des Magisteriums zum solennen Examen durch eine öffentliche Dissertation einzuladen, desgleichen er als Decan zum Andenken gefeierter Edlen Dissertationen zu liefern hatte, in welchen er sich Theokrit zum Gegenstand erwählte. Seine Correspondenz war höchst bedeutend, so daß er zuweilen mit Beantwortung der Briefe gelehrter Freunde vom frühesten Morgen bis zur späten Nacht beschäftigt war. Ueberhaupt ließ seine Beharrlichkeit nicht ab von dem einmal Begonnenen, die unermüdlichste Geduld ruhete nicht, bis es vollendet war.

Dies alles erleichterte ihm seine bedachte Einteilung der Zeit, welcher er kaum mehr Muße einräumte, als einen eine Stunde anhaltenden Spaziergang gegen Abend; an öffentlichen Lustorten sah man ihn selten, die Ergöcklichkeit des Theaters versagte er sich meist und lebte fast ausschließlich seinem Studium. Der Musik besonders zugeneigt, waren die Winterconcerte seine liebste Erholung, und Tabakrauchen einer seiner wenigen Genüsse, doch einen höhern fand er im Ankauf einer ausgefuchten Bibliothek, besonders in philologischer Hinsicht. Mit ihr aber wuchsen die Forderungen zugleich an seine geschäftreiche Seele, so daß er sehr wahr einem Freunde brieflich bekannte: „ich werde wie gewöhnlich nicht fertig.“ Man beurtheile aber seine Thätigkeit nicht nach den herausgegebenen Schriften, sondern nach den vorbereiteten. Aus 16000 Blättern besteht seine Manuscriptensammlung, die er seit 9 — 10 Jahren mit kleiner Hand geschrieben und dereinst reichlicher auszuarbeiten und gefeilter herauszugeben gedachte. Nie las er ein Buch, ohne die Feder für Excerpte und hiebei veranlaßte Bemerkungen ruhen zu lassen, und manches Be-





Zeile verwandte. Dabei strömte seine Beredtsamkeit im reichen Fluß und wurde von dem ausdrucksvollsten Ton, lebhaften Mienen und edler Haltung begleitet. Er sprach das eleganteste Latein ohne anzustoßen; im Schreiben desselben neigte er sich aber mehr zu Cäsars Einfachheit als zu Tacitus Kürze oder Ciceros Fülle, verlor sich jedoch zuweilen in einige Weitschweifigkeit; mit Griechen sprach er geläufig in ihrer Ursprache, doch vor allem stand ihm ein seltener Reichthum mythologischer, geographischer, archäologischer und geschichtlicher Kenntnisse zu Gebot, die er aus der innersten Tiefe geschöpft hatte. So behend aber als Lehrer, der in den letzten Zeiten an 200 Zuhörer zählte, und in Colloquien, war er doch minder rasch in beratenden und schlagenden Versammlungen der academischen Lehrer, in deren Gegenwart ihm eine bescheidene Verlegenheit den Fluß der Rede hemmte, wie er denn überhaupt bei Disputationen die zarteste Achtung gegen hochverdiente Gelehrte, namentlich gegen Hermann und Schäfer zu erkennen gab. Auch in geselligen Kreisen, denen er nur selten angehörte, erhöhte er durch witzige Lebhaftigkeit die Unterhaltung. Mehr noch als dies erhoben ihn seine sonstigen trefflichen Eigenschaften als Mensch und Christ. Ein dankbarer Sohn, vergaß er nie einen Tag, seiner würdigen Mutter die Hochachtung und innigste Liebe auch äußerlich an den Tag zu legen. Offen und zutraulich theilte er fern von Eitelkeit und Argwohn seine neuesten Entdeckungen mit und nur der Mißbrauch seiner Offenherzigkeit und der Wunsch, etwas Vollendetes zu offenbaren, bewirkten seine nachherige Verschlossenheit in diesem Punkte. Bescheiden setzte er dagegen oftmals seinen gediegensten Ansichten ein „vielleicht“ hinzu. Liebreich begegnete er seinen jugendlichen Zuhörern, unter-

fühlte sie nach Kräften, besonders durch Mittheilung seiner Bibliothek, und erwiederte auf deshalb an ihn ergangene Warnungen seiner Freunde, vorsichtiger zu seyn: „pauperis est, numerare pecunia.“ Aber seine Gewissenhaftigkeit erlaubte ihm eben so wenig, mit Darreichung von Büchern gesällig zu seyn, sobald er durch ein früheres Wort sich gehalten fühlte, sie versagen zu müssen. Schnell verflog sein Zorn wieder, mild wich er jeder Streitigkeit aus, obwohl er auch ernst dem Unwahren und Unreinen begegnete. Ein gewisser Stolz blieb ihm eigen, der gern das Würdige und amtliche Bezeichnungen geehrt sah; doch sprachen, besonders in gesunden Tagen, schon seine schlanke aufrechte Gestalt, das blühende Angesicht, das feuerige Auge, die beweglichen gewandten Glieder und ein würdevoller Gang, so wie die angenehme und kraftvolle Stimme, äußerst empfehlend für ihn, und diese äußere Anständigkeit, die sich auch im Anzug zu erkennen gab, gepaart mit einem so gebildeten lebhaften Geiste, bewirkte, daß man sich unwillkürlich für ihn eingenommen sah und um so ungesuchter im J. 1819 die Wahl der Academie auf ihn fiel, um im Namen derselben dem allgeliebten Könige bei seiner Ankunft in Leipzig und nachher darauf erfolgender Jubelfeier, Glück zu wünschen. Selbst zum Deputirten der Universität bei den landständischen Versammlungen zu Dresden war er in den letzten Jahren vertrauensvoll erwählt worden.

Doch wünschte man auch sein häusliches Leben ihm wohl begründen zu können, seine Freunde bestürmten ihn daher, sich zu verhebelichen; er aber lehnte es scherzend ab und äußerte, jetzt sey es Zeit zu lernen, zu untersuchen, zu lehren, zu schreiben, man müsse erst für das öffentliche Wohl ge-

sorgt haben, ehe das häusliche beobacht werde. Einem Freunde gab er den Rath: „Haben Sie eine Jungfrau gefunden, die Ihrer Liebe würdig ist und sie zu vergelten weiß, so thun Sie es in Gottes Namen. Zwar werden Sie in wissenschaftlicher Hinsicht manche Abhaltung dadurch haben und wenn Sie noch nicht gewählt haben, so lassen Sie es ja noch anstehen; aber haben Sie es, so lassen Sie sich auch nicht abhalten.“ Als ihm dagegen ein jüngerer Freund seine Verheirathung ankündigte, erwiderte er: „ich selbst würde es gethan haben, wenn ich Liebe gefühlt und erhalten hätte. Ob ich es jemals thun werde, hängt nicht von einer Grille, sondern von einer höhern Hand ab, welche dem Menschen, der alles Andere erstreben kann, allein dieses höchste Glück gewährt — oder versagt.“ Späterhin äußerte er in einem Briefe an denselben: „Ich fühle Ihr häusliches Glück um so tiefer, da es mir in meinen Verhältnissen nicht möglich wurde, selbst bis jetzt es zu finden, und es mir vielleicht von der Hand, die Alles leistet, versagt scheint. Denn mit den wachsenden Jahren wächst die Bedenklichkeit und Sorge, und so schwindet Jahr nach Jahr, bis ich allein — einsam und verlassen, ἀκλαυσος, ἀφίλος, ἀνυμέναιος τῇ ψυχῇ σου γένοιτο!“. Doch sollte ihr ein günstigeres Geschick mindestens hoffnungsvoll anlächeln. Bei seinem ersten Aufenthalte zu Eger im Sommer 1821 lernte er die Tochter eines wissenschaftlich gebildeten Baron von Seckendorf kennen, der mit ihm in einem Hause wohnte, und der Adel ihrer Seele wie des Körpers fesselten ihn und regten den lebhaften Wunsch an, sie seine Gattin nennen zu dürfen; es gelang ihm, seine Liebe erwiedert zu sehn und er ward späterhin mit ihr verlobt. Doch zwischen sein Glück, wie gegen die









schung und Entdeckung, um die Einwirkung auf Griechenland und Italien affirmativ und negativ ordentlich bestimmen zu können); 8) *Graecia antiqua*; 9) *Thesaurus geograph. vet. (lexicallisch)*; 10) *de arte critica I. u. II. (letzteres bald)*. Späteres — lebe ich dann noch — will ich nicht nennen." Auch machte er damals den Umriss zu einem Buche *de aetate Archilogi, Tyrtaei et Callini etc. Disseritur obiter de defectione solis a Thalete praedicta, de tempore, quo Cyaxares Nineven oppugnaverit, Treres Magnesium et Sardes expugnaverint, Scythae et Cimerii Asiam invaserint, denique de carminis elegiaci apud Graecos origine et usu*. Hiervon ist jedoch unter den Manuscripten nichts mehr vorhanden, auch nicht die Edition des Callinus von Franke. Zu jener Zeit setzte er auch aus Pietät die väterliche Herausgabe des Propheten Jeremias fort.

Doch sein körperlicher Zustand sollte sich nie wieder völlig erholen, wie auch die wechselnde Farbe verrieth. Zum zweiten Mal bereitete ihm das Bad einige Erquickung, und das Jahr 1824 begann unter glücklichen Vorbedeutungen. So weit war er in den Forschungen seiner ägyptischen Studien vorgebrungen, doch leider mit neuer Aufreibung seiner Körperkräfte, daß er seinem König bei Gelegenheit seiner Anwesenheit zu Dresden die entscheidendsten Resultate vorlegen zu können hoffte. Dem 9. Januar hatte er sich mit seiner Geliebten verlobt und seine schöne Hoffnung des ehelichen Lebens den Freunden ausgezeigt; da ereignete sich der frühe Tod seines innigsten Freundes und Wittenberger Stubenburschen, des Prof. der Theologie zu Leipzig Dr. Cramer, zu seinem größten Schmerz und, als wäre jener nur vorangeeilt, um ihm

den Weg zu den Wohnungen der Seligen zu bahnen (wie im Nekrolog auch ihre Lebensbeschreibungen unmittelbar auf einander folgen), erkrankte auch er den 13. Januar auf die gefährvollste Weise. Zwar wich das Uebel einigermaßen, kehrte jedoch den 16. desto heftiger zurück. Des Nachts entstand Feuerlärm. Erschreckt durch das Glockengeläute, durch das Getöse auf der Straße rief er seiner Mutter zu: „Mutter, das ist meine Sterbenacht!“ Bald darauf wich das Fieber, der Schmerz ließ nach und er fühlte ein himmlisches Wohlsenn, wie er sich äußerte; aber die Aerzte waren um so besorgter, ja sie gaben durch ihre Mienen gänzliche Hoffnungslosigkeit zu erkennen. Da winkte er der Mutter und den Uebrigen, das Zimmer zu verlassen; nur den Hausarzt behielt er zurück und bat und beschwor ihn, so weit es seine schwachen Kräfte vermochten, er möge offen sagen, ob alles vorbei sey? Er wollte aus seiner obgleich kurzen und nicht selten traurigen Herberge doch nicht ohne Abschied gehen. Da gestand ihm der Arzt die Gefahr. Ohne irgend einige Bestürzung, im reinen Bewußtseyn und mit gläubigem Herzen nahm er dieses große entscheidenden Wort auf, dann rief er seine Mutter zu sich, dankte ihr innig für alle Wohlthaten, mit welchen sie ihn von Jugend auf überschüttet habe, und bat sie dringend, nicht trostlos zu seyn. „Seh ruhig und getrost,“ sagte er, „du bist Christin!“ Ihn schmerzte nur, daß er ihr so viel Gutes, als sie ihm erwiesen, nicht reichlich genug habe vergelten können. Darauf erinnerte er sich noch aller, die ihm besonders theuer waren, und als der Tod nahte, endete er mit den Worten: „Mutter, gute Nacht!“ und entschlummerte so sanft, daß man den letzten Athemzug nicht spüren konnte. — Die Section ergab nichts Näheres, als daß die



**Hesiodi opera et dies e veterum grammaticorum notationibus et optimis libris Mss. recensuit etc. Editio minor in usum scholarum et Academicarum, Lips. 1819. (77 pp. 8.)**

**De A. Tibulli vita et carminibus dissertatio. Partis I. cap. I. — IV. scripsit etc. (74 pp. 8.)**

**De A. Tibulli vita et carminibus dissertatio. Partis I. c. V. (88 pp. 8.)**

**Ueber Hieroglyphen, ihre Deutung und die Sprache der alten Aegypter. Erstes Fragment (Leipz. 1820, 13 S. 8.) G. Amalthea von Böttiger 1. Theil. S. 77 — 91.**

**Lectiones Theocriteae. Specimen I. Lips. 1822. (48 pp. 4.)**

**Lectiones Theocriteae. Spec. II. Lips. 1823. (16 pp. 4.)**

**Lectiones Theocriteae. Spec. III. Lips. 1823. (24 pp. 4.)**

**Ieremias vates e versione Iudaeorum Alexandr. ac reliq. interpret. Graec. emendat. notisque critt. illustrav. a M. Gottl. Leb. Spohn. vol. II. post obit. patris ed. etc. Lips. 1824. (480 pp. 8.)**

**Mehrere Abhandlungen über die Geographie der Alten, bis zum Jahr 1820 in der Ersch. Gruberschen Encyclopädie und einige Recensionen in den literarischen Tageblättern abgedruckt. Unvollendet dagegen:**

**De lingua et literis veterum Aegyptiorum etc.**

**Hesiodi opera et dies e vett. grammaticis notat. et optimis Mss. recensuit etc. Editio major. (Die Vollendung der begonnenen Ausgabe steht durch Hermann zu erhoffen.)**

**Homeri Odyssea. (er gedachte, da ihm Wolfs Recension nicht genügte, sie neu zu recensiren und manche archäologische und critische Bereicherung hinzuzufügen, wie auch eine metrische Uebersetzung des 9. Buchs und einiger andern Theile in deutscher Sprache sich vorfindet.)**

**Lectiones Theocriteae. (auf Blätter und in zwei Exemplare des Theocrit geschrieben.)**

**Additamenta lexicorum Graecorum. (bestehend in neu aufgefundenen Wörtern und sonstigen Verbesserungen, größtentheils in Lexica und in einige gebundene Hefte hineingeschrieben.)**

**Additamenta grammaticae Graecae. (auf ähnliche Weise niedergeschrieben.)**

**Geographi minores duodecim voluminibus comprehensi. (mit trefflichen Beiträgen von Uhden, Holsten, Wernike, Boß, Gerard, Falkenburg, And. Heringa, Joh.**



**Aug. Ernesti, Friedr. v. Furia u. a. m.** Von Spohn geographisches Register, eine Dissertation über Dionys, Anmerkungen zum Nicephorus und eine nicht geringe Menge anderer Bemerkungen.)

**Annales sive historia literaria aevi Augustei.** (hatte 7 bis 8 Bände stark werden sollen, chronologische Tabellen v. 686 — 754 schon vorbereitet, kurze Lebensbeschreibungen von Mäcenat, Horaz, Virgil, Ovid, der Messala, des Propertius, Asinius Pollio und chronologische Anordnung der Gedichte von Horaz, Tibull, Virgil, Propertius und einiger Andern.)

**I. Horatii Flacci carmina.** (nebst vielen critischen, historischen und chronologischen Bemerkungen, Untersuchungen über Jugend, Liebeshändel, Schicksale und Schriften des Horaz, Catalog der im Horaz erwähnten Personen, chronologisch geordnete Gedichte desselben, trefflicher Commentar zu den Satyren u. a. m.)

**De vita et carminibus A. Tibulli liber tripartitus.** (Der Nachlaß besteht in verschiedenen Lesarten aus dem Zwickauer Codex, in mehrere Exemplare niedergeschrieben, Noten, metrischen Uebersetzungen 2c.)

**Virgilii Maronis carmina.** (ähnlicher Weise, eine skizzierte Lebensbeschreibung des Dichters 2c.)

**M. T. Ciceronis orationes pro M. Marcello, Ligario et rege Deiotaro.** (trefflicher Commentar besonders über die Rede für Marcellus.)

**Geringern Werthes** sind im Concept befindliche Anmerkungen über Propertius, Catull, Juvenalis, Persius, über griechische und römische Antiquitäten, Collectaneen zum Xenophon, Plato u. A.)

**Zusätze zu Wörterbüchern und lateinischer Grammatik.** (besonders in das Exemplar des Schellerschen latein. Wörterbuchs geschrieben.)

**Grundsätze der Critik** besonders in philologischer Hinsicht. (abweichend vom Gewöhnlichen und sehr scharfsinnig.)

**Geographia veterum fabulosa.** (hierzu eine Menge ungeordneter und schon in Wittenberg begonnener Excerpte, Citate, Bemerkungen 2c. Auch Dissertationen über Geographie der Christen und Muhamedaner in frühern Jahrhunderten so wie der Hebräer.)

**Geographia Graecorum et Romanorum,**  
**Mythologia Persarum et Indorum.**

**Mancherlei Schriften** verschiedenen Werths und Umfangs, weniger und mehr ausgearbeitet, darunter zwei Reden: über die Geographie und über Mythologie.



## Johann Georg Friedrich Freiherr von Friesen,

auf Rötha, Rammelburg und Trachenau, k. sächs. Ober-  
kammerherr, Großkreuz des k. sächs. Civil-Verdienst-  
und des k. östreich. Leopold-Ordens.

geb. den 28. April 1757.

gest. den 18. Januar 1824.

Der Staatsbeamte, welcher seinem Wirkungskreise kräftig und mit innerer Würde vorstehet, verdient nicht minder die dankbare Beachtung der Mit- und Nachwelt, als der Gelehrte, welcher den Wissenschaften huldigt. Um so mehr ist dies von einem Geschäftsmanne gültig, der auf einen bedeutenden Posten gestellt, mit reger Thätigkeit für die Cultur der Künste und Wissenschaften wirken kann. In diesem Gesichtspuncte eignet sich das Leben des Verewigten ganz vorzüglich zu einer öffentlichen Darstellung, bei welcher wir nur den Mangel an ausreichenden Notizen beklagen müssen.

Der Verstorbene ist der Sprößling einer uralten adlichen Familie, welche seit dem 14. Jahrhunderte in Sachsen lebt und sich hier in vielfachen Verzweigungen ausgebreitet hat. Sein Vater, dessen zweites Kind er war, Johann Friedrich Ernst Freiherr von Friesen, war königl. polnischer und kurfürstl. sächs. Geh. Rath und Domherr zu Naumburg, und seine Mutter eine geborne Gräfin von Werthern, welche ihn zu Rötha gebar; doch

schon im 11. Jahre seines Alters (im Mai 1768) verlor er in dem Vater die kräftige Stütze und 10 Jahre darauf folgte ihm auch die geliebte Mutter nach.

Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt der früh vaterlos gewordene Knabe durch Hauslehrer. Dann besuchte er einige Jahre lang das berühmte Carolinum in Braunschweig und vollendete auf den Universitäten Wittenberg und Leipzig seine juristischen Studien. Er verließ die letzte Academie mit voller Anerkennung seines Fleißes von Seiten der Juristenfacultät und bahnte sich durch die vorzügliche Censur um so leichter den Weg zu baldiger Beförderung. Im Jahr 1776 ward er daher auch von seinem Landesfürsten zum Kammerjunker ernannt, und noch zu Ende desselben Jahres erfolgte seine Bestallung als Supernumerar-Oberhofgerichts-Assessor. Zu vielseitiger Ausbildung seines Geistes trat er seine erste Reise nach England, Frankreich und der Schweiz an, wurde dann im Januar 1779 zum Kammerherrn ernannt und 1783 als Ober-Steuer-Einnehmer nach Dresden berufen. Seitdem nahm der Verewigte einen Ehrenposten nach dem andern ein. So wurde er zu Ende des darauf folgenden Jahres kurfürstl. Commissarius bei der Brand-Versicherungs-Commission, und als 1809 zu Ausgleichung der das Königreich Sachsen betroffenen Unglücksfälle und anderer bedrückenden Lasten in der königl. Landes-Commission eine neue Behörde organisirt wurde, übertrug man ihm höchsten Orts hierbei die Function des ersten Deputirten. Im folgenden Jahre wurde er zum Geheimen Rathe ernannt, und im März 1812 unter Entlassung von den bisherigen Dienstleistungen, mit dem Prädicat Excellenz, zu dem ehrenvollen Posten eines Oberkammerherrn er-

hoben, womit die Oberaufsicht über die königl. öffentliche Bibliothek und 9 verschiedene Kunstcabinette und Museen verknüpft ist. Außerdem war er auch in den verhängnißvollen Jahren 1814 und 1815 für Erleichterung des leidensvollen Zustandes der meisten sächs. Provinzen besonders thätig und wirksam; denn als Präsident der Hilfs- und Wiederherstellungs-Commission stand er damals an der Spitze derjenigen Staatsbeamten, welchen die gewissenhafte Vertheilung der aus England so reichhaltig geflossenen Unterstützungsgelder anvertraut war. Und in dieser trüben Periode, wo von allen Seiten her der drückendste Mangel an Geld und Lebensmitteln fühlbar ward, und alle Hilfsquellen versiegeten, hat der Berewigte manche Thräne getrocknet, manchen bitteren Kummer gestillt. —

Seine vieljährigen Reisen. — denn vom Oct. 1791 an hatte er ein volles Jahr in Italien, ein Monat besonders in Neapel zugebracht. — und sorgfältige Lectüre hatten ihm jene feine Bildung angeeignet, wodurch es ihm leicht ward, auch in den delicatesten und schwierigsten Lagen die ruhige Besonnenheit für Leitung wichtiger Angelegenheiten und einen sichern Tact zu behaupten. Dies bewies er durch erhebliche Staatsdienste in den verhängnißvollen Jahren 1812, 1813 u. 1814. Seine Dienstverhältnisse führten ihn nicht selten in Napoleons Nähe, der ihn wegen seiner Gewandtheit in Geschäften und seiner Geläufigkeit in der französischen Sprache sehr zu schätzen mußte. Gleiche Achtung genoß er von dem russischen und preussischen General-Gouvernement, und wurde auch während dieser verhängnißvollen Periode dem verwaisten Staate desto nützlicher. Seit 1811 stand er gleichfalls zwei allgemeinen Landtagen als Landtags-Marschalls-Vermeser vor und die dabei bewiesenen



Bemühungen, die weisen Rathschläge und seine bei Eröffnung und beim Schlusse des Landtags gehaltenen Reden stehen noch bei Vielen in geachtetem Andenken.

Insbefondere aber bewies er eine ungemeine Anhänglichkeit gegen seinen erhabenen Monarchen, und diente ihm in einem Zeitraume von 48 Jahren mit liebevoller Treue. Sein jegliches Verdienst schätzender König gab ihm dafür sein Wohlwollen öffentlich zu erkennen. Er schmückte ihn im Jahre 1816 mit dem Großkreuze des neu errichteten Ordens für Verdienst und Treue und übertrug ihm im Herbst 1819 das ehrenvolle Geschäft, die Herzogin Josephe von Sachsen, als vermählte Königin von Spanien, in der Eigenschaft eines königl. Commissars bis nach St. Jean de Luz, an die französische Grenze, zu begleiten und dort den spanischen Behörden zu übergeben. Auf dem Rückwege ging er im Auftrage seines Monarchen nach Paris und hatte dort mit dem nun verklärten König Ludwig XVIII. eine lange Unterredung. — Auch dem Auslande blieben seine vielfachen Verdienste nicht unbekannt und 1819 verlieh ihm der österreichische Kaiser das Großkreuz des Leopold-Ordens.

Bei beschränkten Mitteln sorgte v. F. für die seiner Oberraufsicht anvertrauten Kunstsammlungen mit nicht geringem Eifer. Einige Kunstkabinette, die er weniger geordnet vorfand, ließ er durch vollständige Verzeichnisse, besonders das Garde-Meuble und grüne Gewölbe, zweckmäßiger einrichten und knüpfte noch in den letzten Jahren seines Lebens mit dem bekannten Palmeroli in Rom Unterhandlungen, wegen Wiederherstellung mehrerer Gemälde in der königl. Bildergallerie an.

Frühzeitig an Selbstdenken gewöhnt und mit

Kenntnissen aller Art bereichert, arbeitete er im  
 Stillen viele Aufsätze aus und setzte Lectüre und  
 Denkübungen bis in die spätesten Jahre fort. Un-  
 ermüdet rang er nach sittlicher Veredlung, beson-  
 ders nach Festigkeit des Characters. Nicht nach  
 Laune wechselte seine Handlungsweise, sie stützte  
 sich auf klare und geprüfte Grundsätze. Dabei  
 war er Freund strenger Ordnung und großer Pünk-  
 tlichkeit und eine unbestechliche Redlichkeit herrschte  
 wie in seinen Geschäften so in seiner ganzen Le-  
 bensweise. Mit den angesehensten Gelehrten stand  
 er gern in einem nähern Umgang und unter-  
 hielt sich namentlich oft und in vertrauter Innig-  
 keit mit Dr. Reinhard und Dr. v. Ammon besonders  
 über religiöse Gegenstände. Denn ungeheuchelte  
 Frömmigkeit, die es nicht scheuete, sowohl in häus-  
 licher Andacht besonders zu gewissen, einer frommen  
 Seele nahe liegenden Augenblicken, als in emsigem  
 Besuch und andächtiger Abwartung des öffentlichen  
 Gottesdienstes, auch unter seinen Unterthanen, sich  
 klar zu erkennen zu geben, war der Grundzug sei-  
 nes Characters, die Seele seines Wirkens und Dul-  
 dens. Seine Familienereignisse waren nicht immer  
 die glücklichsten. Die erste heißgeliebte Gattin, geb.  
 von Krosigk, Mutter von 3 Kindern, starb im 23.  
 Jahre ihres Alters und im dritten ihrer Ehe 1781.  
 Seine zweite würdige Lebensgefährtin, geb. Gräfin  
 von Schulenburg, mit welcher er sich im Jahr  
 1781 verehelichte, riß der Tod im 39. Jahre des  
 Lebens von seiner Seite und hinterließ ihm zehn  
 Kinder. Von den erstern Kindern starben zwei in  
 früher Jugend und die älteste an einem Officier  
 verheirathete Tochter wurde in Erfolg des Krieges  
 eine trauernde Wittwe. Sein zweiter Sohn, Hein-  
 rich, Lieutenant in königl. sächs. Diensten, fiel eben-  
 falls im Julius 1809 bei einer Reconnoissance;





Gott selbst zu danken, daß er uns die Ehre zu Theil werden ließ, an dem Tode eines so großen Mannes theilnehmen zu dürfen. Die Erinnerung an seinen Lebenslauf wird uns eine Mahnung sein, uns selbst zu bessern und die Tugenden zu pflegen, die er in uns vereint hat. Wir werden uns bemühen, die Lehren, die er uns hinterlassen hat, in unser Leben zu verwirklichen und so zu wirken, wie er gewirkt hat.

**Dr. Ferdinand Geminian Wanter,**

Doctor und Prof. der Theologie zu Freiburg im Breisgau, großherzogl. geistlicher Rath und designirter Erzbischof für das Großherzogthum Baden.

geb. den 1. October 1758.  
gest. den 19. Januar 1824.

Es ist einzig das Bewußtseyn, was mir Muth verheißt, daß ich eine schöne Pflicht erfülle, — so beginnt der treffliche Decan der theologischen Facultät zu Freiburg, Dr. Joh. Leonhard Hug, seine gehaltvolle Rede auf den verbliebenen Freund vor der Albert-Ludwigs hohen Schule am 30. Tage nach dessen Hintritte, (Freiburg in der Herderschen Kunst- und Buchhandlung 1824), welche wir hier größtentheils, mit Genehmigung des verehrten Vrs., zu allgemeinerer Verbreitung mittheilen — eine heilige Pflicht, mit tief empfundener Dankbarkeit das Verdienst weiser und tugendhafter Männer anzuerkennen, die in das Wohl der menschlichen Gesellschaft, im größern oder kleinern Kreise, mit edelsinniger Thätigkeit eingewirkt haben. Unter diesen Herrlichen des Menschengeschlechtes hat der Hingegangene einen unzweifelhaften Platz errungen.

Zwar geht das Gute, geschähe es auch unbeachtet, nimmer verloren; die Antriebe zum Schönen und Bessern, die wir dem menschlichen Leben und Beginnen mittheilen, bewegen sich fort, und bringen glückliche Erfolge hervor, wenn auch die Ursache unbekannt bliebe. Was die Bescheidenheit

verhüllt; der Reichthum verbunkelt; die Vergesslichkeit bedeckt, ist dennoch und bleibt in der ewigen Reihenfolge der Zustände, ist und bleibt vor Ihm, der allkundig mit gerechter Wage wägt. Aber indem wir es auch anerkennen, entfalten wir unsere schöneren Gefühle und unsere höhere Denkart, bringen der Tugend unsere Huldigungen dar, und das Geständniß, daß sie, wenn auch im Ganzen unerreicher, durch die möglichste Annäherung, dem Unvollkommenen den Stempel der Vollendung, dem Hinfälligen das Gepräge des Göttlichen aufdrücke, und, die höchste Steigerung, die Apotheose des Menschlichen sey.

Ich habe hier unbemerkt die innigsten Uebersetzungen ausgesprochen, die diesen theuern Verstorbenen, den frommen Lehrer der Sittlichkeit durchglühten. Dazu bedarf es keiner blumigen Wohlredenheit, die ich nicht habe: die Blumen jugendlicher Redner sind an meiner Brust verwelt. Einfach, einfach und wahr, gibt uns den Ton an, wie er behandelt seyn will. Wer einen Marmor von classischem Meißel vor sich hat, hat nur nöthig ihn aufzufassen und zu begreifen und mit treuer Hand das Empfangene auf sein Blatt aufzutragen. Jeder Versuch zur Ausschmückung wäre ein Frevel gegen das Urbild, dessen tief angeordnete Schönheiten fremde Bierungen schänden.

Ferdinand Geminian Wanker wurde zu Freiburg \*) im Jahre 1758 am 1. October, weil seine Mutter einen gefährlichen Fall gethan hatte, während ihrer langen Ohnmacht, zu früh geboren, und für todt bei Seite gelegt, indeß man die Mut-

\*) Aus seines Vaters Hausbüchle: 1758, den 1. October zwischen 7 und 8 Uhr, ist mir, Gott gedankt, ein Kind geboren, dessen Namen Ferdinand Geminian.





pfang nehmen sollte. Um so beachtungswerther sind die Erfolge, die für ihn und andere daraus hervorgegangen sind.

Im Jahr 1782, am 25. Mai wurde er von dem wohlthätigen Fürstbischof Maximilian Christoph zum Priester geweiht und zog nun nach Hause, sich nach einer Stelle umzusehen. Statt einer wurden ihm in sechzehn Monaten derer vier zu Theil. Er begann als Vicar in dem Dorfe Feldkirch; wurde bald als Erzieher zu einem jungen Adlichen in die Stadt gerufen; sodann von der hohen Schule auf die Pfarre Wendelsheim befördert, die er aber nicht bezog, indem er kurze Zeit darauf zum ersten Subrector in dem kaiserlich Josephinisch. Seminar zu Freiburg, am 3. Oct. 1783 ernannt wurde. Obschon sehr jung für eine so bedeutende Stelle, und dem Anscheine nach jünger, als er wirklich war, verschaffte er sich Achtung durch sein Betragen, durch sein wohlwollendes Gemüth Zuneigung und durch seine Gelehrtheit Würde vor den Zöglingen, derer die meisten den Wissenschaften mit Liebe, einige mit Leidenschaft nachgingen. In diesem Berufe verfaßte er ein Lehrbuch für die Pastoral, welches auszubilden er späterhin die Zeit nicht fand, und legte die Grundzüge zu einem Lehrgebäude der christlichen Sittlichkeit nieder. Die wenigen freien Stunden eines sehr geschäftigen Lebens brachte er gern bei seiner geliebten Mutter zu, die nun Wittwe, und nicht in den glücklichsten Umständen war. Dennoch war sie eine beneidenswerthe Frau, durch ihren vortrefflichen Sohn. Durch ihn genoß sie Achtung: von ihm Trost und Unterstützung. Alles, was er nur möglicher Weise erübrigen konnte, trug er ihr zu, und drang er ihr mit liebevoller Freudigkeit auf:



ihre letzten Tage sind durch ihn die schönsten ihres Lebens geworden.

Seine damaligen Verhältnisse abzuändern, hatte er keine Ursache, außer dem Wunsche, der allen Menschen gemein ist, in einen weniger abhängigen Zustand überzugehen. Dazu that sich der Weg auf, als der Lehrstuhl der christl. Moral an der hohen Schule zu Frenburg erledigt wurde. Er besorgte ihn in der Zwischenzeit rühmlich, und erhielt ihn wirklich durch höchste Entschließung vom 30. August des Jahres 1788. Von allen seinen Schülern ist wohl keiner, der sich nicht freuet, ihn gehört zu haben; der sich's nicht zur Ehre rechnet, sein Schüler zu seyn. Aber auch keiner, es hätte ihm denn schlechthin am Willen gebrechen müssen, konnte unbelehrt den Hörsaal Wanfers verlassen. Zuerst bestimmte er jeden Begriff auf's genaueste; beleuchtete ihn von allen Seiten, begründete ihn dann einfach durch standhafte Beweise und nun erst leitete er in strenger logischer Ordnung alle daraus entstehende Folgerungen mit Bedächtlichkeit und Umsicht ab. Nie hielt er etwas im Halbdunkel, oder nebelte um sich her, um die Einbildungskraft aufzuregen und unsichtbare Gestalten hinter dem mystischen Flor ahnen zu lassen, die man dann mit hochklingenden Worten beschwört, bis sie auch von andern gesehen werden. Nein; am lichten heitern Pfade des Erkennens führte er die Zöglinge Schritt für Schritt in das Gebiet der Wissenschaft ein und bewirkte durch die Klarheit und den schulgerechten Gang seiner Vorträge bei ihnen Ueberzeugung. Wann er aber ein Ziel erreicht, die Gerechtsame der christlichen Pflicht und Tugend vor aller Augen dargethan hatte, dann sprach er mit Innigkeit und Wärme und belehrte



nicht bloß, sondern besserte und veredelte seine Zuhörer.

Und so wie er lehrte, so handelte und lebte er. Dem Lehrer des Rechtes soll vorerst, und vor allen andern Menschen, das Recht heilig seyn: wo es aber auch weniger wäre, so entschuldigt man es mit der Vielheit der Ansichten. Der Arzt darf auch fränkeln, ohne seines Ruhmes verlustig zu werden: man ziehet die Unmöglichkeit in Betrachtung, alle Uebel zu besiegen. Aber weit schwerer ist der Standpunkt des Sittenlehrers, vor Allem des Lehrers christlicher Sitten. Die letzte Entschuldigung, die wir jedem angedeihen lassen: es ist ihm etwas Menschliches begegnet, wird hier nicht angenommen. Allein weit entfernt, daß der Hingegangene derselben bedürft hätte: ist nicht selbst die Frechheit der Verläumdung vor seinem Namen verstummt?

Ein Lehrer soll zuerst das lebende Archiv der Wissenschaft seyn, der er vorstehet: möchte indessen dieses noch so sehr zutreffen, so ist bei weitem die Summe der Forderungen, die an ihn ergehen, noch nicht berichtet. Ueberall duldet man die Einseitigkeit eher als an ihm: er soll in die angrenzenden Gegenden ausgehen, sich benachbarte Fächer unterwerfen, und vom Gebiete der gesammten Wissenschaft, wenigstens den Gliederbau kennen. Wie ein Staatsmann nicht bloß das Land, dem er seine Dienste weihet, sondern auch die umgebenden Staaten kennen und seinen Blick in ferne Länder senden, den gesitteten Erdboden in der Uebersicht auffassen muß, so verhält es sich mit dem Manne, dem irgend ein Fach der Wissenschaft übergeben ist. Wer sich bloß in ihrem Raume bewegt, so groß er auch wäre, und seine Einsichten nicht über diese Grenzen erweitert, muß sich den Vorwurf der Beschränktheit gefallen lassen. Der Verstorbene

ist im Gebiete der speculativen Philosophie nicht etwa nomadisch umhergeschweift; er erlangte hier ein Eigenthum, war angebaut und eingebürgert: die mathematischen Wissenschaften, obschon er sich ihnen später entzog, waren ihm nicht oberflächlich bekannt: in der Länder- und Völkerkunde besaß er Kenntnisse, die ihn zum Lehrer dieses Faches befähigt hätten: die Geschichte war von Jugend an seine Freude, in der Folge ein Gegenstand seines Forschens und später seine Erholung. Doch sprach er nicht davon, man mußte ihn darauf leiten, dann aber sah man den kenntnißreichen Mann, sobald er hoffte, seine Gesellschaft angenehm damit zu unterhalten.

Auch die größte Forderung hat er befriedigt, die man an einen Lehrer machen kann, daß er nämlich das Fortschreiten der übernommenen Wissenschaft durch Werke befördere; Irrthümer berichtige; Theile der Wissenschaft, die im Dunkel liegen, erhellte; ihren Gliederbau genauer bestimme, die Ordnung und Abfolge in ihren lehrgebäulichen Gestalten vervollkomme; oder ihre Grenzen durch neuere Forschungen erweitere. Es bedarf keiner ausführlichen Erörterungen des Zustandes der christlichen Sittenlehre in den katholischen Schulen, wie ihn eine mächtige Gesellschaft, beinahe im Alleinbesitze aller Unterrichtsanstalten, die in Wankers Jugendjahren aufhörte, hinterlassen hat. Genug, der österreichische Staat erklärte wiederholt den dringenden Wunsch nach einem guten Lehrbuche dieser Wissenschaft, und ließ desfalls Aufforderungen an alle seine Lehrer ergehen. Es kamen mehrere zum Vorschein, aber Wankers Lehrbuch erhielt den Vorzug und behauptete ihn fortwährend. Schon sind davon drei große Auflagen, stets reicher ausgestat-



Stiftungen, aber keine kann sich einer so wohl entworfenen Anstalt rühmen, wie sie Freiburg besitzt. Es danket sie einem seiner Unvergesslichen, Heinrich Sautier, der an Philipp Valentin von Reibelt, Domherrn zu Basel, Ehrenbürger Freiburgs, einen kräftigen Beförderer seiner edlen Zwecke und großmüthigen Wohlthäter dieser Anstalt fand. Sein ist der schöne Gedanke, die hilflose weibliche Jugend unter Aufsicht zu bringen; in allen Künsten des Haushaltes unterrichten zu lassen; in sonntäglichen Lehrstunden ihr Herz zu bilden, und ihre Sitten zu läutern, und Preise für ihr Wohlverhalten auszusetzen, die von Jahr zu Jahr verzinlich aufbewahrt, ihnen als Ehesteuer in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre gereicht werden. Diese Anstalt zunächst für die Erziehung verständiger, treuer und sittlicher Dienstboten beabsichtigt, indem sie einer Seits auf das häusliche Wohl der Inwohnerschaft zurückwirkt, rettete auf der andern Seite einen im Durchschnitt verlorenen Theil der Gesellschaft, der meist auf Abwegen seinen Untergang findet. Eine ähnliche Anstalt, desselben Mannes Werk, stellte sich dieser an die Seite, dürftige Knaben in Obhut zu nehmen, sie mit Lehrgeld zu Handwerken zu unterstützen und in Sonntagsversammlungen in nützlichen Dingen zu unterweisen; sie durch Preise zum Guten zu ermuntern, die ihnen überantwortet werden, sobald sie ein eigenes bürgerliches Gewerbe antreten. Der segensreiche Erfolg dieser gemeinnützlichen Einrichtung zeigt sich nicht allein in einer Menge gut gearteter Jünglinge und Mädchen, sondern bereits in schätzbaren Bürgern und Bürgerinnen, von denen die Gesellschaft wieder mit Zuversicht einen Nachwuchs ihres Gleichen erwartet. Daran hat Wanfer einen bedeutenden Antheil. Der Stifter gründete und



pflanzte; er aber wartete und pflegte mit Einsicht und unaussprechlichem Wohlwollen durch eilf Jahre den jungen Aufwuchs. Bald übernahm er mütterliche Pflichten, unterwies mit Zartheit das Mädchen, sich zu bewahren, seine Jungfräulichkeit zu ehren, und seinen Werth durch Eingezogenheit zu erhöhen: bald drang er mit väterlichem Ernst bei Mädchen und Jünglingen, wie es die Umstände heischten, auf Anstand und Sitten. Für das Wohl jedes Einzelnen besorgt, suchte er oft Meister für die Knaben, Dienste für die Mädchen nach ihren Geschicklichkeiten; war immer bedacht, beide in Häusern unterzubringen, wo sie zu Ordnung und Ehrbarkeit angehalten wurden; erkundigte sich von Zeit zu Zeit nach ihrem Betragen, kümmerte sich um ihr Glück und Fortkommen, wie es nur ein guter Vater, eine liebende Mutter thun konnte und verlor sie nie aus den Augen, bis sie seiner Sorge nicht weiter bedurften. Wie that es seinem Herzen so wehe, wenn er Unverbesserliche austossen mußte; wie freute er sich mit ganzer Seele derjenigen, die ihm gute Hoffnungen gaben; wie war er entzückt, wenn er sie glücklich zu ihrem Ziele geführt hatte! Wer hat ungerührt die Verklärung gesehen, die auf seinem Angesichte lag am Tage der Preisaustheilung; oder wenn er den Mädchen jährlich ein kleines Fest gab, und Zeuge ihrer unschuldigen Fröhlichkeit war! Hier empfand er so recht alle Vaterfreuden und alle Bonne eines edlen Bewußtseyns.

Dieses schöne freundliche Gefühl trieb ihn auch ins Waisenhaus, zur kleinern Jugend, ihre Nahrung, Pflege und Gesundheitsanstalten in Augenschein zu nehmen, ihren sittlichen Zustand zu beobachten, wo es nöthig schien, Verbesserungen ein-

zuleiten; oder die wohl entworfene Einrichtung zu handhaben.

Sein Leben, bis ins vier und zwanzigste Jahr, ging in stiller wissenschaftlicher Beschäftigung dahin. In dieser Zurückgezogenheit mehrte sich sein gelehrtes Erkenntniß, ohne daß er an Erfahrung viel gewonnen hätte. Aus seiner kleinen Umgebung beurtheilte er die ganze Welt. Er blieb daher bis in sein männliches Alter kindlich einfach, zutraulich, gegen Jedermann sonder Argwohn, der beste der Menschen. Seine Vorstellung von Verschiedenheit der Denkweise und des menschlichen Benehmens war mehr aus Büchern als aus dem Leben genommen; ungefähr wie wir Merkwürdigkeiten entfernter Länder aus Reisebeschreibungen kennen. Ein Mann von weniger Geist hätte durch harte Warnungen verständigt werden oder in ewiger Verweisung aus der thätigen Welt bei den Büchern bleiben müssen. Bei ihm bedurfte es nur der Umstände und ihrer Andeutungen, um seine mehrseitigen Fähigkeiten zu entwickeln.

So trat er als zweiter Vorstand in das kaiserliche Seminarium, in einen größern Kreis ein, in eine Versammlung junger Männer von den verschiedensten Anlagen und Thätigkeiten, wo ihm das Mannichfaltige der menschlichen Sinnesart und Richtung das erstemal näher vor das Auge trat. Er sollte sie leiten, ohne sie zu meistern. Wenige Fehlgriffe würden ihn um Achtung und Liebe gebracht haben. In dieser Lage gewöhnte er sich eine Ueberlegung und Umsicht an, die ihm in der Folge immer zur Seite stand, und unter seine bezeichnenden Züge gehört. Das dringendste war nun, jeden Einzelnen kennen zu lernen, um ihn seiner Eigenheit gemäß zu behandeln, damit er die Gesammtheit befriedige. Aber die Bewegungen des



Lebens waren hier zu einfach und gleichförmig, als daß sie ihm den Anblick verworrener gesellschaftlicher Verhältnisse hätten gewähren können; dennoch hat er hier den Grund zu den psychologischen Einsichten gelegt, die ihn zum Lehren und Ausüben ausnehmend befähigt haben. Seine in diesen Umgebungen angeregte Beobachtungsgabe brachte er zum academischen Lehramte, wo sie ganz die Richtung des ihm gewordenen Berufes annahm. Jede auffallende Erscheinung im Gebiete der Sitten suchte er aus vorhergehenden Zuständen zu erklären, und ruhete nicht, bis sie ihm aus psychologischen Ursachen verständlich geworden war. Alles Aeußere nahm er als Sittenlehrer auf; und so wurde er ein gelehrter Beobachter der Menschen und ihrer Handlungen, ohne eigene Verschlimmerung oder bössliche Neugierde. Es war ihm bloß darum zu thun, den Menschen als sittliches Wesen zu kennen.

Nach solchen Vorbereitungen ging er tiefer ins thätige Leben ein, als er die Sautiersche Anstalt zu leiten übernahm. Er ersah bald seine Aufgabe, und ertheilte seinem Forschen eine ihr gemäße Richtung; nämlich Böses zu verhüten, und die Keime des Guten unter sichere Pflege zu stellen. Es waren nicht bloß die Kinder, die unter seinen Augen heranwuchsen, deren Neigung, Fähigkeit, Fehler und Gewohnheiten er sich zum Gegenstand der Beobachtung machen mußte; sondern die Sorge für seine Zöglinge nöthigte ihn, sich mit den Häusern in Bekanntschaft zu setzen, in denen er sie unterbrachte: er mußte die Stadt im Ganzen, und in ihrem Innersten kennen lernen. Durch die unermüdliche Sorgfalt, die er ihnen angedeihen ließ, gewann er das Vertrauen Anderer in schweren Lagen und Begegnissen, und wurde unbeabsichtigt reich an Erfahrung, ein menschenkundig

ger und sehr kluger Mann, obschon er die Welt nicht über fünfzig Stunden Weges auswärts gesehen hat. So wahr ist es, was Plutarch sagt: „kein Vaterort ist so klein, daß er nicht einen vor trefflichen und tugendhaften Mann bilden könnte.“ Das blieb er auch unter mancherlei und oft widerlichen Eindrücken, die er von Außen empfing. Er verlor sogar nichts von seiner frühern unbefangenen, arglosen Gemüthlichkeit, als was die Jahre jedem mit dem zarten Staube der Jugendblüthen abzustreifen anfangen: er bezog nämlich nichts auf sich, sondern Alles auf höhere Zwecke.

Doch grenzte seine natürliche Güte nie an Schwäche. Durch wissenschaftliche Beschäftigung gewohnt, alles auf Grundsätze zurückzubringen, hatte er in denselben eine feste Widerlage, worauf er sich stützte, daß er nicht von fremder Bewegung abhängig; viel weniger ein Spielzeug äußerer Einwirkung, kaum der wohlersonnenen List, und nur auf Augenblicke, wurde. Wo man ungestüm auf sein gutes Herz eindringen wollte, fragte er zuerst sein tiefes Gefühl von Billigkeit und Recht, und hielt Gefühl mit Gefühl im Gleichgewicht, bis er wieder das feste Vernunftgebiet der Grundsätze erreicht hatte. Eben so wenig artete die vorherrschende Ruhe seiner Seele jemals in Kälte aus; davor bewahrte ihn seine Erregbarkeit für Mitleid und Theilnahme. Er hatte mehr Ursache, vor seiner Milde auf der Hut zu seyn, als vor Härte sich zu schützen, zu welcher Stimmung keine Saite in seinem Innern vorhanden war. Im Gegentheil, wo ihm die Pflicht Ernst und Strenge auferlegte, linderte er seine Vorschläge und Maßnahmen immer so, daß sie nur nicht ganz unkräftig wurden. Die ihm eigene Ruhe hatte zwar einen Grund in seiner gebäulichen Anlage, die zart

empfang, aber keine heftige Anregungen aufnahm; indessen hatte sie auch eine wahrhaft sittliche Haltung; nämlich die Einheit mit sich selbst. Sein Wollen und Wünschen stand unter Grundsätzen, die ihm heilig waren; weswegen weder eine Störung noch Unentschiedenheit; noch eine Ungleichheit im Handeln, und eine deutliche oder dunkel empfundene Mißbilligung abwechselnde Zustände herbeiführte. Mochte es in seinem nach Außen hin stillen, einförmigen Leben auch Auftritte geben, Leidenschaften oder Kräfte aufzureizen; er blieb ruhig, nicht weil er stumpf oder wehrlos, sondern schonnend war. Mochte etwas auf ihn drücken, so suchte er nicht durch Gegendruck, sondern in besonnenem Ausbarren Abhülfe. Ein Mann von so reger inwohnender Thätigkeit kann nicht ohne Leidenschaft seyn; aber er ließ sie nie zum Ausbruche kommen. Kaum waren sie einen Augenblick bemerkbar, so sammelte er sich wieder, nicht aus Verstellung, sondern aus Warnung seines sittlichen Gefühls, wie wenn er einen Genius des Socrates hätte. Daher in seinem Blicke wie in seinem Gemüthe jene ungetrübte Heiterkeit, gleich weit entfernt von lebhafter Freude, wie von Grämlichkeit, worin selbst das organische Mißbefinden keine sehr merkbare Aenderung machte. Seine Kummernisse für andere, denn eigene hatte er nicht, beschäftigten ihn nur in den Stunden, in denen er über die Mittel zu ihrer Abhülfe bei sich zu Rathe ging. Hatte er mit gutem Gewissen das Seinige gethan; das Uebrige überließ er dem höchsten Wesen, in dessen Hand die Erfolge sind und die Gesetze einer ewigen Weltordnung. Denn die Gesinnungen wahrer Religion und frommer Gottergebenheit erwärmten sein Innerstes, und belebten sein ganzes geräuschloses rein christliches Wirken, wodurch er



auf's Vollkommenste würdig geworden ist, zum obersten Vorsteher der christlichen Gesellschaft catholischen Bekenntnisses in den verbündeten Staaten des südlichen Deutschlands gewählt und bestimmt zu werden.

Seine Vortrefflichkeit fiel dem unterrichteten Clerus des Landes längst in die Augen, und entschied die Wahl für beide gleich ehrenvoll. Weiser Fürstensinn führte das bescheiden zurücktretende Verdienst in eine Würde ein, in der es am strengsten gefordert wird.

Alein die verborgene Hand, die, unsichtbar für sterbliche Augen, uns oft das Beste entzieht, um es selbst zu belohnen, nahm den Edlen früher aus der Mitte der Seinen, denen nur sein Andenken, die Sehnsucht nach ihm, und die Trauer über seinen Verlust übrig blieb.

Er hatte einen knifälligen Leib, ungeachtet vieler Anstrengungen und vieler Lebensmühe, durch Mäßigkeit bis an die Schwelle des sechs und sechzigsten Jahres bewahrt, wo eine Ueblichkeit, die er aus Eifer für seine Berufsarbeiten zu wenig achtete, edle Lebenswerkzeuge ergriff. Kaum hatte er die Gefahr wahrgenommen, so bereitete er sich mit frommer Erbauung auf den Abschluß seines irdischen Daseyns. Nach heftigen, jedoch nicht lange andauernden, Schmerzen, unter welchen er einem seiner geistlichen Freunde bekannte: „ohne Religion wär' es unmöglich, die mich marternden Schmerzen mit Geduld zu tragen“ — sank er in eine Ruhe, die Vorläuferin seiner Auflösung, und entschlummerte sanft.

Welch eine Niedergeschlagenheit, als sein Hintritt laut wurde! In allen Häusern auf allen Straßen, war nur Eine Rede vom Unglück

des Tages; in der ganzen Stadt nur Eine Trauer. Sein Leichenzug war ein großes Bild, indem sich der Ausdruck der Liebe, der Verehrung, des Schmerzens auf die unverkennbarste Weise in allen Mannichfaltigkeiten der Empfindung und Theilnahme darstellte; ähnlich dem Leichengange des großen Basilius. Ach so viele, so heiße Thränen sind gefallen! und täglich fallen noch Thränen der Dankbarkeit auf sein Grab.

---

## Dr. Nicolaus Sander,

großherzoglich badischer Kirchen- und Ministerialrath.

geb. den 22. September 1750.

gest. den 21. Januar 1824.

Kein Mann, hochberühmt außerhalb dem Großherzogthum Baden durch tiefe theologische Untersuchungen, durch bündereiche Werke und durch weit verbreitetes Wirken in Deutschlands protestantischer Kirche; aber desto eifriger im Dienste der vaterländischen Kirche, desto bekannter jedem, der die Geschichte dieser Kirche in der neuesten Zeit kennt, und desto verehrter von jedem, der gerecht ist und guten Willen besitzt, Verdienste zu schätzen. Wie aber kein menschliches Auge die Folgen mancher guten Handlung übersehen kann, und keine menschliche Gewalt ihrem Segen Grenzen zu setzen vermag, so darf man auch hoffen, daß manches Gute, welches der Vollendete gestiftet hat, sich auch über die Grenzen seines Vaterlands mittelbar ausgedehnt hat, und sich allmählig noch ausdehnen werde, wenn auch sein Name nicht genannt, ja vielleicht längst vergessen seyn wird. Denn das ist der Segen und Lohn, den die ewige Gerechtigkeit einer wahrhaft edlen Handlung zutheilt, daß sie durch Nachahmung wieder andre edle Handlungen — und wer kann ihre Zahl bestimmen? — erzeugt. Wohl dem, der nur vorerst in dem Wirkungskreise, den ihm die göttliche Vorsehung anweist, anspruchlos und in festem Vertrauen auf dieselbe, treu und uners-



müßlich das zu seyn, sich mit aller Kraft bestrebt, was er seyn soll, und das leistet, was man von ihm zu erwarten berechtigt ist! — Der Berewigte hätte nach seinen Talenten und Kenntnissen, nach seiner Kraft und Thätigkeit, auch einen größern Wirkungskreis mit Ehre und Segen ausgefüllt, er hätte, nach glänzendem Ruhme jagend, in die Ferne hinauswirken können; aber er gab sich ganz und ausschließlich seinem Vaterlande hin, wohl wissend, daß eine getheilte Kraft, die vielerlei und ins Weite hinaus wirken will, wenn sie nicht eine außerordentliche ist, nur wenig, oder nichts Gediogenes und Vollendetes leiste, und erkennend, wie viel er seinem Vaterlande, das er so heiß liebte, schuldig sey. — Doch wir wollen uns näher mit dem würdigen Abgeschiedenen bekannt machen, und wir werden uns von der Wahrheit des eben Gesagten gewiß überzeugen.

Nicolaus Sander war geboren zu Rönningen bei Emmendingen im Großherzogthum Baden. Dort lebte sein mackerer Vater als Pfarrer, in der Folge Special-Superintendent, Nicolaus Christian Sander, von seiner Diöcese wegen seiner, mit Kenntniß und unermüdetem Eifer verbundenen Amtsführung hochgeachtet, und von seinem trefflichen Fürsten, Carl Friedrich, dem selten ein Verdienst irgend eines Staats- oder Kirchendieneres verborgen blieb, durch den Titel eines Kirchenraths ausgezeichnet. Der Vater und dessen treffliche Gattin, Auguste Bernhardine geb. von Bosk, entdeckten bald in des Kindes erwachendem Geiste nicht gemeine Talente, und Gott dankend entwickelten sie dieselbe mit ebenso vieler Weisheit und Sorgfalt, als sie mit zarter Liebe und frommen Sinne in des Kindes Gemüth die Keime seines in der Folge so lebhaften und tiefen Gefühls für das Christenthum und

überhaupt für alles Heilige, Würdige und Schöne weckten und pflegten. Unter den Augen des Vaters arbeitete meistens der lebhafteste Knabe, und gewöhnte sich durch den beständigen Anblick der Thätigkeit desselben früh an den beharrlichen Fleiß, den seine Talente trefflich unterstützten. Der Ernst und die Ordnung, die Zucht und Frömmigkeit, die im älterlichen Hause herrschten, theilten sich gleichfalls früh höchst wohlthätig dem ganzen Character des Knaben mit. Und so bewährte es sich auch hier wieder, daß der gute Geist, der in einer Familie waltet, wohl still und mild, aber kräftiger und sicherer wirkt, als Lehren und Ermahnen, als Warnen und Strafen. —

So von Gottes Güte mit reichen Gaben des Geistes und Gemüthes ausgestattet und im väterlichen Hause durch Unterricht und Beispiel sorgsam vorbereitet, bezog der Knabe zuerst das Pädagogium in dem nahen Emmendingen, und darauf das weiter führende in dem entferntern Lörrach an der schweizer Grenze. Nachdem er dort die zu erhaltende weitere Bildung empfangen hatte, schickte ihn der Vater, den bestehenden Gesetzen gemäß, auf das damalige Gymnasium (jetzt Lyceum) in Carlsruhe. \*) Zwar war der öconomische und päd-

---

\*) Diese Anstalt ist eigentlich und ursprünglich die hierher verpflanzte größere latein. Schule zu Pforzheim, welche schon vor der Reformation bestand und in welcher ein Reuchlin und Melanchthon ihre erste Bildung erhielten. Als die Markgrafen von Baden ihre Residenz von Pforzheim nach Durlach verlegten (1565), wurde auch dieses Institut dahin verpflanzt (1586), und kam, als Carlsruhe erbaut und zur Residenz erklärt wurde, hierher (1724), obgleich Pforzheim und Durlach noch Pädagogien erhielten. Dem jetzigen Lyceum, das nun 550 Schüler zählt, steht der würdige und verdiente Kirchen- und Min. Rath Bandt als Director vor.

dagogische Zustand der damaligen Anstalt sehr verschieden von dem blühenden Zustand des jetzigen so sehr erweiterten Instituts; aber es fehlte keineswegs an mehreren tüchtigen Lehrern, welche die unersättliche Wißbegierde des fleißigen Knaben zu stillen im Stande waren. Und wenn auch damals die alten Classiker noch nicht in dem Geiste und mit dem Geschmaç behandelt wurden, womit er sie selbst in der Folge an dieser Anstalt behandelte, so fand er doch bald, von dem bessern Genius seiner Natur unterstützt, den höhern Standpunct, von welchem diese ewigen Muster des Klaren, Würdigen und Schönen betrachtet werden müssen, wovon sein gedrucktes Programm über Gymnasialbildung, welches der berühmte August Wolf so hochstellte, das unläugbarste Zeugniß ablegt.

Als er sich hier während einiger Jahre durch classische Studien tüchtig zum Studium der Theologie vorgebildet hatte — denn was ist diese ohne jene? — besuchte er freilich sehr jung, nach dem Willen seiner Aeltern, die blühende Universität zu Halle. Mit hoher Freude trat er die Reise dahin an, und mit großen Erwartungen, daß sein nach höhern Wissenschaften emporstrebender Geist nun volle Nahrung finden werde, zog er in Halle ein. Und sie wurden nicht getäuscht, diese Erwartungen. Es ist bekannt, welche Zierden in jeder Facultät, besonders der theologischen, die Universität aufstellte, wie viele Tausende hier zu tüchtigen Lehrern des Evangeliums gebildet wurden, und wie viel Licht und Heil von dieser hohen Schule über alle Gegenden der Erde ausströmte. Vielleicht war die Zeit, wo Sander sich dort befand, die schönste Periode der Universität. Doch unter allen Lehrern stellte er die ehrwürdigen Männer Semler, in dessen Hause er auch wohnte, und Mößelt, die einen



freiern Geist weckten, und sich um Exegese, Dogmatik und Kirchengeschichte unsterbliche Verdienste erwarben, am höchsten. Ihre Vorlesungen besuchte er am fleißigsten, und wie gewissenhaft und glücklich er ihren Unterricht benutzte, zeigte sein nachfolgendes Leben. Die Verehrung dieser trefflichen Männer bewahrte er in seinem Herzen bis zum letzten Athemzug. Wie hochachtungsvoll, wie dankbar sprach er stets von ihnen! Wie erheiterte sich sein ganzes Wesen noch in seinem hohen Alter, wenn er ihrer Vorlesungen und der öftern Unterhaltung mit ihnen gedachte! Kein Wunder, daß die Vorlesungen dieser Männer und der Umgang mit ihnen auf seine Ansichten vom Christenthum einen entschiedenen und bleibenden Einfluß auch da noch hatten, wo er als Mann und Greis nichts ohne die strengste und gewissenhafteste Prüfung annahm.

Mit einem reichen Schatze theologischer und philologischer Kenntnisse, den lohnenden Früchten seines unermüdeten Fleißes, verließ er nach drei Jahren Halle, und kehrte in sein Vaterland zurück, dem er einst so wichtige Dienste leisten sollte, und in die Arme der liebenden und geliebten Aeltern, deren Freude und Stolz er war. So war es natürlich, daß er im Jahr 1770 das theologische Examen zu Karlsruhe mit vorzüglichem Lobe bestand und als Pfarr-Candidat aufgenommen wurde. Von dem so wohlvorbereiteten jungen Manne ließ sich mit Recht erwarten, er werde auch nichts Gemeinsames auf der practischen Laufbahn leisten, welche er, alsbald nach überstandener Prüfung, zu Rönningen unter den Augen und unter der Leitung seines erfahrenen Vaters, als dessen Gehülfe auf kurze Zeit, begann. Er übte sich hier im Predigen, und widmete die übrige Zeit des dortigen

stillen und freundlichen Aufenthalts im väterlichen Hause der Fortsetzung seiner theologischen, besonders aber auch der philologischen Studien, worüber er indeß andre Wissenschaften, z. B. Geschichte, nicht vernachlässigte; naturhistorische trieb er mit seinem jüngern Bruder, dem in der Folge wegen seines Andachtsbuches und seiner Schrift: Die Weisheit und Güte Gottes in der Natur u. dgl. berühmten jungen Manne, der leider! in der Blüthe seines Lebens dahin welkte, ein Opfer seiner, keine Grenzen kennenden, Anstrengungen. Ausgebildet und im Predigen schon geübt, um allein stehend mit Segen als Prediger wirken zu können, ward er im Jahr 1772 als Pfarr-Adjunct zu Mündingen bei Müllheim im badischen Oberlande, nicht weit von Basel, angestellt. Mit frischer Kraft und heiterm Leben trat er dort auf, und machte sich weiter mit allem dem bekannt, was zum practischen Leben eines Landpredigers gehört, der seiner Gemeinde das werden will, was er seyn soll, — ein ächter, christlicher Seelsorger.

Aber er setzte auch hier mit gewohntem Fleiße das classische Studium fort, und die dadurch erzeugene classische Bildung erwarb ihm im Jahr 1775 den Ruf seines Fürsten zum Prorektorat an dem Pädagogium zu Pforzheim. Wer kennt nicht diese Stadt durch den heldenmüthigen Tod ihrer 400 Bürger, welche sich in der am 27sten April 1622 vorgefallenen Schlacht bei Wimpfen gegen Tilly für ihren Fürsten und das Vaterland opfereten? \*) Seitdem diese Stadt aufhörte, die Residenz der Markgrafen von Baden zu seyn \*\*), und

---

\*) S. des Legat. Rath's Posselt (berühmten Herausgebers der polit. Annalen etc.) herrl. Rede zum Andenken dieser Helden.

\*\*) Im Jahr 1565.



nur noch die sterblichen Ueberreste derselben, als Heiligthum, in ihrer Mitte aufbewahrte, befand sie sich vielleicht nicht in dem blühenden Zustand, als zu der Zeit, da Sander in ihre Mauern trat. Unter dem, von ganz Europa verehrten, von seinen Unterthanen mit kindlicher Liebe angebeteten, Fürsten Carl Friedrich hatte sie sich schnell zu diesem blühenden Wohlstande erhoben. Viele Fabriken, besonders von Bijouterie=Arbeiten, die ihre Waaren bis nach Ost= und Westindien versandten, wurden größtentheils von französischen Schweizern, für die der fromme Fürst eine besonders französisch reform. Pfarrei stiftete, errichtet. Viele andere Kaufleute aus dem Auslande, gelockt durch die weise, gerechte und liberale, Wissenschaften und Künste, Handel und Wandel so gern fördernde Regierung, ließen sich hier nieder. Der Handel blühte auf, die Bevölkerung wuchs sichtbar und der Wohlstand nahm unter den fleißigen, gewerbsamen und biedern Einwohnern mit jedem Jahre zu. Der heitere, gesellige und gutmüthige Sinn und Ton, der unter ihnen herrschte, machte den Aufenthalt daselbst höchst angenehm, und die Zahl gebildeter und für weitere Bildung in allem Wissenswürdigen empfänglicher Menschen war nicht klein. Gern folgte daher Sander dem Rufe an einen Ort, der ganz nach seinem Geschmack und seinen Wünschen war, und mit freundlichen Blicken und offenen Armen nahm man ihn auf. Hier lebte er eigentlich die schönsten Tage seines ganzen Lebens; und die Bilder dieser freundlichen Zeit traten oft mit der größten Lebendigkeit vor seine dankbare Seele. Freilich fand er dort manches, aus alter Zeit Herrührende, zu ändern, zu bessern, und mit Eifer und Kraft unternahm er es. Seine Einsichten setzten ihn dazu in den Stand, und die Achtung, das Vertrauen.

und die Liebe seiner guten Pforzheimer erleichterten seine Unternehmungen und führten sie zum gewünschten Ziel. Das Pädagogium erhielt einen andern Geist, eine andre Gestalt. — Damals war die basedowsche Methode noch neu — aber wo sie bekannt wurde, erregte sie große Aufmerksamkeit. Viele, die sie kennen lernten, erklärten sich laut und mit eben der Wärme für die Einführung derselben, womit man sich 30 Jahre hernach für die pestalozzische Methode interessirte; und von ihr, hofften sie, würde Deutschlands Heil ausgehen. Und allerdings trat eine andre in mancher Hinsicht bessere Pädagogik mit der von Basedow ins Leben und machte Epoche in dieser Zeit. Wie hätte sie ohne Reiz und Interesse für den jungen Mann bleiben sollen, der sich mit feurigem Enthusiasmus der Jugend, und was ihre natur- und bestimmungs-gemäße Bildung förderte, hingab, und der für alle gründliche Verbesserungen im Schulwesen so erregbar, so empfänglich war. Auch er huldigte Basedow, aber nicht überall. Er prüfte, er machte Versuche, und nahm nur nach reiflicher Prüfung und öfteren Versuchen Mehreres an, und entwickelte dadurch zugleich den selbstständigen pädagogischen Character, dem er in der Folge nie untreu ward. Er war der leutselige Freund seiner Schüler und behandelte sie nicht, wie ein finsterner pedantischer Dril. Er nahm Theil an ihren geselligen unschuldigen Spielen und sammelte sie nicht selten um sich her zu erholenden Spaziergängen. Ein Freund der schönen Künste, vorzüglich der Musik, wie er denn selbst in frühern Zeiten das Klavier mit Fertigkeit, Geschmack und Ausdruck spielte, förderte er auch diese bei Jung und Alt, und nicht selten stand er als Kenner an der Spitze musikalischer Vereine in seinem geliebten Pforzheim; denn er











und die Schwäche seiner Brust nöthigte ihn zuletzt, dieses Geschäft gänzlich aufzugeben. Er beschränkte sich daher auf seine übrigen Amtsarbeiten, bei welchen er das Mögliche leistete.

Es war vorauszu sehen, daß die bisher erworbenen Verdienste von einem so gerechten, für alles wissenschaftliche Leben so empfänglichen und mit gelehrten Männern so gern sich umgebenden Fürsten, wie Carl Friedrich war, der auch die in den letzten Zügen gelegene Universität zu Heidelberg in neues Leben zurückrief und sie in ihren jetzigen blühenden Zustand versetzte — auch lohnend anerkannt wurden. So erhielt der Verstorbene im J. 1798 den Character und Rang eines Kirchenraths. Höchst wohlthätig und ermunternd wirkte diese Anerkennung auf die fernere Thätigkeit desselben. Er suchte sich mit allen Kräften seines Amtes würdig zu beweisen. So entstand eine edle Erwieberung von Verdienst und Anerkennung, von Belohnung und Dankbarkeit. Sie sprach sich bald weiter dadurch aus, daß Sander im Jahr 1803 zum wirklichen Kirchenrath mit Sitz und Stimme im Collegium ernannt wurde. Die Vereinigung eines großen Theils der Rheinpfalz, so wie noch einiger anderer Gegenden, z. B. Lahr mit der Markgrafschaft Baden, welche nun zum Kurfürstenthum erhoben ward, die Auflösung des bisherigen lutherischen Consistoriums zu Heidelberg und die Hieherweisung der Geschäfte desselben, machten die Vermehrung der Zahl der Glieder des Kirchenraths in Karlsruhe dringend nöthig; und welcher war fähiger zur Uebnahme eines großen Theils dieser neuen Geschäfte, als — Sander? — Damals ward das Collegium von einem Manne dirigirt, der in der Geschichte der evangel. Kirche, wie des an Ländern immer mehr wachsenden, in seiner Ver-





Die Unbefangenen, welche sich mit dem wahren Geiste des Evangeliums und dem Wesen des Protestantismus vertraut gemacht hatten, gaben der Idee Beifall und stimmten in diesen christlichen Wunsch ein, wenn sie gleich mit mehreren Mitteln der Ausführung nicht zufrieden waren. Andre, mehr vom Kirchenthum befangene, traten öffentlich gegen die obige Schrift auf. Die Ausführung ruhte daher eine Zeitlang, aber nicht der Plan, oder die Sache selbst. Die Aufhebung der seit so vielen Jahrhunderten bestandenen Verfassung des deutschen Reiches im Jahr 1806, wodurch der bisherige Kurfürst als Großherzog von Baden erklärt und in völlige Souveränitätsrechte gesetzt und mehrere Fürsten und Stände mediatisirt und unter seine Hoheit gestellt wurden, brachte die Ausführung dieser Vereinigung näher, und der erste Schritt dazu war die Auflösung des reformirten Kirchenraths in Heidelberg und dessen Vereinigung mit dem luth. Kirchenrathe in Karlsruhe im J. 1807, welche beide Collegien nun vereinigt, mit der Benennung: ev. Oberkirchenrath, bezeichnet wurden. Diese Verbindung, wogegen freilich sowohl von dem ev. ref. Kirchenrath, als einem Theil der reformirten Geistlichen Vorstellungen, jedoch vergebens, gemacht wurden, zeigte sich doch dem Unbefangenen bald in ihren Folgen, in mehr als einer Rücksicht, nothwendig und wohlthätig. Denn viele Ersparnisse für beide Kirchen waren nun möglich gemacht, manche Reibungen hörten auf, die Geschäfte wurden erleichtert und die beiden Kirchen waren doch nun einmal schon in ihren obersten Behörden vereinigt, wodurch natürlich die gute Sache der Kirchenvereinigung sehr befördert wurde. In dem, im J. 1805 von Bremen als Professor der Theologie und reformirten Kirchenrath nach Heidelberg berufenen, und früher



schon in seines ehemaligen Schulgenossen, Landsmannes und vertrauten Freundes, Brauer, Idee und Wunsch eingegangenen, durch seine viele Schriften der Welt bekannten Dr. Ludwig Ewald, der in diesen Oberkirchenrath versetzt worden, gewann Sander einen kräftig thätigen Amtsgenossen und in der Folge einen bewährten Freund.

Um diese Zeit lebte in Staatsdiensten der hochberühmte Graf von Benzel-Sternau, der geistreiche Verfasser des goldenen Kalbs und mehrerer ausgezeichneten Schriften, höchst empfänglich für alles Gute und Schöne, und eifriger Förderer alles dessen, was zu des Volkes Bildung abzweckte. Unter ihm ward eine sogenannte General-Studien-Commission errichtet, welche zum Theil aus dem Geistlichen und Ministerialrath Brunner von Seiten der kathol., Oberkirchenrath Sander von Seiten der luther., und von Seiten der ev. ref. Kirche, aus dem Oberkirchenrath Ewald bestand. Diese Commission hatte die Bestimmung und den Auftrag, das niedere und höhere Schulwesen zu reformiren und im ganzen Lande möglichst gleich zu stellen. Es sollten für die Schulen der drei Confectionen allgemeine Pläne entworfen und das Beste derselben, wozu auch die übrigen Anstalten für Künste und Wissenschaften gehörten, im Allgemeinen bedacht und berathen werden. Viel begannen die Glieder dieser Commission und am thätigsten zeigte sich auch hier Sander. Aber die damaligen Zeiten und Verhältnisse hinderten Manches, und als Graf von Benzel-Sternau aus badischen Diensten trat und von Karlsruhe wegzog, so löste sich diese Commission gänzlich auf. Doch, was sie begann, wurde, größtentheils nur auf eine andere Weise, fortgesetzt und zum Ziele geführt.

So arbeiteten die genannten 3 Männer an



Seiten darbierte, und wirkte mit gewöhnlicher Unverdrossenheit fort,

In dem alten Lande bestand seit geraumer Zeit eine treffliche Anstalt für ev. luth. Pfarrwittwen. Sander ließ sich das Aufkommen dieser Anstalt und damit die Verbesserung der hilflosen Lage vieler bedauernswerthen Pfarrwittwen auf's ernstlichste angelegen seyn. Noch schlimmer stand es um die Wittwen der Schullehrer, welche anfänglich nach dem sehr geringen Fond der für sie gestifteten Anstalt nur wenige Unterstützung fanden, und oft mit ihren Kindern dem Elende preisgegeben waren. Auch diese Noth ging dem mildthätigen Manne zu Herzen. Auch ihr Schicksal zu verbessern, war sein rastloses Streben, und er hob bald den Schullehrer = Wittwenfond zu einer, so weit es nur möglich war, bedeutenden Höhe. Nicht weniger war er für außerordentliche Nothfälle, worin Pfarrer nicht selten gerathen, bedacht. Er bewirkte die Vermehrung des Hilfsfonds und brachte es außerdem dahin, daß die Einkünfte von Pfarreien, welche wegen besonderer, nicht abzuweisender Gründe, eine kurze Zeit durch Pfarr = Verweser verwaltet werden mußten, (Intercollargefälle) zu außerordentlichen kirchlichen Zwecken eingezogen wurden. — Als nun der Hauptdirector der beiden Wittwenfonds — dessen Verwaltung nach Diöcesen des Mittel- und Oberlands durch besondere Commorariate vertheilt ist — Pfr. Hofmann zu Blankenloch bei Karlsruhe, im Jahr 1817 starb, so übertrug die Regierung, wohl unterrichtet von seiner genauen Kenntniß dieser beiden Institute, von seiner Ordnungsliebe, Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit, an Sander die allgemeine Direction; und es ist großentheils sein Verdienst, daß sich diese beiden Anstalten ihres jetzigen blühenden Zustandes

erfreuen; wie der gleich erfreuliche Zustand des im Jahr 1811 errichteten Pfarrwittwenfiscus für das Unterland dem Staatsrath Eichrodt, vormaligem Director der ev. Kirchen-Section, und ihrem nunmehrigen Vicedirector Hofmann zugeschrieben werden muß.

Aber sein größtes und bleibendstes Verdienst ist die großentheils, wie oben schon kürzlich bemerkt worden, durch ihn bewirkte Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen des Landes. Nicht ohne die größte Behutsamkeit verfuhr man hiebei und ging erst dann thätiger ans Werk, als man des Gelingens gewiß zu seyn glauben durfte. Der Verfasser erlaubt sich, eine kurze Geschichte dieses rühmlichen Unternehmens hier einzuschalten, theils weil er hofft, daß sie das Interesse des protestant. Auslands erregen dürfte, theils auch, weil sie mit der letzten Periode des Lebens und Wirkens des Vollendeten in so genauer Verbindung steht, daß man sie beide kaum von einander trennen kann.

Es ist bekannt, daß die Pfalz, seit 1546 wo Kurf. Friedrich II. die Reformation förmlich einführte, der Kampfplatz beider protest. Kirchen war. Die reform. Kirche behielt jedoch zuletzt die Oberhand. Aber diese sprach schon im J. 1610 ihr Verlangen nach einer Union, sowohl im Kirchlichen, als Politischen, aus. In letztem kam sie wohl größtentheils zu Stande, aber nicht im Kirchlichen. Man hätte sich luther. Seits in mehreren Ländern eher mit der kathol. Kirche, als mit der Schwesterkirche vereinigt. So groß war die Kluft noch zwischen ihnen. Man denke nur an den sächsischen Oberhofprediger Hoe von Hohenegg! Als Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, die böhmische Krone annahm, die er sobald wieder — durch eigene Schuld — verlor, als der dreißigjährige





Wert, welches an sich selbst löblich, nützlich und nöthig sey, weil sie nur Ein Fundament der Seligkeit, Einen Gott, Einen Glauben, Eine Taufe mit uns haben. Daß es löblich, sey außer allem Zweifel, nützlich sey es ratione der bessern Zusammensetzung in ecclesiasticis als politicis, daher auch nöthig, sonderlich aus der Ursache, weil wir unter den Catholischen sitzen, und ihrentwegen andere Hülfe wohl von nöthen haben." \*) — Aber dieser Versuch, bei welchem man mit Württemberg den Anfang machte, schlug gänzlich fehl und schreckte von weitem Vorkerkungen ab, um so mehr, da bald andere Ereignisse eintraten, welche den trefflichen Regenten ganz beschäftigten — und so ruhte über ein Jahrhundert die Sache.

Mit dem Tode des letzten Kurfürsten Carl aus der Simmerischen Linie (1685) dem die catholische Pfalz-Neuburgische Linie in der Person Philipp Wilhelm in der Regierung folgte, tritt die Kampf- und Unglücks-Periode für die protest. Kirche ein. Die Glieder beider Kirchen wurden gedrückt. Ausgeschlossen von allen, selbst den unbedeutendsten Staatsämtern, überall beschränkt, zurückgestoßen, preisgegeben der Willkühr der Beamten, deren vorzüglichste Eigenschaft und deren höchstes Verdienst es war, die Protestanten zu mißhandeln, und sie durch List oder Gewalt in den Schooß der catholischen Kirche zurückzuführen, hätten sie wahrhaftig Ursache genug gehabt, sich enger und fester an einander zu schließen. Allein ein unseliges Mißtrauen hielt sie von einander; und dieses Mißtrauen suchte die von

---

\*) Man sehe die höchst merkwürdigen Protocolle dieser Unions-Verhandlungen in den Zusätzen und Beilagen zu Wundts Geschichte Carl Ludwigs, Kurfürsten von der Pfalz.

jesuitischen Beichtvätern geleitete Regierung mit größter Feinheit und Sorgfalt zu unterhalten. Sie hob bald diese, bald jene Partei, sie verleumdete die eine bei der andern, sie nährte mit Schlaueit die Streitigkeiten der beiden, und indem sie beide so trennte, oder auseinander hielt, wollte sie beide zu Grunde richten und ausrotten. Die Reformirten sahen in den Lutheranern nur die Feinde ihrer Güter, oft sogar Lauerer und Verräther der gemeinschaftlichen Sache an die Regierung, der jedes Mittel willkommen war, das zum Zweck zu führen versprach. Diese, durch deren Mißtrauen gekränkt, durch deren etwas vornehme Behandlung beleidigt, mit ihren Ansprüchen zum Theil bitter zurückgewiesen, und durch das Versprechen der Unterstützung der Regierung aufgereizt, verbanden sich nicht selten mit denselben, traten oft öffentlich gegen die reformirten auf und bedachten nicht, daß sie nur die Werkzeuge einer Partei seyen, die sich ihrer nur so lange bediente, als es ihr Zweck forderte, und die sie dann eben so bald fallen ließ, als dieser Zweck erreicht war.

Aber allmählig gingen den Protestanten die Augen auf, und sie mußten sich beide überzeugen, daß eine längere gegenseitige Entfremdung sie beide zum Opfer der Intoleranz machte. Gewiß trug auch die unter den protestantischen Theologen sich immer mehr entwickelnde liberalere Denkungsart nicht wenig dazu bei, die sich so verkennenden und gegen einander so gespannten Gemüther allmählig versöhnend zusammen zu führen. Schon im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts äußerten mehrere, von wahrhaft evangel. Sinn beseelte, würdige Geistliche beider Confessionen sich gegenseitig ihre Wünsche und es wurden schon Pläne zu einer Union entworfen. Aber sie scheiterten an den Ereignissen des Krieges, an der Ungewißheit des Schicksals des

100

101



Director des luther. Kirchenraths Brauer sehr entgegen. Von der ev. lutherischen Geistlichkeit des Oberlandes war noch weniger Widerstand zu fürchten. Wiewohl hier das Bedürfniß einer Union nicht gefühlt ward, da keine solche Gründe wie in der gemischten Pfalz vorhanden waren, und die lutherische Kirche sich im blühendsten Zustand befand, so sah man doch diese Angelegenheit aus einem höhern Standpunct an. Längst schon hatten dort liberalere Gesinnungen Eingang gefunden. Die Nähe der Schweiz, der häufige Verkehr badischer evangel. Gemeinden mit dem benachbarten Basel, und der auch dadurch geförderte Austausch religiöser Ansichten halfen der Verbreitung solcher Gesinnungen sehr fort, daher gewiß auch die früher schon gemachten Anträge einiger luth. Synoden, daß bei dem h. Abendmahl statt der Hostie Brod gebraucht werden möchte. So kam es, daß Brauer die oben erwähnte Schrift herausgab. Jetzt war die Idee der Union schon ziemlich verbreitet, die Verträglichkeit und das gegenseitige Vertrauen bei der Confession wuchs täglich, und die Anhänglichkeit an's Alte nahm sichtbar ab. Beide Kirchen begriffen und verständigten sich nach und nach in ihrem Geiste und Wesen, fanden die Unterschiede, die sie noch trennten, nicht so wichtig, sahen die großen Segnungen gründlich ein, welche eine Vereinigung gewährte, und die Nachtheile, die ihre Trennung hervorbrachte, und die ihnen die Geschichte des Vaterlands im Kleinen, und Deutschlands im Großen, warnend stets vor die Augen hielt. Daher machte es schon wenigstens auf Landgemeinden keinen widrigen Eindruck mehr, wenn an manchen Orten luther. und reform. Geistliche sich in ihren Amtsverrichtungen wechselseitig unter-



stüßten, wenn ein luther. Candidat für einen reform. Pfarrer, und umgekehrt, vicarirte.

Der erste auffallende und größere Schritt geschah nun durch die Vereinigung der beiden evang. obern Kirchenbehörden in Einen Oberkirchenrath, freilich, wie schon gesagt, zum Theil nicht ohne lebhaften Widerspruch mancher reform. Geistlichen. Man muß aber diesen nicht dem Parteigeiste, noch einer starren Beharrlichkeit beim Alten zuschreiben, sondern vielmehr einem, durch die Geschichte ihrer Kirche leicht zu rechtfertigenden, Mißtrauen, und dem Umstande, daß sie sich auf einen bloß historischen Rechtsboden stellten. Die Regierung nahm diesen Widerspruch mit Nachsicht auf, denn sie erkannte immerhin die gute Gesinnung und den nicht zu tadelnden guten Willen der Remonstrirenden; aber sie ging ihren planmäßigen Gang dennoch fort, weil sie sich's bewußt war, daß sie es redlich meine, und die gewisse Ueberzeugung hegte, daß auch die jetzt noch Widersprechenden bald andern unbefangenern, über Kirchenthum sich erhebenden Ansichten folgen würden. Eine andre Einrichtung entstand als Folge der ersten. Man gab lutherischen Pfarrern und Schullehrern reform. und reformirten luther. Aufseher oder Special-Superintendenten; doch behielt man noch einige Zeit die bisherigen Inspectionen bei, welche in reinen Confessions- und kirchlich-öconomischen Angelegenheiten das Beste ihrer Kirche zu besorgen hatten, bis auch diese durch den Tod oder anderweitige Beförderungen dieser Geistlichen, allmählig eingehen konnten. Ferner führte man eine Gleichförmigkeit in der Feier einiger Festtage ein, z. B. des Gründonnerstags und Charfreitags, und verlegte den allgemeinen Bußtag auf letztern, so wie den allgemeinen Danktag auf den letzten Sonntag des



Kirchenjahres, um auch dadurch in den Augen des Volks die Trennung immer mehr zu antiquiren. Man ging wieder einen Schritt weiter dadurch, daß man, besonders als an lutherischen Candidaten Mangel sich zeigte, luth. Vicariate, Pfarrverwesungen, ja sogar geringe Pfarreien mit ref. Candidaten besetzte.

Nachdem nun diese äußerlichen Verhältnisse angeordnet waren und schon einige Zeit bestanden, und hiermit eine äußerliche Union zweckmäßig eingeleitet war, dachte man mit Ernst an die innere Verschiedenheit der Lehre, des Ritus und der Verfassung, vorzüglich aber an die erstere, denn des Geldes oder anderer äußerer und vorübergehender Gründe wegen, sollten sich beide Kirchen nicht mit einander verbinden; sondern die neue Kirche sollte, wie die alten, durch die Lehre, auf dem festen Fundament eines gemeinsamen evangel. protest. Glaubens aufgerichtet stehn. Ein gemeinsames Lehrbuch, worin beide Confessionen als Eins im Glauben wie in der Liebe und der Hoffnung sich aussprachen — war also unabweislich nöthig. Sodach erhielt, da ein früher von einem nun verstorbenen Mitglied des Colleg. ausgearbeiteter Entwurf eines Katechismus nicht angenommen ward, eine Commission von zwei reform. und zwei luth. Decanen im Jahr 1818 den Auftrag, in Rastadt zusammen zu treten, um sich über die Abfassung eines Katechismus zu berathen. Es waren wohl unterrichtete, gemäßigte, mit den Bedürfnissen des Volks genau bekannte, und sich der Achtung und des Vertrauens der Geistlichkeit im hohen Grade erfreuende Männer \*); und sie erfüllten vollkom-

---

\*) Decan Hitzig von Nuggen bei Müllheim und De-

men die Erwartung, die man von ihnen hegte. Alle vier, von demselben Wunsche der Union be-  
seelt, berathschlagten sich in brüderlicher Liebe über  
diesen Auftrag, und mit einem Ernst, einer Umsicht und Gewissenhaftigkeit, welche die Wichtigkeit dieser Angelegenheit forderte. Sie wurden über die Lehre, nach der sorgfältigsten Erwägung und Besprechung, einig; und einer übernahm nun den Entwurf eines Katechismus, den er aber nicht ausführte, sondern einem andern Gliede der Commission übertrug, der ihn auch im J. 1821 der Generalsynode vorlegte. Jetzt hatte die Kirchensection auch die Ueberzeugung gewonnen, daß es wohl nicht eigentlich mehr die Lehre war, welche die beiden Kirchen trennte, sondern daß es nur auf eine Modification in der Lehre vom h. Abendmahl (denn nur hierin war man noch in der Pfalz verschiedener Ansicht; die Lehre von der Prädestination Calvins hatte die pfälz. ref. Kirche längst aufgegeben, oder eigentlich und im Grunde, sie hatte sie nie angenommen) ankomme, worin sich beide Kirchen erkennen und vereinigen konnten.

Immer aber schien die Verschiedenheit des oconomischen Zustandes beider Kirchen des Unterlandes (vom Oberlande, das seine besondere Fonds hatte, konnte keine Rede seyn —) der guten Sache hauptsächlich hinderlich zu seyn; denn die reformirten konnten doch ihre Güter, worauf so große und schwere Lasten ruhen, nicht noch mit den luth. theilen, und nicht mit Ungerechtigkeit und Gewalthätigkeit durfte noch wollte man hier verfahren. Vielleicht aber auch dachte man sich die einen zu

---

can Fecht von Rork lutherischer — und Kirchenrath und Pfr. zu Wiesloch, Reimold und Decan Müller von Espingen reformirter Seite.



gium auf Verlangen feierlich erklärt hatte, daß die Union nicht bloß auf die Pfalz sich beschränke, sondern über das ganze Land ausgedehnt werden solle, ging man nun zur Berathung über die andern Punkte der bisherigen Trennung über. Sie betrafen die Lehre vom h. Abendmahl, den Ritus und die Kirchenverfassung. Der bei mehr als einer Gelegenheit zu Tag gelegte gute und reine Wille, die Unbefangenheit, Ruhe, Umsicht und Gewissenhaftigkeit von beiden Seiten, die in den Conferenzen herrschten, führten zum erwünschten Ziele, um so mehr, da man über einige wenige außerwesentliche Verschiedenheiten leicht sich noch in der Folge vereinbaren konnte, zumal da man wohl die Nothwendigkeit einer von einem der vier Geistlichen vorgeschlagenen General-Synode erkannte.

Da indessen die vier Geistlichen erklärten, daß sie hier nur ihre Privatansichten mitgetheilt hätten, und sich nicht als Deputirte und mit Vollmacht versehene Abgesandte ihrer Kirche betrachten könnten, so wurde beschlossen, vorerst eine Synode in der Pfalz zu versammeln, und zwar in der Weise, daß der Decan jeder Diöcese und ein Pfarrer der andern Confession, frei von den Pfarrern derselben gewählt, sich dabei einsinden sollte. Als Commissäre dazu wurden die obigen vier Männer angeordnet. Diese Synode kam zu Sinsheim, einem ohngefähr in der Mitte der Pfalz liegenden Amtsstädtchen, im Januar 1820 zu Stande. Die Deputirten der einen und der andern Confession, denen die Commissäre ihrer Kirche den Unions-Entwurf vorgelegt hatten, deliberirten zuvörderst abgesondert, und es traten dann beide zusammen, um sich die Resultate ihrer Deliberationen mitzutheilen, und dann einen allgemeinen Beschluß zu fassen. Einige wenige Modificationen abgerechnet,







beiten, welche derselben vorgelegt werden sollten, vollendet, die Wahlen der Geistlichen vorgenommen und die Wahlen der weltlichen Deputirten, durch weltliche von ihren Kirchspielen erwählte Wahlmänner, die nochmals, so weit es nur möglich war, mit allen Theilen des Unionsplans erläuternd bekannt gemacht wurden, entschieden.

Nach diesen trefflichen Einleitungen und Vorbereitungen versammelten sich die Glieder zum erstenmal am 2. Jul. 1821 in der Carlsruher Stadtkirche mit Gesang und dem in aller Hinsicht trefflichen, von dem ehrwürdigen Prälaten Hebel verfaßten und gesprochenen Eröffnungs-Gebet, und constituirten sich unter dem Vorsitz und der Leitung eines landesherrlichen Commissarius in der Person des Staatsministers, Freiherrn von Berkheim, eines eben so einsichtsvollen, als frommen und humanen Mannes, förmlich — mit den Gliedern der ev. Kirchen-Section — zu einer General-Synode; worauf dann der verstarbene Kirchenrath Sander in einer viel umfassenden und geistreichen Rede die Synode mit dem Zweck ihres Zusammentritts und den Mitteln, diesen Zweck zu erreichen, so wie mit den Gegenständen der Berathung näher vertraut machte, und die schon vorbereiteten Arbeiten zur reiflichen Berathschlagung vorlegte. Die ersten Sitzungen zeugten schon von dem würdigen Geiste, der die Versammelten beseelte, von den redlichen Absichten, womit sie hieher kamen, von dem Ernste, womit sie dieselben zu verwirklichen suchten, von den gereiften theoretischen und practischen Kenntnissen, die sie hier zu Tag legten, und von der Besonnenheit und Klugheit, welche sie bei allen Verhandlungen leiteten. Schon bei der 3ten Sitzung konnte man mit Zuversicht behaupten, die General-Synode sey eins, und die beiden Kirchen









doch noch hie und da manche Schwierigkeiten fand. Zwar ward mit großer Freude im ganzen Lande am 28. Oct. 1821 das Fest gefeiert, aber im Einzelnen erregten doch manche Localeinrichtungen noch Collisionen, welche nur Mäßigung, Unparteilichkeit, Klugheit und Beharrlichkeit besiegen konnten. Sander, von seinen verdienten Collegen kräftig mit Rath und That unterstützt, besiegte sie. Die badische Vereinigung wurzelt immer tiefer, trägt mit jedem Jahr erfreulichere Früchte.

Zwei Jahre darauf trat ein anderes Ereigniß ein, welches bald im ganzen protestant. Deutschland ein unerwartetes Aufsehen verursachte. Ein nicht kleiner Theil der kathol. Gemeinden von Mühlhausen, Lehnungen und Steinegg bei Pforzheim und an der Grenze Württembergs, an der Spitze der Grundherr Julius von Gemmingen und der bisherige Pfarrer Hennhöfer trennten sich von der kathol. Kirche und verlangten, in die Gemeinschaft der evangel. aufgenommen zu werden. Dieses Ereigniß nahm die ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit Sander's in Anspruch. Die Sache wurde mit größter Ueberlegung, Vorsicht und Zartheit von den einschlägigen Behörden behandelt und zuletzt die Aufnahme bewilligt. Die Uebergetretenen wurden zu einer ev. Gemeinde constituirt und diese erhielt eine, auch ihre äußerlichen Bezeichnungen gestaltende und sichernde Verfassung. Auch hieran hatte Sander einen sehr großen Antheil. Er setzte nun für diese neue Gemeinde das Glaubensbekenntniß auf, welches der verdiente Hosprediger Zimmermann zu Darmstadt, durch Abdrücke vervielfältigt, weiter verbreitete, worauf diese neue Gemeinde ihren Glauben aussprach, den sie mit dem Genuß des h. Abendmahls besiegelte. Einige Zeit darauf ward ihr bisheriger hochgeliebter Pfarrer in

Graben bei Karlsruhe angestellt, und sie schien eben so verwaist, als sie von öconomischen Mitteln entblößt war. Da war es also Sanders hauptsächlichste Sorge, daß ihr wieder ein Pfarrer gegeben würde, der, so viel möglich, Hennhöfers Stelle ersetzte, und das gelang ihm. Die öconomischen Mittel suchte er im Glauben an den Gemeingeist der protestant. Kirche und an die Mithätigkeit der protestant. Einwohner des Vaterlandes, und dieser Glaube täuschte ihn nicht. Die von ihm verfertigte Aufforderung und Bitte an die evangel. Einwohner des Landes machte großen Eindruck, der sich in reichen Beiträgen beurkundete. Zugleich kam diese Bitte in die Allg. Kirchenzeitung und ward von dem Redacteur mit seiner gewohnten Kraft und Wärme dem Ausland empfohlen, und der Erfolg übertraf bei weitem alle Erwartung; denn von allen Gegenden des Auslands flossen reiche Gaben herbei. — Hätte Sander es doch noch erlebt, daß nun diese neue Gemeinde einen ständigen und würdigen Seelsorger, und einen braven Schullehrer besitzt, und im Deconomischen für jetzt schon gesichert sey! \*)

Aber das war sein letztes bedeutendes Wirken auf Erden. Schon seit der Kirchenvereinigung fühlte er stärker als vorher die allmälige Abnahme seiner Kräfte, die er eben hier übermäßig angestrengt hatte. Der Tod seines bewährten Collegen Ewald (er starb den 19. März 1822) wirkte auch schmerzlich auf sein Gemüth. Zwar erholte

---

\*) Die Gesamtsumme der Pränumerationen auf die zum Besten dieser Mühlhäuser Gemeinde, besonders zur Erbauung eines Gotteshauses, von Dr. Zimmermann herausgegebene Predigtsammlung beträgt bereits 30011 Gulden.

er sich wieder auf kurze Zeit durch eine Reise ins Oberland im Herbst, wie es schon einigemal vorher der Fall war. Aber seine Uebel vermehrten sich im Jahr 1823. Jetzt versuchte er noch einmal das Mittel einer Erholungsreise dahin, wo es ihm oft so wohl war; doch er litt hier wiederholte Anfälle, die ihn sogar ausß Bett warfen. Nun eilte er nach Haus. Kaum dort angelangt, ward er schon in der ersten Nacht so heftig von seinem mit Blutspeien verbundenen Uebelsenn angefallen, daß man die Hoffnung seiner Wiederherstellung aufgab. Indessen gelang es noch diesmal der bewährten Kunst seines erfahrenen Arztes und vieljährigen vertrauten Freundes, des Geh. Raths Schweickard, ihn so weit herzustellen, daß er noch einige Zeit sich außer dem Bette halten, ja sogar wieder arbeiten konnte. Er nahm, unter beständigen Schmerzen und peinigender Engbrüstigkeit, die mit jedem Tage mehr hinschwindenden Kräfte zusammen, um noch für das Colleg., dessen Sitzungen er nicht mehr beizumohnen vermochte, zu arbeiten. Selbst den Tag vor seinem Ende, das er nicht so nahe glaubte, stand er noch, obgleich im höchsten Grade angegriffen und erschöpft, arbeitend vor seinem Schreibepult. Am 21. Januar 1824 erlag endlich sein durch Alter und Anstrengung erschöpfter, ohnehin nicht stark gebauter Körper unter großen Schmerzen, den Folgen der Mißbildung einiger Organe des Unterleibs. Er hörte auf zu leben, als er aufhörte zu wirken.

---

So tritt uns nach dem bisher Gesagten in Sanders Amtsscharacter als Hauptzug seine Arbeitsamkeit und besonders Beharrlichkeit darin vor Allem entgegen. Von Jugend auf daran gewöhnt,



















das ist wahrhaftig christlich. Mit jenen ausgerüstet, von diesen geläutert, steht der Vollendete nun dort vor seinem gnädigen Richter, geschmückt mit der Siegeskrone der triumphirenden Kirche, die er einst als Glied der streitenden so heldenmüthig errang. Und wenn auch jetzt kein verwitternder Stein die modernde Hülle deckt, kein kunstreiches und prachtvolles Denkmal den Namen und die Verdienste des Schlafenden verkündigt — er hat sich ein anderes, herrlicheres Denkmal selbst errichtet, das so lange bleiben und seinen Namen und seine Verdienste rühmen wird, als — eine protest. Kirche im Lande besteht.

B.

## Johann Matthäus Tesdorpf,

b. A. Dr. und dirigirender Bürgermeister zu Lübeck.

geb. den 30. November 1749.

gest. den 25. Januar 1824.

Von dem Vater, einem damals angesehenen Kaufmanne zu Lübeck, sollte ihm nur die erste jugendliche Erinnerung bleiben; er verlor ihn, ein Kind von noch nicht fünf vollen Jahren. Doch war ihm eine Mutter erhalten worden, die mit der Liebe und Zärtlichkeit für ihre Kinder seltene Einsicht und Verständigkeit verband: ein Verein von Eigenschaften, ohne den nicht leicht Erziehung gedeihen mag.

Den ersten Unterricht erhielt der Knabe in häuslichen Lehrstunden; so brachte es damals die Weise höherer Stände mit sich. Aber auch später. Für die Vorbereitung zur Universität ward der Privatunterricht dem öffentlichen auf dem Stadtgymnasium vorgezogen. Nicht als ob es diesem an gründlich gelehrten Männern — wir nennen nur einen Overbeck und Gesner — gefehlt hätte; sie eben waren es, welche die Privatstudien des Jünglings leiteten: aber vielleicht mußte die Mutter mit feinem Takte damals schon eine Verfassung gelehrter Schüler zu würdigen, welche einige Decennien später den verflachenden Philantropismus in's Leben rief. Daß sich aber auch der an der Vaterstadt so warm theilnehmende, mit ihren Verhältnissen so vertraute und um ihre Geschichte so verdiente Licentiat Becker unter den Lehrern des Jünglings

befand, das konnte nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Richtung und Thätigkeit des Mannes bleiben.

Würdig vorbereitet bezog der fast zwanzigjährige Jüngling im Herbst 1769 die Universität Göttingen, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Ein Böhmer, Pütter, Meister, Claproth — und was der berühmten Namen mehr sind, weckten damals im Gebiete der Jurisprudenz zu neuem frischen Leben auf; Statistik und Diplomatie lehrten Achenwall und Gatterer; die Geschichte gehörte Schlözern: sie alle wurden fleißig gehört und benutzt; ja der auf fünf Jahre berechnete Studienplan konnte selbst den reichen Inbegriff philosophischer Wissenschaften in sich aufnehmen.

Für den, dem das Umhertreiben in den Niederungen des academischen Lebens nicht genügte, konnte es damals nicht leicht einen glücklichern Ort geben, als Göttingen. Es war ja, wenn der Ausdruck erlaubt ist, der Blüthengarten jener genialen Jünglinge, die, zu Männern gereift, des ganzen Volkes Eigenthum wurden. In ihren engeren Kreis führte Tesdorpf weder Anlage noch Berufsbestimmung ein; aber fremd blieb er darum ihrem Umgange nicht: mit einigen kam er in Berührung, die mehr als gewöhnliche Bekanntschaft war; mit Bürger hat sich der Briefwechsel bis an dessen — leider frühzeitiges Ende erhalten.

Was aber Tesdorpf den Aufenthalt in Göttingen vorzüglich angenehm und nützlich machte, das pflegte er stets mit schöner Dankbarkeit gegen seinen alten Lehrer Gesner zu rühmen. Seiner Empfehlung nämlich — denn er war Schlözers Freund — verdankte Tesdorpf zunächst den Zutritt in das Haus des ausgezeichneten Gelehrten; daß ihm aber der seltene Mann seine besondere Zunei-









1875

1875









Was aber zur Characteristik des Mannes ganz wesentlich gehört, ist die ächte Religiosität, die sein ganzes Wesen mit schöner Wärme durchdrang. Christ im eigentlichen Sinne, kannte er jene sich selbst genügende Verständigkeit der Weltleute nicht. Engherzigem Wesen war er abhold; aber dreimal abhold solchem Wesen, das sich für Freisinnigkeit gibt, und Indifferentismus ist. —

**Graf Edzard Mauritz zu Inn- und  
Rynphausen,**

königl. preuß. Kammerherr, Droß und Präsident der  
ostfriesischen Ritterschaft, Commandeur des Guel-  
phenordens.

geb. den 10. März 1748.

gest. den 29. Januar 1824.

Die trefflichen Eigenschaften dieses durch Stand und geistvolle, wenn auch nicht weit über die Grenzen seines Gebiets hinausreichende, Wirksamkeit ausgezeichneten Mannes, verdienen der Welt auch in ihren erweiterten Kreisen mitgetheilt und bei aller Einfachheit gewiß nicht ohne erfreuliche Theilnahme und Einfluß auf ächtes Verdienst schätzende Gemüther dargestellt zu werden.

Er wurde am 10. März 1748 auf dem Schlosse Lütetsburg in Ostfriesland geboren, wo er auch im älterlichen Hause unter den Augen eines würdigen Vaters, des Freiherrn Carl Philipp zu Inn- und Rynphausen, und einer vortrefflichen Mutter, der Freifrau Sophie Charlotte, geb. von Wedel, bis zu seinem 16. Jahre die sorgfältigste Erziehung erhielt. Durch den Unterricht geschickter Privatlehrer mit allen den Vorkenntnissen ausgerüstet, ohne welche der academische Vortrag nicht verstanden werden kann, eilte der frühgereifte Jüngling 1764 nach Halle, um sich den Studien zu widmen.

Bald aber, im Jahr 1769, rief ihn seine Neigung zu den Waffen. Er trat als Officier in das königl. preussische Infanterie-Regiment zu



Frankfurt an der Oder; allein die Anstrengungen des siebenjährigen Krieges hatten alle Streitkräfte so erschöpft und den Heldenruhm Friedrichs des Einzigen so fest begründet, daß die Hoffnung, im Militär sich aufzuschwingen, völlig vereitelt schien. Dies bestimmte ihn, im Jahr 1776 seinen Abschied zu nehmen und in das Vaterland zurückzukehren. Besitzer des adelichen immatriculirten Rittergutes Arle, trat er in demselben Jahre als Landstand, Namens der Ritterschaft, in das landschaftliche ostfriesische Administrations-Collegium.

Im Jahr 1787 verheirathete er sich mit Frau-  
lein Sophie Juliane von Closter, ältesten Tochter  
des königl. Drosten von Closter, und fühlte sich  
höchst glücklich in dieser Verbindung, daher er die-  
ser würdigen Gattin und Mutter von 6 Kindern,  
die er 1793 wieder verlor, den biblischen Text  
zur Gedächtnißpredigt als volle Bezeichnung ihres  
Characters bestimmte: „Selig sind, die reines Her-  
zen sind, denn sie werden Gott schauen.“ Durch  
den im J. 1790 erfolgten Tod seines ältern Bräu-  
ders, des Freiherrn Georg Anton Wilhelm zu Inn-  
und Knyphausen, fielen ihm die Güter des Rütels-  
burgischen Fideicommisses anheim. Er entsagte  
darauf zu Gunsten seines jüngeren Bruders, des  
Freiherrn Carl Gustav zu Inn- und Knyphausen-  
Leer (jetzt Jennelt) seiner Stelle bei der ostfriesi-  
schen Landschaft, um sich der Verbesserung seiner  
Güter zu widmen. Schon früher, im Jahr 1786,  
wurde er zum königl. preuß. Kammerherrn, später-  
hin zum Drosten von Emden und Ehrenmitgliede  
des königl. preussischen Hofgerichts zu Aurich er-  
nannt; als Senior der ostfriesischen Ritterschaft  
wurde er 1795 Präsident der ostfriesischen Land-  
stände. In diesem Jahre war es auch, da er die  
zweite glückliche Verbindung mit der Gräfin So-

phie Charlotte Hedwig von Holstein-Lethröburg, Kammerfräulein bei der Kronprinzessin von Dänemark, antrat, welche dem Herkommen gemäß am Hofe feierlich begangen wurde, und nur sein Tod schmerzlich auflöste.

Sehr einfach bewegte sich dieses Leben nach Außen, doch um so würdiger und segensreicher war sein innerer Gehalt wie sein stilles Wirken. Schon sein Familienleben zeugt dafür auf die sprechendste Weise. Hier waltete er als der liebende Gatte, der sorgsamste Vater und nahm sich mit größter Zärtlichkeit der Kinder wie seiner Enkel an. Die Ruhe und Heiterkeit, welche aus allen seinen Mienen hervorleuchtete, und aus einem Liebeathmenden Herzen floß, die musterhafte Eintracht, die warme Theilnahme, mit welcher er, als die Seinen fern von ihm waren, sich an die Familie seines edlen, hochbejahrten Bruders anschloß, der geschmackvolle ländliche Eifer, nach welchem er seinen Umgebungen die anmuthigste Verschönerung zu ertheilen mußte, die Leutseligkeit und der bescheidene Edelmuth, welche er auch denen zu erkennen gab, die von ihm abhängig waren, so wie überhaupt sein seelenvoller Umgang, machten den Aufenthalt in seiner Nähe zu einer glücklichen Nähe, wie des Prediger Gittermanns Gedicht: „der Garten zu Lütetsburg“ (in dessen Taschenbuche auf das J. 1822) in nachfolgenden Strophen näher bezeichnet:

Hier, wo die Kunst den Altar der Natur  
Bartfönnend mit den schönsten Blumen kränzet,  
Wo überall der höchsten Liebe Spur  
Auf frischem Grün uns mild entgegen glänzet:

Hier, wo ein Heiligthum der Freundschaft ragt,  
Durch Achtung und durch treuen Sinn erbauet,  
Wo edle Lieb' an einer Urne flagt,  
Und hoffnungsvoll nach bessern Welten schauet;

Hier, wo ein großes Denkmal, trotz dem Zahn  
Der Zeit, mit Recht der Vornwelt Lob verkündet,  
Wo seinem hochgesinnten, biedern Ahn  
Den Kranz des Ruhms der Enkel dankbar windet;

Hier, wo ein Tempel, still und einfach-schön,  
Zum Ernst und zum Gebet den Waller mahnet,  
Wo leise Geisterlispel um ihn weh'n,  
Und ein Unendliches die Seele ahnet;

Hier, wo der reine Geist der Liebe schwebt,  
Natur und Kunst im schönsten Kranze blühen,  
Wo jede Ansicht Psyche's Flügel hebt,  
Und rings der Freude Götterfunken glühen; — —

Hier werf' ich mich, entfesselt von dem Zwang,  
Der meinem Leben ward, an deinen Busen,  
O herrliche Natur! — Des Herzens Drang  
Zieht unwillkürlich mich zu euch, ihr Musen! —

Ich singe dich, mein theures Vaterland,  
Uraltes, reiches Land der freien Friesen!  
Doch sing' ich jetzt — nicht deinen hehren Strand,  
Nicht deiner Saaten Pracht und deiner Wiesen.

Ein Paradies in dir erhebt mein Lied,  
Von süßem Vaterlandsgefühl durchglühet;  
Den schönsten Garten, der in dem Gebiet  
Vom Emsfluß bis zum Strom der Elbe blühet.

Welch holder Wahn erfüllet meine Brust,  
Hier, wo sanft sich Ruh' und Freude gatten!  
Geleitete schon zu der ew'gen Lust  
Mich Charons Kahn in's Land der ew'gen Schatten?

O edler Unio, wie würde dir,  
Deß Weisheit deiner Erben Glanz begründet,  
Erblicktest du das Tempe, welches hier  
Um deine väterliche Burg sich windet!

Ha, ,welch ein wunderliebliches Gemisch  
Von grünem Laub in diesen stillen Gängen!  
Der Bäume Wuchs, wie kräftig und wie frisch,  
Die Gipfel, hallend von Naturgesängen!



## 246 Graf zu Inn- und Rapphausen.

Bald führt der schön-gewundne Schlängelpfad  
Uns über einer Brücke sanften Bogen;  
Ein Bänkchen winkt uns, traut als Ruhestatt,  
Von dichtbelaubten Nestern überzogen.

Bald lacht uns durch der Bäume stille Nacht  
Entgegen eine heitre, grüne Pläne;  
Hier glänzet Flora's ganze Wunderpracht,  
Hier zart und lieblich ihre höchste Schöne.

Ein reger Kreis von Pappeln ziert das Rund,  
Des Laub im hellsten Silberglanze strahlet;  
Indeß mit dunklem Roth den Hintergrund  
Die ernste Buche einzig schön bemaleet.

Dort wölbet die Platane, groß und mild,  
Ein dunkles Schattendach am stillen Teiche;  
Unfern erhebt der wahren Größe Bild  
Sich himmelan, die edle, deutsche Eiche.

Rings durch die zartbelaubten Gänge walt  
Ein Lebenshauch, der Sinn und Herz erfrischt;  
Indeß die Freud' aus allen Wipfeln halt,  
Mit keinem Laut der Traurigkeit vermischt.

Wie glücklich, wem an diesem Ort der Lust  
Das Schicksal gab, sich täglich zu ergehen,  
Und fröhlich, ohne Dornen in der Brust,  
Den Himmel hier auf Erden schon zu sehen!

Nur Sorgen sind, oft bittere Sorgen nur,  
Des Menschen Loos im eiteln Weltgetümmel.  
Der wahren Freude Pfad zeigt die Natur,  
Und knüpft die Erde freundlich an den Himmel.

Heil dir, o edler Geist, o zartes Herz,  
Dem dieser Freudenort sein Daseyn danket! —  
Hier wohnt — nur Lust, hier löst sich jeder Schmerz,  
Der im Gewühl der Welt die Brust umranket.

Hier will ich, keines Zwanges mich bewusst,  
Natur, in deine Rosenarme sinken!  
Hier, frei und ungestört, mit reiner Brust,  
O Freude, deinen vollen Becher trinken! —













1789 87 70 51 273 940. 12 10077 117 10077  
 22 72 111 10077 10077 10077 10077 10077  
 10077 10077 10077 10077 10077 10077 10077  
 10077 10077 10077 10077 10077 10077 10077  
 10077 10077 10077 10077 10077 10077 10077

## Joachim Nettelbed,

Bürger zu Golberg.

geb. den 20. September 1738,  
 gest. den 29. Januar 1824.

Dieser biedere Pommeraner hat sich durch die schlichte Geradheit seines Sinnes, die lebendigste Thatkraft in Mitten wechselnder Schicksale und durch den feurigsten Patriotismus, den er selbst im höhern Lebensalter an den Tag legte, besonders als heldenmüthiger Kämpfer für die Erhaltung Golbergs im J. 1807, gegen die Bestürmung der Franzosen einen durch ganz Deutschland verbreiteten Ruf erworben. Die klare und körnige Beschreibung des eigenen Lebens, welche er unter Redaction des Superintendents Haken zu Treptow, Leipzig bei Brockhaus 1821 und 1823 in 3 Bänden herausgab, bestätigte den Werth dieses wackern Preußen und bot eine selten so unterhaltende Reihe von Schicksalen und Thatsachen, aus welchen überall ein redlicher, kräftiger, wenn auch zuweilen derber und allzurascher Eifer hervorleuchtet. Da indeß der Verfasser unverholen auch seine Irrungen bekennt, so werden wir an seiner Hand geleitet, selbst wo er nicht geflissentlich darauf hindeuten sollte, doch nicht leicht die Zeichnung dieses Mannes ganz verfehlen können, verweisen aber um so angelegentlicher auf das größere Werk, da es, nach Absicht und Wunsch des nicht begüterten Vaters, ein kleines Capital zum Brautschlag für seine zärtlich geliebte Tochter vermitteln soll. Man

fand übrigens diese Lebensbeschreibung so lehrreich und für die Jugend passend, daß sie bei Schulz und Wundermann zu Hamm und Münster in einem neuen Gewande für die kleine Lesewelt unter dem Titel: „Der alte Nettelbeck oder der gute Preuße, ein lehrreiches Buch für Volksschulen,“ 3 Thle. erschienen ist. Möge auch dieser Auszug der erstgenannten Schrift, welcher möglichst gern die eigne Darstellungsweise und Sprache des Autobiographen beizubehalten suchte, die Erwartung der Leser nicht völlig unbefriedigt lassen.

Der Vater unsers N\* hieß Johann David Nettelbeck, war Brauer und Branntweinbrenner zu Colberg, wo auch der Sohn geboren wurde, und stand daselbst in besonderer Liebe und Achtung. Die Mutter war aus des Schiffers Blanken Geschlecht. Bei den Großältern väterlicher Seite erzogen, war es ihm von frühesten Kindheit an Sinn und Wunsch, ein Schiffer zu werden. Aus jedem Holzspahn, aus jedem Stückchen Baumrinde, das ihm in die Hände fiel, schnitzelte er kleine Schiffchen, rüstete sie mit Segeln von Federn oder Papier aus und handthierte damit auf Kinnsteinen und Leichen oder auf der Persante, an deren Mündung in die Ostsee Colberg liegt. Des Vaters Bruder war ein Schiffer und Joachims größte Freude, ein Schiff im Hafen sehen und betreten zu können; doch ahmte er seinem Großvater auch bald in seiner Liebe zur Gärtnerei nach, lernte verpflanzen, pfropfen, oculiren und pflegte die Pflanzen sorgfältig.

Aus den ersten Kinderjahren, etwa 1743 oder 1744, erinnerte er sich lebhaft einer damals eintretenden drückenden Theuerung, wo er im Namen der mildthätigen Großmutter den fast verhungerten Landleuten, welche in die Stadt geströmt waren,





Schule gehen, eine firme Hand schreiben, und gut rechnen lernen. Das machte Eindruck; er überließ durch eine förmliche Schenkungsacte obigem Witte die Tauben und wurde von da an ein lernbegieriger Schüler. Unter den Christgeschenken, die immer Beziehung auf die Schiffferschaft zu haben pflegten, gab ihm in seinem achten Jahre derselbe Pathe eine Anweisung zur Steuermanns-Kunst in holländischer Sprache. Darin studirte er so ämsig, daß ihm endlich sein Vater bei einem dasigen Schiffer Unterricht in dieser Kunst geben ließ. Da stand er oftmals im Winter bei strenger Kälte und klarem Himmel aus dem Bette auf und maß mit seinen Instrumenten die Entfernung der ihm bekannten Sterne vom Horizont oder vom Zenith und berechnete darnach die Polhöhe, und entrann häufig der väterlichen Aufsicht, die es für den überstudirten Narren, wie sie ihn nannten, nicht an Züchtigung fehlen ließ.

Da auch Klettern zu einem guten Schiffer gehört, so stieg der kühne Knabe mit David, dem Sohne des damaligen Glöckners, auf den Boden der großen Marienkirche in das holzreiche Sparrwerk, darauf ein Eichwald verwendet worden seyn soll. Die Knaben wagten sich immer höher, ja sie krochen selbst in die Spitze des Thurms zu dem inwendigen Holzverband hinauf, daß sie sich in dem engen Raume nicht mehr rühren konnten. Endlich kletterten sie auf das kupferne Dach, bei den Glocken aus den Lücken auf das Gerüst, von da auf die Firste oder Spitze des kupfernen Kirchdaches und rutschten vom Thurm bis an den Giebel und glücklich wieder zurück, unter Zugaffen von mehreren hundert Zuschauern. Darunter aber befand sich auch der Vater Joachims, der das Wagstück gebührend zu lohnem wußte. Desungeachtet unter-

blieb es nicht, mit einem andern Knaben unternahm er es noch einmal. Da überfiel aber jenen mitten im Rutschen auf der Firne des Daches plötzlich Angst und Schwindel und beide saßen nun auf dieser gefährlichen Höhe, ohne daß der Schwindelnde sich umbrehen, noch Joachim an ihm vorbeikommen konnte, bis auf ihr Jammergeschrei der Glöckner mit seinem Sohne auf den Thurm kam und den fast Bewußtlosen mit umgeworfenen Leinen rücklings nach dem Gerüste und so vollends in die Luke hineinzog und Joachim zitternd nachfolgte. Diesmal traf ihn nachdrücklichere Strafe, der Lehrer sperrte ihn drei Tage lang in ein dunkles Carcer und er durfte des Tags nur eine Mahlzeit bei den Aeltern halten. In diesen trüben Tagen that ihm das zarte Mitleid einer Kaufmannstochter, Dörtchen Seeland, die ihm eine Semmel heimlich zusteckte, innig wohl. Nach 34 Jahren, 1782, fand er Gelegenheit, ihr bei dem gesunkenen Wohlstande ihrer Aeltern diesen Liebesdienst reichlich zu vergelten.

Im eilften Jahre nahm ihn des Vaters Bruder auf seinem Schiff als Cajütenwächter mit nach Amsterdam. Die Menge so großer Schiffe auf dem Y, das Musiciren, der Kanonendonner, hoben hoch sein Herz und steigerten, zumal es damals bei Schiffleuten aus triftigen Gründen für einen Glaubensartikel galt: wer nicht von Holland aus auf dergleichen Schiffen gefahren wäre, könne für keinen rechtschaffenen Seemann gelten — das Verlangen: „Wer doch auf so einem Schiffe fahren könnte!“ Bald wurde die Lust zur That. Der verständige Oheim äußerte zwar: „Du mußt nicht klug im Kopfe seyn!“ aber des Nachts entschlüpfte er heimlich auf der angehängten Tolle, mit Zurücklassung aller Kleidungsstücke, um für ertrunken

1880

1880

1880

1880



in Ewigkeit dienen sollten. Diese würdigen Männer bewiesen auch ihm viel Liebe.

Im Jahre 1755 unternahm N. eine abermalige Reise unter dem Capitän Wendorp nach Gussassao mit bisherigem Glücke; doch drohende Briefe der Aeltern bewogen den Umherschweifenden endlich zur Rückkehr nach Colberg. Zu Danzig hatte er sich unter zwölf junge, schmucke, seefahrende Leute aufnehmen lassen, welche den König August von Polen, der eben hier anwesend war, in einer Staatsjacht die Weichsel hinunter fahren sollten, um die zahlreiche Flotte russischer Kriegsschiffe zu besehen, die hier vor Anker lag; der eitle Puz aber und das brennende Gefühl, einem andern Monarchen als seinem angebeteten König Friedrich II. damals zu dienen, machten ihn bald schamroth und den Ducaten, welchen er auf diese Weise verdient hatte, warf er, treu seinem Gelübde, dem ersten alten preussischen Husaren zu.

Im Monat August 1756 kam er in Colberg an, ging aber nicht lange darauf auf des Oheims Schiff, die Hoffnung genannt, nebst seinem jüngern sechzehnjährigen Bruder und dem vierzehnjährigen Sohn vom Vatersbruder nach Lissabon ab, um Holz von Rügenwalde aus dahin abzuführen. Die erste unglückliche Reise und eine bittere Lehre für unsern jungen Freund. Schon bei der Rückkehr von Helsingör schlug das mit Wasser- und Bierfässern und andern Provisionen schwer beladene Fahrzeug um und mit Mühe fanden sich die darin Sitzenden wieder zusammen, der Oheim erst des andern Morgens, ein Matrose aber war verloren gegangen.

Zu böser Jahreszeit, den 2. December, wurde die Reise fortgesetzt; aber ein gewaltiger Sturm aus Norden warf sie auf die flämischen Bänke.



Das Steuerruder ging verloren; mitten in der schäumenden Brandung hatten sie vor Anker legen müssen auf seichtem Grunde, kaum eine halbe Meile vom feindlichen Lande, der flandrischen Küste, über welche Oesterreich, damals mit Preußen im Kriege begriffen, zu gebieten hatte, und von Welle auf Welle bestürmt. Der Oheim wollte vom Mast herabsteigen, an den sie sich sämmtlich angeklammert hielten, um schwedische Papiere zur Täuschung hervorzusuchen und die preußische Flagge zu vernichten; da that er einen unglücklichen Sturz auf den Rand des auf dem Verdecke stehenden Bootes und immer tiefer hinab, so daß er halb todt und jammernd unten lag. Hier galt es, als einziges Rettungsmittel nach angstvoll durchlebten Stunden, zur Mitternachtszeit mit der Fluth nach dem Ufer zu schwimmen. Der treue Sohn, unser N. und der jüngere Bruder mochten den Unglücklichen nicht verlassen und rissen ihn auf den Ruf der Leute am Ufer, sich augenblicklich zu retten, endlich mit in die Wogen und wurden alle glücklich ans Ufer gebracht. Oesterreichische Soldaten waren die wackern Helfer gewesen. Um aber feindlicher Begegnung zu entgehen, — sie befanden sich drei Meilen von Neuport, zwei Meilen von Dünkirchen, ließen sie den armen Kranken vorsichtiger Weise nach letztern Orte bringen, der französisch war. Kein Gasthof wollte die Irrenden und Weinenden aufnehmen und sie wurden endlich nach dem Klosterhospital hingewiesen. Da entdeckte sich unter ärztlicher Behandlung der lebensgefährliche Zustand des Oheims, und doch wurden die Armen gezwungen, ihn des Nachts zu verlassen, um in einer andern Herberge zu ruhen. Des andern Tages fanden sie ihn schon todt. Als bald fragten einige Mönche, zu welchem Glauben sich der Schiffscapitän bekannt habe, und







erkennen! Doch erspähte endlich der scharfblickende M. den langen Bugspriet hinanfletternd, an dem schnellen Rücklauf der Wellen, die Nähe des Landes, und er voran, wagten sie es alle drei, an einem Taue sich herabzulassen, und kamen glücklich ans Land. Die andern drei waren nicht zu errufen. Durchnäßt und vom Froste starr, eilten sie in dichter Dunkelheit auf eine Feuerbaake zu, die hier auf dem Schelling zum Besten der Seefahrenden unterhalten zu werden pflegt. Endlich kamen sie nach öfterm Fallen vor Ermüdung am Thurne an und überraschten den einsamen Wächter nicht wenig. Dieser aber verlangte von ihnen, noch in das einige tausend Schritte weit liegende Dorf mitzugehen. Ein mühsamer Weg, da der Führer weit vorauslief. Mit ungewöhnlicher Freundlichkeit wurden sie in ein Haus geführt und bewirthet; das Schiff aber wurde von der Mannschaft des Dorfes, welche durch Geläute aufgefördert worden waren, vergeblich gesucht, einzelne Trümmer waren nur noch vorhanden, nicht eine Leiche wahrzunehmen. Der Drost von Mynheer, an den sie gewiesen wurden, unterstützte die Jünglinge auf die edelmüthigste Weise mit Kleidern und sonstigen Lebensbedürfnissen.

Mitte Januars bestiegen sie, lediglich auf dieses edeln Mannes Verwendung, ein Schiff, das eben nach Harlingen absegeln wollte. Höchst mühsam war es, sich durch das Eis hindurch zu arbeiten. Endlich legten sie in Harlingen an, und kaum, daß sie an das Land gestiegen waren, ihr kleines Bündel auf dem Arm, so erblickten sie einen alten Mann in einem Fahrzeuge, und entdeckten, auf seine neugierigen Fragen, in ihm den unglücklichen Vater des Schiffers Harmanns, der mit ihnen den Unfall erlitten hatte, und ein Raub

der Wellen geworden war. Der Alte brach, über die traurige Nachricht, die sie ihm gaben, in Verzweiflung aus, und herzerreißend war der Anblick des gerechten Schmerzes; indeß hielt es ihn doch nicht zurück, die jungen Leute zu bewirthen, wo sie ihm alles haarklein erzählen mußten. Er führte sie in eine Herberge, in welcher freilich die unfreundliche Wirthin ihnen eine schlaflose Nacht bereitet hatte. Bei dem Abschiede aber drückte der wackere Greis bei allem Herzensjammer ihnen noch zwei holländische Ducaten in die Hand.

In Doctum fanden sie nirgends eine gastfreundliche Aufnahme, mußten sich in kalter stürmischer Nacht hinter einer Scheuer, zunächst dem Thore, zusammenkauern und meinten sich recht satt. Nach Mitternacht jedoch kam eine Kutsche gefahren und ein einzelner Mann saß darin. Dieser Mitleidige nahm die Erstarrten mit nach Gröningen. Hier begegnete den armen Reisenden eine neue Unannehmlichkeit, da ihnen von einem Zollbedienten 6 Stüber Zollgeld abgefordert wurden; doch aus dieser Verlegenheit, da zugleich die kleine Baarschaft tief versteckt lag, half ihnen noch ein billiger Postbote, der dem unbarmherzigen Zöllner das Begegeld hinwarf. Jetzt aber konnten die jüngern Begleiter M\*3 nicht mehr fortgehen vor Mattigkeit und Leiden der Füße, der Bruder blieb am Wege sitzen und meinte, er könne nicht weiter, ihm wäre, als müsse er hier Hungers sterben; doch gelang es unserm Joachim, nach vielem Zureden, Bitten und Flehn, ihn bis ins nächste Dorf mit fortzuschleppen. Nun fuhren sie von Dorf zu Dorf, bis sie ins Oldenburgsche kamen. In Lütbeck war über diesen Aufwand ihre Casse ziemlich gesprengt und auch bei Brot und Wasser der letzte Heller aus den Händen zerronnen. Da wendete

sich N\* an einen Kaufmann Gengbusch in Lübeck, der ihm von Colberg aus dem Namen nach bekannt war. Dieser streckte auf die noch übrige Taschenuhr 20 Thaler vor und so langten sie denn nach so vielen Mühseligkeiten in der Mitte des März zu Colberg mit einem baaren Cassebestand von 7 Gr. 6 Pf. an, zu großer Freude der Ihrigen. Als wie vom Tode Auferstandene wurden sie frohlockend empfangen.

Ein neuer Schreck verjagte ihn aber nach fünfzigem Aufenthalte aus der väterlichen Behausung. Eben waren Unterofficiere angelangt, um frische Recruten in diesem ihren Canton auszuheben. Die entschiedene Abneigung des Bürgers gegen den Soldatenstand zu damaliger Zeit, die Mißhandlung, welche den Recruten widerfuhr, das freie Seeleben, dem unser N. dann hätte entsagen müssen, bewogen auch ihn, gleich vielen jungen Leuten, sein Heil in der Flucht zu suchen. Mit großer Mühe, unter vielen AnGSTen, entrannt er den Nachforschungen, bald hier bald dort aufgespürt; da verbarg er sich auf einem nach Danzig abgehenden Schiffe; aber auch hier drohte ihm, wie noch mehreren Cameraden, die sich dahin gerettet hatten, die Auslieferung nach Pflicht und Gewissen des Capitäns.

Es traf sich jedoch sehr gelegen, daß er bei eben wieder eröffneter Schiffahrt als Steuermann auf einer kleinen Yacht Platz fand, die mit Hanf beladen nach Irwin in West-Schottland bestimmt, um die französischen Capen zu vermeiden, durch die Nordsee und die Orkaden steuern mußte. Eine Verwundung des Schiffers und Krankheiten, welche die übrigen Schiffleute befielen, verursachten, daß die Führung des Schiffes lediglich ihm und einem Matrosen anheimfiel. Da war es dem kaum 20 jährigen Jüngling in der gefährlichsten Gegend bei

engem Fahrwasser zwischen den Inseln; den vielen Klippen und starken Strömungen nicht wohl zu Muth. Unglücklicher Weise waren die holländischen Seecharten, welche sie besaßen, hier sehr unzuverlässig und sie irrten der Gegend unkundig umher. Der schlaue N. benutzte jedoch das Entgegenkommen eines englischen Schiffs, das zwar anfangs feindlich agirte, da die preussische Flagge, weil man den Adler inwendig nicht wohl sehen konnte, der französischen ähnlich war, aber doch endlich Auskunft gab. Eben so beschwerlich, zumal sie um dieses Umstandes willen für Feinde galten, war das Anlanden auf Irwin. Von der Insel Noirmoutiers an der westlichen Küste von Frankreich nahmen sie auf dem Rückweg eine Ladung Seesalz ein. Da aber fielen sie in die Hände von sieben englischen Capern, die sie oftmals plünderten. Ja da er sich gegen die legten, welche ihm selbst die Schifferhose mit seiner Baarschaft von dreizehn Thalern auszogen, muthig wehrte und auf Dover zusteuerte, mit dem Androhen, sie an den Galgen abzuliefern, so wurde er schrecklich mißhandelt und das nicht regierte Schiff, das bei großem nächtlichen Sturm des großen Mastes verlustig worden war, wäre völlig zu Grunde gegangen, wenn es nicht eine holländische Fischer-Schuyt mitleidig nach Medemblyk geschleppt hätte. Krank mußte er da zurückbleiben, lernte aber von einem dortigen Compasmacher gründlich seine Kunst, die ihm nachher von großem Nutzen gewesen ist.

Aufgefordert indeß vom Vater, die Vaterstadt gegen die anrückenden Russen vertheidigen zu helfen, eilte er dahin und durch diese vom russischen General Palmbach geleitete zwar nur etliche Wochen andauernde aber ernstlich gemeinte Belagerung, bei der er sich nebst dem zum Bürgeradjutant erhob-



nem Vater fast als zweiter Bürgeradjutant des alten wackern Commandanten Heyden sehr thätig verhielt, erhielt er gleichsam die Vorschule zu den wesentlichen Diensten, die er Colberg unter ähnlichen Bedrängnissen in spätem Alter erweisen sollte.

Auf einer bald darauf erfolgenden Reise nach Surinam, unter Capitän Joachim Blank, war ihm vor Allem der rührende Abschied denkwürdig, den die dankbaren Sklaven von einem Plantagenbesitzer Polack nahmen, einem gebornen Wiener, der von Sehnsucht ergriffen unsern N. nach Deutschland begleitete. Nettelbeck's Falkenauge entdeckte auch zuerst die europäische Küste, worauf jener einen Preis von 50 Ducaten gesetzt hatte.

Bald darauf gerieth er auf einem holländischen Schiffe ungerechter Weise in englische Gefangenschaft, daraus ihn zu Danzig die wackere Mutter durch Fürbitte bei dem preussischen Residenten erlöste. Kaum 6 Wochen nachher belagerten die Russen wieder Colberg und zwar zu Land und zu Wasser zugleich und es ging während dieser drei Wochen ungleich heißer als früher her, als das erste Mal; da entsetzte plötzlich der brave General Werner die Festung, wie durch ein Wunder.

Auf einer Rückreise von Noirmoutiers nach Königsberg erkrankte, nach vorher bestandenen mancherlei Gefahren, der Schiffer Carl Christian, durch die Ausdünstung frischer Delfarben, besonders des Königsgelb, womit die Kajüte eben neu ausgemalt worden war, und dieß verwirrte noch mehr seinen in der Steuerkunst unerfahrenen und doch trozigen Sinn. Endlich stürzte er über Bord und aller Mühe ungeachtet war es bei der Windesschnelle nicht möglich, den mit den Wellen kämpfenden unglücklichen Schwimmer zu retten. Wie schwer fiel nun auf N. die Verantwortlichkeit der Ladung,

zumal die Kostbarkeiten nicht ansichtig wurden, welche er auf dem Schiffe verborgen haben sollte, ob er gleich sorgfältig vor dem Angesichte der Schiffsmannschaft versiegelte und das Vetschaft über Bord warf; wie bitter, der am pillauer Hasen freudig dem Schiffe entgegenharrenden Wittwe mit ihren Kindern die traurige Nachricht allmählig mitzutheilen; wie noch weit niederbeugender, wohl gar in den Augen vieler für einen Betrüger, einen Dieb zu gelten, darauf man selbst unverholen anspielte.

Dies verbitterte ihm die glücklichen Tage der ehelichen Verbindung, welche er damals mit der Tochter des Segelmachers Johann Müller in Königsberg schloß, und veränderte so ganz seine Lebenslage, daß sein in die weite Welt hinausstrebender Sinn auf den engen Verkehr eines kleinen Bording-Rheeders beschränkt wurde — wie er selbst wehmüthig bekennt: der leidige Gang eines Langobrs in der Mühle! Dazu kamen die ungünstigen Umstände, daß er gleich Andern seines Gleichen von den Russen, die damals in Preußen den Meister spielten, gepreßt und ohne andern Lohn als hülfe Behandlung zum Transport von Proviant- und Militäreffecten von Pillau nach Elbing und Stuthof gebraucht wurde. Der ungeduldige Schiffer entrann aber doch einmal der Aufsicht eines russischen Soldaten und wagte sich sogar mit Ladung ungemein kühn wieder nach Pillau und rettete sich zuletzt durch Schwimmen. Bis nach Königsberg verfolgte ihn ein russisches Commando, das ihn glücklicher Weise nicht erkannte und sich durch seine Kaltblütigkeit täuschen ließ. Endlich kaufte er sich wieder ein zwar nicht großes, doch tüchtiges Schiff, der Postreiter genannt, von 45 bis 50 Lasten, und wagte sich auf's Neue, mit einer Ladung von Malz nach Stettin mitten durch

die schwedische armirte Flotte. Er ward bei Nacht und Nebel doch entdeckt und, schon auf ihn Jagd gemacht, von mehreren Seiten beschossen. Da entkam er aber durch Schiffergewandtheit bis zu den entgegeneilenden preußischen armirten Fahrzeugen.

Auf einer der nachherigen Fahrten half sein überall kundiger und dienstfertiger Sinn einem großen schwerbeladenen russischen Schiffe, da überall Bewirrung und Unfriede herrschte, durch eine zweckmäßige Vertheilung der Ladung aus großer Verlegenheit. Der dankbare Officier empfahl den geschickten Helfer dafür dem General Romanzow in Colberg, der ihm wesentliche Vortheile gewährte. Zuweilen führte ihn auch sein jugendlicher Muth zu Wagnissen, die nicht ohne Schaden ausgeführt wurden, denn so wie er vorher sich durch die schwedische Flottille unter großer Gefahr geschlichen hatte, so versuchte er es jetzt, bei einem heftigen Sturm aus Westsüdwesten sein mit 60 Passagieren, Frauen, jungen Mädchen und Kindern eines preußischen Bataillons beladenes Schiff zum Colberger Hafen hinauszubringen, trotz aller Warnung des Lootsen. Die Barkhölzer am Steuerbord, 15 Fuß lang, waren rein abgestoßen, so daß die Innhölzer bloß lagen. Rasch schlug er ein getheertes Segeltuch, Bressening, Nagel an Nagel an; bald aber füllte sich zum Jammergeschrei der Passagiere der untere Raum mit Wasser. Muth und Entschlossenheit, ungesäumtes Auspumpen mit Fässern, da die Wassergänge nach den Pumpen durch den Ballast verstopft waren, halfen dem Uebel ab.

Ein besonderer Zufall, der seine Ehre rettete, ereignete sich ihm nach der Rückkehr seines Schiffs von Riga, dahin er mit wohlbedachter Klugheit bei leicht zu erwartender Gefahr selbst für den Vera-

lust seines Schiffs — er ließ sich, als sey er schuldig, die Fracht vorausbezahlen — Kriegseffecten der rückkehrenden Russen gebracht hatte. Es lag nun in Pillau vor Anker, als der Schiffer Kummerow mit jenem nämlichen Schiffe, worauf im vorigen Jahre der gute Christian verunglückte, auf der Rheede erschien und trotz einem fliegenden Sturm muthig in den Hafen lief. Dabei schlugen die Fenster und Porten der Kajüte in Stücken und da er, weil nun darin Alles voll Wasser stand, wacker ausgelacht wurde, ließ der Capitän sogleich den Tischler holen, um die Einschiebrahmen loszumachen, damit sie dann zum Glaser geschickt werden könnten. Während aber der Tischler diese Arbeit begonnen, saßen N. und mehrere neben dem alten Freunde vergnügt bei einem Glase Wein unter traulichen Erzählungen nach Seemanns Weise. Indem bemerkte N. mit Verwunderung, wie der eifrig beschäftigte Tischler hinter der Verkleidung, wo die Fensterrahmen eingeschoben gewesen waren, allerlei Sachen hervorlangte. Wie schoß ihm das Blut auf's Herz und ins Gesicht, da er augenblicklich Stück für Stück erkannte. Es war das verschwundene Eigenthum des verstorbenen Schiffers Carl Christian: seine Uhr, seine Garnitur silberner Schnalzen, ein Beutel mit einigen 100 Rthln., ein Schächtelchen mit Pretiosen an goldenen Ringen und Ohrgehängen, silberne Schlösser zu großen Bügeltaschen nach damaliger Mode und was sonst noch mehr, was der ängstliche Christian aus Furcht vor Caperei in Sicherheit gebracht hatte. Hier hatte es kein Mensch gesucht noch geahndet. Das war es nun, um dessentwillen der redliche Nettelbeck für einen Dieb gegolten hatte und so viel Unglück hatte erleiden müssen. Wie fügte es Gott so wunderbar wohlthätig, daß die Wahrheit in sei-

ner Gegenwart und vor vielen Zeugen ans Licht kam. Eilig flog der Bestürzte mit dieser ganzen Habseligkeit zur Wittwe des ehemaligen Schiffers, der armen Frau ward aus ihrer Noth geholfen, und die Liebe und Achtung zu dem Verkannten kehrte in reichlichem Maße zurück.

Voll Sehnsucht, eine weitere Fahrt in die Nordsee und über den Canal hinaus zu wagen und nicht mehr in der Ostsee, seinen eigenen Worten nach, wie in einer Entenpfütze, wie er sich selbst ausdrückt, umher zu lagern, verkaufte er seinen kleinen und glücklichen Postreiter und ließ sich im Jahr 1763 in Königsberg, wo er auch so lange blieb, ein funkelnagelneues Schiff von etwa 80 Lasten bauen.

Zu derselbigen Zeit brach jene große Feuerbrunst in Königsberg, den 11. November 1764, aus (die auch in der Baczkoschen Biographie, S. N. Nekrolog Jahrgang 1823, erwähnt worden ist, und die Herder daselbst erlebt hatte, wie sein Gedicht: „Die Asche Königsbergs“ näher bezeichnet). Dieses Unglück war für unsern N. eine erneuerte Gelegenheit, seinen menschenfreundlichen Heldennuth an den Tag zu legen. Zunächst rettete er eine Menge armer gebrechlicher Leute an der Ladebrücke nahe der Hospitalkirche; alles um sie her stand in Flammen, und manche der Unglücklichen waren schon versengt. Rasch sprang N. in ein Boot und rettete sie Alle glücklich an das jenseitige Ufer. Auch einer alten vom Schlage getroffenen, schon glimmenden Frau versagte er bei großer Anstrengung die Hülfe nicht. Hier galt es, einer Unglücklichen ihre letzten Habseligkeiten zu retten, dort raubten sie aber diebische Hände wieder, und fast hätte er über einer Kiste, die er einer flehentlich bittenden Frau erhalten sollte, das Leben bei dem Schwana



ten des Bootes verloren. Da erfuhr er, sie sey mit Hünern und Enten angefüllt und rasch mußte sie untertauchen, daß nicht Menschenleben der zu theuere Preis wurde für diese entbehrlichen Umsehligkeiten. Ein Orkan hatte große Verwirrung unter den Schiffen angerichtet; aber auch hier nahm sich der Biederherzige seiner Freundin, Wittwe Koloff, thätig an und rettete ihr das Fahrzeug, das unter der Last großer Schiffe schon gänzlich unterzusinken drohete.

Einige Zeit nachher kam eines Tages das Geschrei zu seinen Ohren, auf dem Pregel am grünen Krahn stehe ein holländisches Schiff, mit 120 Lasten Hanf beladen, im lichten Brande. Schnell eilte N. mit seinen Schiffszimmerleuten herbei, sah das aus den Kajüt-Porten hell hervorlodernde Feuer, aber auch, wie alle Menschen dadurch es zu dämpfen meinten, Löcher in das Verdeck zu hauen und von oben hinab Wasser in den brennenden Raum zu gießen. Dadurch aber bekam der Brand einen größern Zug und mußte sich weiter verbreiten. Schnell rief er dem Schiffer zu: „Ihr arbeitet euch zum Unglück. Versenken müßt ihr das Schiff!“ Und da Niemand hörte, riß der rasche Helfer einem seiner Zimmerleute die Art aus den Händen und kappte ein großes Loch hart über'm Wasserspiegel durch, trieb die Leute vom Schiff, und plötzlich sank es 36 — 40 Fuß tief und das Feuer war gelöscht, zu stiller Vermunderung aller, die endlich ausriefen: „ei das ist ein Stückchen von Nettelbeck!“ Aber der hinkende Bote kam nach. Der Besitzer des Schiffs hatte ihn vor der Admiralität verklagt, und er solle Schiff und Ladung ersetzen; doch die nie sich versagende Geistesgegenwart und die Ruhe, mit welcher er erklärte, daß sonst nicht nur das Schiff, sondern alle Schiffe,



die nicht am Bollwerke befindlich waren, ja Königsberg selbst leicht hätte in Rauch und Asche aufgehen können, bewirkte nach einer halbstündigen Ueberlegung, während welcher N. doch nicht wohl zu Muthe war, die ehrenvolle Erklärung, das Collegium müsse ihm für seinen Muth und Besonnenheit im Namen aller Schiffer, die auf dem Pregel liegen und im Namen der Stadt durch einen Handschlag die volle Zufriedenheit und Dankbarkeit bezeugen. Aber zu einem noch Größern ward er aufgefordert, das versenkte Schiff wieder in die Höhe zu bringen. Auch das übernahm der wackere N. uneigennützig mit seinem tüchtigen Zimmermeister Backer mittelst zweier Bordinge, Winden und Hebezeuge und in dem Augenblick steigender Noth durch an das Verdeck befestigte Kasten oder Verschläge von 2 Fuß Höhe, die gleichsam einen Brunnenrand vorstellten; der müßige Pöbel wurde mit Eimern und Geräth herbeigerufen, und das schwere Werk war zum Staunen von Tausenden glücklich vollendet, das Schiff wieder flott geworden.

Ostern 1764 war endlich nach vieler Mühe und Sorge der Schiffbau im Reinen, aber leider hatten die guten Zeiten für die Rheederei ein Ende genommen und die Frachten standen auf dem niedrigsten Preis, und eben als das Schiff in der Ladung für Amsterdam begriffen war, fiel N. durch einen gewagten unglücklichen Sprung den Fuß aus dem Gelenk und der Bettlägerige sah sich genöthigt, einem Andern an seiner Statt zum ersten Mal die Leitung des Schiffs zu übergeben, und diese Wahl traf leider durch Ueberredung seinen Steuermann Martin Steinkraus aus Colberg. Von Woche zu Woche kamen Assignationen auf beträchtliche von Steinkraus erhobene Gelder an, und mehr und mehr wurde N. der Betrug dieses Menschen klar.

Es wuchs die Summe, die er zur Ausbesserung nöthig gehabt, über 8000 Fl. an. Da konnte der Geängstete nicht länger daheim bleiben, eilte schnell nach Amsterdam und traf auch glücklich Schiff und Mannschaft und den untreuen Schiffer. Die Trunkenheit der letztern, die verworrenen Rechnungen, so manches Vermiste auf dem Schiff, das von dem Unredlichen veräußert worden war, überzeugten ihn zu großem Schmerz von dem bedeutendsten Verlust; indeß suchte er klug seine Gefühle zu mäßigen, daß ihm der Schiffer nicht entwiße und daß durch die Affecuranzgelder (8000 Fl. holl.) nicht verloren gingen. Wie um so größer war seine Verzweiflung, als jener doch entfloh. Ganz hoffnungslos saß der Unglückliche, denn nun war an keinen Ersatz zu denken, in einem Weinhause. Da nahm er zufällig ein holländisches Zeitungsblatt in die Hand, darin ein Prediger zu Schlinger-Want, eine Meile von Amsterdam, ankündigte, daselbst sey ein ertrunkener Mann gefunden worden. Alle nähere Beschreibung schien jenen Schiffer anzuzeigen, der ohnedies in späterer Zukunft nicht wieder aufzufinden war und in der Angst diesen äußersten Schritt gethan haben konnte. Lange kämpfte M. gewissenhafter Sinn, ob auf diese Vermuthung hin er diese Gelegenheit benutzen sollte, doch aufgemuntert durch einen erfahrenen wackern Freund eilte er zum Pfarrer und durch einen von diesem ausgestellten Todtenschein bewirkte er wenigstens, daß er die Hälfte seiner Forderung zugesichert erhielt. Viel Verdrußlichkeiten bewirkten ihm die ganz verderbten Schiffsleute, die endlich mit Verlust seines Bootes entliefen.

Jetzt ward mit mehrern befreundeten Schiffen eine Reise nach den Salzhäfen Croisic, Bernis und Olonne unternommen. Die schwierigste Fahrt nach

Croisse fiel unserm N. zu und dieser wagte es tollkühn, auf einer kleinen fichtenen sogenannten Berger Fölle die Reise zu unternehmen. Mehr als einer Todesgefahr wurde er mit seinen zwei Matrosen ausgesetzt. Endlich schlug sie um; doch kamen sie glücklicher Weise noch an den Strand, und indem sie die Fölle zwischen zwei Eseln befestigten, langten sie zu großer Verwunderung zu Poltien an, wo auch ein vortheilhafter Salzhandel das Wagstück belohnte. Aller Warnungen ungeachtet reiste er in dieser Nußschale, wie sie die Salzverkäufer nannten, wieder ab und kam glücklich zurück. Endlich ward auch das Schiff beladen, und auf drei verschiedenen Wegen an die Correspondenten Rod und van Goens in Amsterdam geschrieben, daß sie die Asscuranz von 10000 holl. Gulden besorgen möchten. Ein heftiger Sturm ergriff die Reisenden, brach das Steuerruder ab, entmastete das Schiff, und lange trieben sie unter Hunger, Durst, allem nur erdenklichen Drangsal und stetem Todeskampfe umher, und endlich, da der Untergang unvermeidlich schien, erreichten sie einen Nothhafen Bommel-Sund an der norwegischen Küste. Nun galt es das Schiff mit bedeutenden Kosten zu repariren. Wie erschütterte ihn daher gleich einem Donnerschlag die Nachricht, daß jenes Haus so unredlich gehandelt hatte, sein Schiff nicht zu versichern, unter nichtigem Vorwand, und der Betrogene sah sich endlich genöthigt, unter fortwährenden Beschwerden des langwierigen Processes, da die Gläubiger drängten, das Schiff zu verkaufen. Zwar wurde der dreijährige Proceß gewonnen, aber der Bankrott dieses Hauses war in der Zeit ausgebrochen, und hiemit alles verloren. So war der thätige N. auf die Hilflosigkeit seines ersten Anfangs zurück gewiesen.

Da ereignete es sich, daß er zum Capitän eines Schiffs von 40 Kanonen erwählt wurde, welches der geheime Finanzrath Delatre, den König Friedrich II. an die Spitze der neuen Regie aus Frankreich berufen hatte, nebst mehrern andern von dem schönsten Schiffsbauholz aus den königl. Forsten, in Stettin erbauen ließ. Nettelbeck erhielt das in seiner Art erste Patent als k. preuss. Schiffscapitän, und durfte königl. Uniform und einen Säbel mit Portepée tragen. Da jedoch der Bruder jenes Ministers, ein unerfahrener junger eitler Franzose, als Admiral dem tüchtigen Seemann sich nur zu vermessen und nachtheilig der guten Sache entgegenstellte, so kam es zu einem Duell, bei welchem jener verwundet wurde, und N. um seine Stelle kam.

Jetzt zog er mit den Seinen nach Colberg. Er konnte es jedoch hier, wo weder für seine Thätigkeit noch für seine Ehrliche sich ein würdiger Spielraum eröffnete, nicht länger aushalten und ging 1771 als Passagier nach Holland. Sein Sinn war auf Guinea gestellt und bald segelte er unter Capitän Jan Harmel auf einem neuen Schiffe, Namens Christina, dahin ab. Hier lernte er das gute kluge Commando des Capitäns, der durch leeren Schreck seiner Mannschaft kriegerische Thätigkeit gegen etwaige Angriffe der feindlichen Maroccaner zu üben wußte, und die treffliche holländische Subordination mehr und mehr kennen. Unterwegs begegnete ihnen auch ein, wie sie nach manchem Versuch erkannten, herrenlos umherirrendes Schiff, das Nettelbeck mit noch 11 Taysfern näher besah, und schon sollte er dieses räthselhaft verlassene französische Fahrzeug unter zuvor von ihm getroffenen Vorsichtsmaßregeln, vom nachfolgenden Tage an, nach Holland in Sicherheit bringen; da verschwand

es aber, von dem nicht sehr kundigen Steuermann Peters und 10 Matrosen besetzt, allmählig des Nachts und wurde nicht wieder wahrgenommen. Sie langten indeß an der Küste von Guinea glücklich an und warfen endlich am 4. Januar 1772 vor Cap Mesurado die Anker. Wohl war es dem menschenfreundlichen Nettelbeck auch damals schon, wo dieses Handwerk noch nicht in solchem Verrufe stand, zuwider, sich hier mit Negerhandel befassen zu müssen, und daß man Menschen als Waare ansehen und gegen Erzeugnisse des europäischen Kunstfleißes als: Tabak, Schießgewehre und Schießpulver, Branntwein, Kattune, leinene oder seidene Tücher, kleine Spiegel, Messer, bunte Korallen und sonstige kurze Waaren, eintauschen konnte; doch war eine unmenschliche Behandlung derselben ja nicht nöthig und er duldete sie wenigstens niemals, so weit er hierbei einwirken durfte. Noch wurde an der Zahnküste Afrika's auch Handel mit Zähnen von Elephanten getrieben, welchen die Neger mit fußlangen zweischneidigen Säbelklingen, an langen Stangen befestigt, den Rüssel abhauen oder die Sehnen an den Füßen zerschneiden, und dann diese Zähne ausschauen. Auch an der Goldküste wurde einiger Verkehr mit Goldstaub angeknüpft; denn so verschwenderisch hat die Natur hier ihr edelstes Metall ausgebreitet, daß selbst der Seesand dessen in hinreichender Menge mit sich führt, um die Mühe des Einsammlers zu vergüten. Vormittags finden sich daher die nackten Neger zu Hunderten am Strande ein; dann setzen sie sich dicht neben den Ablauf der Wellen ins Wasser und jeder hält eine tiefe hölzerne Schüssel vor sich zwischen den Knien, nachdem er sie zuvor voll goldhaltigen Sandes geschöpft. Nun wissen sie dieses Gefäß so geschickt zu drehen, daß jede anlaufende Welle darüber hinspielt und

etwas von dem leichtern Sande über den Rand mit sich fortschwemmt, während das Metall sich, vermöge seiner natürlichen Schwere, tiefer zu Boden senkt. Es wird so lange wiederholt, bis der Sand beinahe gänzlich verschwunden ist und das reine Staubgold sichtbar geworden. Dies verstehen sie behende in kleine Dosen aufzufassen und binnen 8 bis 10 Stunden den Werth von 6 bis 12 und mehr holländischen Stübern zu gewinnen. Weiter landeinwärts wissen sie den dort befindlichen goldhaltigen Kiessand in die Nähe eines Gewässers zu tragen und so lange durcheinander zu rühren und auszuspülen, bis sie zu dem nämlichen Erfolg gelangen, ja zuweilen erhalten sie auf diese Weise Stückchen Goldes von der Größe unsers groben Seegrieses. Dies nennen die Neger „heiliges Gold“ und schmücken sich damit Hals, Arme und Beine, daß ein Einziger zuweilen einen Werth von mehr als tausend Thalern am Leibe trägt. Bei dem Tauschhandel wird der Werth in „Bontjes“ oder Stückchen Goldes, etwa eine Erbse schwer — 6 holländische Stüber an Geld — bestimmt und Neger und Europäer betrügen sich wechselseitig, doch kommen Erstere jedesmal zu kurz.

Der Kleinhandel auf Fahrzeugen mit 10 bis 12 Mann besetzt, unter Anführung des Obersteuermanns oder eines andern Seeofficiers, war oftmals mit mancher Fährlichkeit verbunden und leicht eines Ueberfalls der gereizten hinterlistigen Neger gewärtig. Einst mit dem Auftrag versehen, das europäische Brieffelleisen auf einer Barkasse nach dem holländischen Haupt-Fort St. George de la Mina zu spediren, das früher eine Besizung des großen Kurfürsten gewesen, dann an Holland verhandelt worden war, lernte N. den dortigen Gouverneur Peter Wortmann kennen, zuvor Negger.



in Gröningen, der vom gemeinen Soldaten so hoch gestiegen war, und wie die von Gold, Sammet und Tressen strotzende Rathsversammlung war ihm die Neugier dieser so abgeschnitten lebenden Europaer, auch eine Art Canots sehr interessant, das über 50 Fuß lang und 6½ Fuß breit aus einem einzigen Baume jener Gegend gehauen war. Mit Freuden bemerkte er die strenge Ordnung und das Ansehn, welches hier die Holländer zu behaupten wußten, und ihre Gastlichkeit.

In diesem Gewässer fand er auch eine vieredrige Bouteille im Meere schwimmend, um die sich ein runder Haufe Seegras gesetzt hatte, so daß sie vermittelst eines Messers von dem Kräutergeflechte losgehauen werden mußte. Sie war zum Drittheil mit in Brantwein eingemachten, jedoch verdorbenen Kirschen angefüllt, und das Merkwürdigste war die Menge von Schulpn und andern Muscheln, die sich hier angesetzt und hinwiederum den Seegewächsen zu einem Befestigungsgrunde gedient hatten, um Wurzel darin zu schlagen und allmählig sich auszubreiten, wozu gewiß eine lange Zeit nöthig gewesen seyn mochte.

Oftmals war er Zeuge von der ungeheuern Körperkraft der Neger und ihrer ausgezeichneten Behendigkeit und Ausdauer im Schwimmen. Man durfte nur eine thönerne Tabackspfeife in das Meer hineinwerfen, so stürzten sie alle darnach in den tiefen Grund und Einer brachte sie gewiß unbeschädigt hervor. Selbst Kinder von 5 Jahren tummelten sich keck und wohlgemuth im Wasser. Hier war er indeß auch so unglücklich, einen englischen Matrosen zu verlieren, der, trotz aller Warnungen vor Haien, ans Land schwamm und wirklich, alsbald von solch einem Ungethüm, zum gräßlichen Schauspiel, ergriffen und endlich verschluckt wurde,

ohne dem Unglücklichen helfen zu können. Die Neger sollen indeß wegen ihrer schwarzen Farbe von dieser Gefahr ganz befreit seyn.

Einst segelte in demselben Gewässer ein holländisches Schlavenschiff vorbei, dessen Besatzung größtentheils erkrankt war. Der Capitän, Harder mit Namen, ein Pommer aus Rügenwalde, bat flehentlich um einige Matrosen, was ihm zu großem Leidwesen N. nicht gewährt werden konnte. Bald darauf war es auch den Negern in die Hände gefallen, die Mannschaft wahrscheinlich niedergeshauen und das auf den Strand geführte Schiff ausgeplündert. Es war diese blutige Gewaltthat eine Folge der Mißhandlungen, welche die Neger oft von den Europäern, besonders den englischen Raubfahrzeugen, erdulden mußten. Auf ähnliche Weise hätte unser N. leicht das Leben verlieren können, da er, um zwei Slaven und eine Kadetobbe oder noch nicht Mutter gewordene Slavin zu kaufen, sich in einen kleinen Fluß, Rio de St. Paul, nur einige 100 Klaftern Wegs gewagt hatte. Nur die rascheste Eile konnte vor den schwarzen Verfolgern retten, die eine Menge von Kugeln und Pfeilen ihm nachschickten. In Mitten dieser Flucht sah er sein Boot im Lauf gehemmt und entdeckte Tausende von Neunaugen, die sich an dasselbe festgesogen hatten.

Mangel an frischem Wasser, das oftmals schwer und wohl auch nur betrügerisch von den Negern verkauft wird, ließ ihn den brennendsten Durst erleiden und das angerathene Mittel, Brantwein sparsam zu genießen, vermehrte nur noch das Uebel und fast alle, besonders Nettelbeck's sonst eisenfeste Natur, litten ungemein an den Uebertritt der Galle in den Magen. Durch ein ihm beegnendes französisches Schiff erfuhr er, daß jenes von

seiner Mannschaft verlassene Schiff, das in jener Nacht vor ihren Augen verschwunden war, von dem Steuermann Peters geführt glücklicher Weise in Rotterdam angekommen sey. Dadurch ward auch die Betrügerei des dieses Schiff früher commandirenden französischen Capitäns entdeckt, der, weil er es in London, Amsterdam und Hamburg zugleich für große Summen hatte versichern lassen, in Verabredung mit zwei Mit-Rhedern des Schiffs absichtlich zwei Löcher durch das Schiff gebohrt hatte; aber durch die stumpfe Schneide des noch dabei liegenden Bohrers waren die Spähne von der äußern Plankenhaut nicht scharf abgeschnitten worden und hatten sich, indem sie sich in die Oeffnung zurückgelegt, voll Wasser gesogen und das Eindringen des Wassers verhütet. Sie selbst hatten sich, in Hoffnung ihres gelungenen Unternehmens, nach Lissabon gewendet, von wo aus der Capitän seine Anforderungen an die Asscuranz machte, die jedoch nun vereitelt waren und die gerechte Strafe erwarten ließen. Das Schiff war in Holland für 99000 holländ. Gulden verkauft worden, wovon der Mannschaft des Harmelschen Schiffes das Drittel gebührte, jedoch erhielt N. als Obersteuermann späterhin nicht mehr davon als 41 holländische Gulden. Das Nähere erklärte ihm auf seiner weitem Fahrt Peters selbst, der ihm in diesen Gewässern wieder begegnete.

Auch in diesem südlichen Himmelsstrich blieb sich N.'s Eifer, Unglücklichen beizustehen und Ungerechtigkeiten zu wehren, fortwährend getreu, wenn er auch nicht immer anerkannt wurde. So kam ihm einst ein kleines englisches Schiff zu Gesicht, dessen Segel und Takelwerk sich in größter Unordnung befanden. Endlich ward klar, daß Neger die Besatzung mochten ermordet haben und nun im

Begriff standen, ihre Beute auszuplündern. Muthig regte N. die kleine Mannschaft des Bootes an, die Räuber anzugreifen, lud seine 6 Pöller und bewirkte durch den ersten heftigen Angriff, bei welchem jedoch die in der Eile überladenen Drehbassen zersprangen, daß eine gute Anzahl schwarzer Köpfe ins Wasser sprang und dem Lande eifrig zuschwamm. Schon gedachten sie zu landen, da hatte aber plötzlich einer jener Kerle mit seiner Donnerbüchse in die offene Luke des Bootes gehalten und den Boden so unglücklich durchschossen, daß sogleich ein Wasserstrahl aus dem Boden des Fahrzeugs entgegensprudelte. Rasch wurde zwar das Loch verstopft, aber die gutgemeinte und wohlangelegte Unternehmung mußte aufgegeben werden, der Vorrath von Handelswaaren war durchnäßt und zu nicht geringem Schaden verdorben und der oft betrunkene Capitän Harmel wüthete nun gegen N. Zwar entschied der hohe Rath unter Peter Wortmanns Vorsth ganz zu Gunsten unsers Nettelbeck; doch um so froher war er, als er durch Verwendung eines andern Capitäns dem Capitän Santleben von Bliessingen als Führer des Schiffs überlassen wurde, da letzterer krank lag, seine Steuerleute todt und beinahe hundert Sklaven am Bord waren. Auf der Hinreise zu dem Santlevschen Schiffe entdeckte sich ihm jener fremde Capitän als ein preussisches Landeskind aus Neuwarp in Vorpommern gebürtig, Carl Friedrich Mick, der aus Furcht vor dem Soldatenstande sich außer Landes gewendet hatte, und als Steuermann auf einem holländischen Schiffe 1764, da er das Mißgeschick gehabt, eine Meile von Colberg zu stranden, von den Aeltern und der Schwester unseres Nettelbeck höchst liebevoll aufgenommen, gepflegt und sogar mit Geld und Wäsche versehen worden sey.

Damals habe er schon von ihrem braven Sohne gehört und lasse Leib und Leben für alles, was Mettelbeck heiße. Diese Scene war N. um so ruhrender, als nicht lange darauf dieser wackere Capitän starb.

Glücklich führte N. indeß das Schiff zu Vermeidung allzugroßer Sterblichkeit, auf dem kürzesten Wege unter der Linie durch, und gelangte gegen die Mitte des Decembers ohne einigen Nachtheil in dem Flusse Suriname an, wo sie 4—5 Meilen von Paramaribo landeten. Auf dieser Fahrt selbst war ihm nichts Seltsames begegnet, die ungewöhnliche Lebhaftigkeit auf einem Sclavenschiffe, um die Sclaven munter und gesund zu erhalten, das Leuchten des Meerwassers in manchen dunkeln Nächten, das Emporsplattern ganzer Rudel von fliegenden Fischen, die allein die schmachhaften sind, und das crystalhelle, blaue und durchsichtige Seewasser ungerechnet, das zehn oder mehrere Meilen von der Küste von Guinea anfängt und bei vollkommener Meeresstille einen unbeschreiblich wunderbaren Anblick gewährt, als sähe man in einen dichtern Himmel hinein, von unzähligen Fischen und Seeegeschöpfen in tausend verschiedenen Richtungen durchschnitten.

Hier in Surinam sah er einer freudigen Wiedererkennung entgegen. Im Jahre 1764, als er sich in besserem Wohlstande befand, spaltete ihm ein ällicher Mann in Königsberg vor seinem Hause Holz, der diese Arbeit nicht mit sonderlicher Lust und Geschick verrichtete. N. ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und erfuhr, daß er ein Pommeraner aus Belgrad sey und Kniffel heiße, und bald ergab es sich, daß die reichen Gebrüder Kniffel, welche N. vormals in Surinam kennen gelernt hatte, seine Brüder waren. Still behielt er jedoch

dieses Geheimniß für sich, erfuhr zugleich, daß die Alten zwar unwirthschaftlich und nicht sehr zu loben wären, aber eine sehr gutartige Tochter von 16 bis 17 Jahren, jedoch ohne seine Bildung, besäßen. Rasch schrieb unser N., den seine Gutherzigkeit nicht ruhen ließ, an jene Surinamer und schilderte den Nothstand des Bruders und unterstützte indeß selbst die Bedürftigen, ließ die Tochter kleiden und den versäumten Unterricht nachholen. Die Surinamer Freunde dankten herzlich, setzten dem todt geglaubten Bruder eine angemessene jährliche Leibrente aus und baten N., da sie kinderlos lebten, zu bewirken, daß dieses junge Mädchen als künftige Erbin ihres Vermögens ihnen zugesendet werde. Die Aeltern willigten sehr schnell ein, und das indeß vortheilhafter gebildete Mädchen kam unter der Obhut eines seiner Freunde glücklich in Surinam an. Jetzt erfuhr er, daß die Gebrüder Kniffel schon vor einigen Jahren mit Tode abgegangen seyen, die Nichte indeß, in vollem Besiz des ganzen ungeheuern Kniffelschen Vermögens, die Gemahlin des Bancodirectors Wynheer von Roose geworden, und zu Paramaribo wohnhaft sey. Bald darauf ließ sich N. durch einen Negerjungen, mit dem schönsten mitgebrachten, dort seltenen, blauen Papagei in der Hand und einem Affen auf dem Kopf, anmelden und erschien kurz darauf selbst. Sie erkannte ihren Wohlthäter unter Thränen und sprachloser Rührung, die sie der Ohnmacht nahe brachte, erkundigte sich angelegentlich nach ihren Aeltern, die sich freilich in dieser Zeit manche Thorheiten hatten zu Schulden kommen lassen, suchte ihm seinen dormaligen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, und versah das Schiff täglich mit frischem Mundvorrath, der zuweilen schwer zu erhalten war und



ihm vom Capitän zu gute geschrieben wurde. Da indeß der Sklavenverlauf diesmal wenig von Statuten ging, stachen sie plötzlich in die See, ohne von den wackern Noosens Abschied nehmen zu können. Eines Leckes wegen, das sie spürten, mußten sie in die Mündung des Flusses Cormantia einlaufen und naheten dadurch einem unangebahten Landstrich, der bis dahin noch von keiner europäischen Macht in Besitz genommen war. Von Verbice aus erhielt er mit Einwilligung seines Capitäns den Auftrag, das Schiff seines indeß verstorbenen wackern Freundes und Landsmannes Mick zurückzuführen, und warf nach einer glücklichen Fahrt um die Mitte Aprils 1773 vor Bliesfingen die Anker.

Bald darauf trat N. in englische Seedienste, da eine englische Transport-Flotte, mit 1500 Seesoldaten nach der Küste von Guinea abgehen sollte, um die Besatzungen in den dortigen englischen Forts abzulösen. Er diente als Schiffslieutenant auf dem Jupiter von 64 Kanonen. Binnen März und November 1774 war die Reise nach Guinea, von da nach Jamaica und zurück nach Portsmouth ohne ein merkwürdiges Ereigniß zurückgelegt; aber er war froh, einen Dienst verlassen zu können, bei dem, seinen eigenen Worten zu Folge, keine Ehre und kein Respect sey, man höre nichts anders, als „Goddam!“ und brutale Reden ohne Zahl.

Sieben und dreißig Jahre war er nun alt, hatte unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten und unter allen Himmelsstrichen seine besten Jahre und Kräfte im Dienst von Fremden verschwendet; da schien es ihm immer nothwendiger, nun seine Dienste dem Vaterlande zu widmen. Er kehrte nach Colberg zurück, sah sich aber bei später Zah-

reßzeit außer Anstellung veranlaßt, nach alter Weise wieder eine Navigations-Schule zu eröffnen, um junge Leute für den Seebienst zu unterrichten, daraus späterhin tüchtige Schiffscapitäne und Steuermänner hervorgegangen sind. Die Langeweile blieb dabei nicht aus und das heimliche Verlangen nach der eigenen Führung eines tüchtigen Schiffes. Da ward er jedoch von seinen Freunden beredet, sich eine Quake, ein besonders hiezu eingerichtetes Fahrzeug, zu kaufen, und den Sommer hindurch vom Stettinischen Haff her die Vaterstadt mit lebendigen Fischen zu versorgen. So wenig ihm dieß behagen wollte, begleitete er doch seinen guten Freund, den Schiffer Blank, nach Swinemünde, um dort sich zu seinem neuen Gewerbe am besten zu versehen. Hier von einem steifen Südwestwind einige Meilen weiter an die Küsten der Insel Usedom getrieben, suchten sie die Gegend des Meeres ansichtig zu werden, wo einst die alte wendische Handelsstadt Bineta im Meer versunken war, und siehe, noch im Gespräch darüber begriffen, saßen sie fest auf jener bezeichneten Stelle, nämlich einer großen Steinplatte von vielleicht 600 Klaftern in der Länge und Breite, deren Ränder jedoch so steil abfallen, daß unmittelbar daneben der Seegrund sich auf 15 und mehr Fuß vertieft. Nach 6 Stunden erst ward das Schiff wieder flott. Da ihn bei der Rückreise auf seiner eben gekauften Quake, weil der Lootse die Zunderbüchse zum Anstecken der Pfeife mitgenommen hatte, die Unannehmlichkeit traf, zwei Tage und drei Nächte hindurch ohne Feuer und Licht zu seyn; so war es ihm sehr erfreulich, von seinem Nachbar in Golberg, einem Schmied, zu lernen, wie man sich aus dieser Verlegenheit leicht heraus helfen könne, wenn man auf einen eisernen Anker

die Spitze eines neuen Nagels legt, mit dem Hammer einen tüchtigen Streich darauf vollführt und an die erhitzte Nagelspitze einen Schwefelfaden hält, der sich sogleich entzündet. Ein einfaches, scheinbar unbedeutendes, jedoch zuweilen sehr nützliches Kunststück. Dieser Fischhandel wollte aber nicht viel einbringen, und wurde sogar mit Verlust aufgegeben, und noch der Winter 1777 fand ihn in der nützlichen, wenn auch nicht sonderlich einträglichen, Beschäftigung des Navigationsunterrichts.

Den 28. April desselben Jahres schlug plötzlich der Blitz in der Mittagsstunde in den Kirchturm und schon sprühte die helle Flamme bei der Wetterstange gleich einem feuerigen Springbrunnen empor, und aus den Schalllöchern sprühten die Funken umher wie Schneeflocken und flogen bereits bis in die Domstraße hinüber. Hier war schleunige Hülfe nöthig, oder die Vaterstadt konnte ein großes Unglück treffen. Noch erinnerte sich N. aus seiner Knabenzeit, daß auf dem Glockenboden stets Wasser und Löscheimer bereit standen, verschaffte sich eiligst eine Handspritze und kletterte, wo kein Maurer und kein Zimmermann nachfolgen wollte und des Weges unfundig es auch nicht konnte, durch die Luke der sogenannten Kunstpfeifer-Stube hindurch, die dicht unter der Spitze ist, den Bügel des Wassereimers zwischen dem Mund und den Zähnen, die Spritze durch eine in den Rock geschnittene Oeffnung hindurch gesteckt, den unzähligen Holzriegeln hinauf. Alles, was er angriff, war schon voll glühender Kohlen; aber mit edler Vaterlandsliebe keine Beschwerde achtend, drang er bis zur engsten Verzimmerung hinan; so daß er den rechten Mittelpunkt des brennenden Feuers noch 8 oder 10 Fuß über sich zischen und sprühen

sah. Nun spritzte er wacker darauf los, eilte den ihm Wasser Zutragenden immer wieder aufs neue entgegen, und war endlich so glücklich, den heftigen Brand zu löschen. Jetzt wurde es ihm aber auch durch die Hitze des Thurms, die herabgestürzten Kohlen und deren Dampf, die Masse, welche bis auf die Haut gedrungen war, immer übler und als er dem schneidenden Luftzuge der Schalllöcher nahe kam, vergingen ihm die Sinne. Er erwachte wieder auf dem Kirchhofe unter wundärztlicher Behandlung und Bewunderung der Menge. Die Hände waren überall verletzt, die Haare auf dem Kopfe zum Theil abgesengt, der Kopf selbst wund und voll Brandblasen, wo in der Folge nie wieder Haare gewachsen sind, wie denn auch die beiden äußersten Finger an der rechten Hand krumm blieben; aber Kirche und Stadt waren doch gerettet. Einige Wochen später empfing er von Berlin aus eine goldene Denkmünze in der Größe eines Doppel-Friedrichsd'or nebst einem Belobungsschreiben. Das Gepräge dieser Münze ließ er sich in seinem Petschaft nachstechen und übergab die Denkmünze selbst und das Schreiben in die Hände des Magistrats, wo sie aber später abhanden gekommen sind.

Nach einigen glücklichen Reisen für einen Müggenwalder Kaufmann nach Danzig, Nantes und Groisic und wiederum aus Langeweile errichteter Steuermanns-Schule, erhielt er von einem Commercienrath B—r zu Colberg den Auftrag, für ihn ein Schiff zu kaufen und mit demselben für seine Rechnung zu fahren. Eine Speculation, die in dem damaligen Kriege Englands mit den nord-americanischen Colonien nicht übel eronnen war, da so viele von den Engländern gemachte Prisen einen wohlfeilen Kauf erwarten ließen. Noch sollte

ihm, ehe er nach London zu diesem Endzwecke abreiste, zu Königsberg das Haus, welches er in früherer und besserer Zeit daselbst bewohnt hatte, unter den wehmüthigsten Erinnerungen an so manche seitdem erlebten Ereignisse in's Auge fallen, und darin den Kniffelschen Eheleuten begegnen, welche, wie denn der Mann sich hatte zum Licent-rath erheben lassen, durch mancherlei Thorheiten und Vernachlässigung in den traurigsten Zustand verfallen waren. Noch einmal nahm er sich ihrer an und spedirte mit dringender Empfehlung einen Brief an die reiche Tochter, erfuhr aber nie wieder etwas von ihr, noch von dieser ganzen Angelegenheit. So sonderbar indeß die Bestellung jenes Commer-cienraths war und von manchem Engländer mit Fug und Recht lächerlich gefunden wurde, gelang es doch N. nach langem Umherreisen endlich, ein also begehrtes Schiff aufzufinden, und er wollte eben mit einer Schiffsgelegenheit über Stettin nach Col-berg abgehen, um das Nähere mit dem Beaufstra-genden zu vergewissern, als die Correspondenten des neuen Principals ihn dringend baten, eine As-securanzangelegenheit mit einem Stettiner Kauf-mann Groß zu schlichten. Die Sache war miß-lich und der Kaufmann ihm von 1764 her, da er als Schiffer einen Winter in Königsberg gelegen, als ein Hitzkopf bekannt, jedoch wendete sich Alles ungleich günstiger, als er erwartet hatte. Der wackere Groß war froh, diese Sache, die ihm lange auf dem Herzen gelegen, beenden zu können, lernte Nettelbeck aufs neue als einen recht-lichen, gescheiten Mann kennen und trug überra-schend ihm die Führung seines Schiffes an, das er eben auf dem Stapel stehen hatte. Er erbat sich eine Stunde Bedenkzeit. Zwei Freunde riethen, der eine die Uebernahme, weil sie beide brav, der



andere das Gegentheil, weil sie beide harte Köpfe wären; doch entschloß er sich vertrauensvoll zu dem Ersten, berechnete sich mit jenem Commerciensrath und sah nun ein schmuckes, stattliches Schiff von 320 Last, dem, eigentlich zu einem Zweidecker bestimmt, in der Eile nur ein Berdeck aufgesetzt worden war, unter seinen Füßen.

Mit einer Fracht von Balken und Stabholz sollte es zuerst nach Bourdeaux segeln. Durch die vorgerückte Jahreszeit wurde die Fahrt mißlicher und ihm bei dieser Gelegenheit deutlich, wie viel auf eine Stunde ankam. Es lag in der Swinemünder Rhede ein schwedisches Fregatten-Schiff vor Anker. Den Capitän desselben bat N., noch eine Stunde zu verweilen, um gegenseitig einander nützlich werden zu können; dieser schlug es aber ab. Ein heftiger Sturm brach kurze Zeit darauf aus, und als er, unter vielen drohenden Gefahren, durch den Beistand zweier Boote mit 15 Mann von Dragoe her, die Rhede von Copenhagen endlich erreicht hatte, langte jenes schwedische Volk, jedoch ohne Schiff, an, das gänzlich verloren gegangen war. Mit einer Fracht von Wein und Zucker sollte nun nach Hamburg gesegelt werden und er fühlte sich froh, den französischen Hafen verlassen zu können, da er die Erfahrung gemacht hatte, daß keine Nation sich so betrügerisch und ränkesüchtig gegen ihn erwiesen, als die Franzosen. Auch diesmal sollte er hiervon mit Leidwesen den Beweis erhalten. Als er kurz vor seiner Abreise an der Stelle des Lootsen, der betrunken an Bord gekommen und von ihm ernstlich zurückgewiesen worden, einen andern eingenommen und nun den Anker gelichtet hatte, bemerkte er bald, daß ihn überall ein Fahrzeug bis an das Fort am Ausfluß der Garonne begleitete, wo die Pässe visit werden



müssen. Hier war jenes Fahrzeug flink bei der Hand und verlangte für seine ungebetene Begleitung zu Beschützung des Lootsen an N. Borde gegen besorgliche Gewaltthätigkeiten, wie sie vorgaben, eintausend Livres, und wollte er an seiner Reise nichts versäumen und wegen Schiff und Ladung nicht verantwortlich werden, mußte er bei aller Grundlosigkeit diese acht französische Geldschneiderei sich gefallen lassen und das Verlangte erlegen. Dazu kam der größere Verdruss, daß das Schiffsvolk die Orhöste anzapfte, den Wein häufig in Wassereimer und Hüte rinnen ließ, und gänzlich betrunken war. Das Commando hörte auf, und N. nebst dem Steuermann waren kaum ihres Lebens sicher. Endlich kamen sie unter fortgesetztem Tollmanns-Leben der nie Mächternen in Curhaven an, und hier benutzte er den Rath eines Barbiers, den beiden Wildesten tüchtig zur Ader zu lassen, und siehe da, dieses Gewaltmittel schlug an und zähmte die Entkräfteten.

Von Hamburg ging er mit einer Ladung nach Lissabon ab, doch nahe der Mündung des Tajo jagte ihnen das rasche Loßsteuern eines Fahrzeugs auf ihr Schiff ein nicht geringes Schrecken ein, da sie gegen die Barbaresten und Marockaner eine unfreie Flagge hatten; doch löste sich die Angst bald auf, da es das Fahrzeug portugiesischer Lootsen war, die ihm Dienste anboten. Den letzten September warfen sie im Tajo die Anker. Als nun N., um einer Einladung des Correspondenten des Großischen Hauses, John Bulkeley, zu einer Mittagstafel zu folgen, über den Marktplatz hinwegschritt, sah er eine Menge Volks vor einem Zelte versammelt, von dessen Spitze herab zu seiner großen Verwunderung die preussische Flagge wehte. Da er sich neugierig durch den Haufen

hindurchgebrängt hatte, sah er preussische Grenadiere vor dem Zelte stehen. Mächtig schlug ihm sein patriotisches Herz, und siehe, es waren Wachfiguren und im Innern der große König treffend dargestellt, wie er eben den berühmten Prozeß des Müllers Arnold schlichtet. Tiefgerührt und unwillkürlich rief N. auf Portugiesisch, so weit er diese Sprache zu radebrechen verstand, aus: „Mein König! Ich bin Preuße!“ Diese wenigen Worte fielen wie ein electrisches Feuer in alle Herzen. Die ganze Schaar umringte ihn, sank auf die Kniee und hob unter dem Ausruf: Gloria dem Könige von Preußen! Heil ihm! Heil für die strenge Gerechtigkeit! Leuchtendes Beispiel für alle Regenten der Erde! Heil ihm! betend die Hände zum Himmel. Dann strömten sie dem immer inniger bewegten Nettelbeck nach, der sich doppelt glücklich fühlte, in diesem Augenblick ein Unterthan des großen Friedrichs zu seyn, und begleiteten ihn bis zu dem gastlichen Hause, von dessen Balkon er sich noch einmal dem Volke zeigen mußte. Wahrscheinlich hatten sie seine fehlerhaft ausgesprochenen Worte mißverstanden und ihn, der vielleicht nach Statur und Haltung einige Aehnlichkeit vom Könige zu besizen schien, für ihn selbst gehalten. Dem patriotischen Preußen blieb dieses ewig eindrucklich.

Einige Tage darauf ließ ihn ein portugiesischer Kaufmann mit noch 8 andern Schiffscapitänen, Dänen, Holländer, Lübecker, Schweden, Schwedisch-Pommern und Danziger, zu Mittag laden. Die Tafel artete in ein Bacchanal aus und alle lagen trunken unter dem Tisch. Zu ihm aber, der allein nüchtern geblieben, kam Tags darauf der Portugiese in Begleitung einiger andern Kaufleute und bot ihm eine volle Ladung Thee an nach Amsterdam; auf ihn sey nämlich, da er unter so vie-

ten Capitäns allein nüchtern geblieben sey, einstimmig die Wahl gefallen. Dies war damals eine der reichsten Frachten und ward zu 35000 Thlr. Preuß., 5 Procent Havarie und 10 Procent Kapp-laken-Gelder verdungen. Während des Einladens kam ein holländischer Schiffscapitän, Namens Klock, mit seinem Schiffsvolk an Bord, mit der Bitte, sie als Passagiere mit nach Holland zu nehmen. Mit um so größerer Bereitwilligkeit nahm er sie auf, da ihm jener erzählte, wie er, in Emden preussischer Unterthan geworden, mit preussischer Flagge in See gegangen war, aber das Unglück gehabt hatte, an der marockanischen Küste sein Schiff durch einen Sturm zu verlieren. Kümmerlich rettete er sich damals mit seinen Leuten, ward in Mogador in Ketten und Banden gelegt und hatte das traurigste Loos zu befürchten. Da ließ sie der Kaiser unvermuthet nach seinem 30 Meilen davon entfernten Hoslager nach Marocko kommen und der Monarch Muley Ismael erklärte ihnen durch einen jüdischen Dolmetscher, er habe von der Weisheit und Tapferkeit ihres preussischen Monarchen so viel Wunderbares gehört, daß er, ihm zu Ehren und zu Liebe, ihnen die Freiheit ertheile und sie in ihr Vaterland zurückschicken und die Flagge aller preussischen Schiffe fortan respectiren werde. Drei Wochen lang mußte der Capitän bei dem Kaiser verweilen und von dem großen Könige der Preußen erzählen. Jetzt befand sich nun Klock mit den Seinen auf der Rückkehr. Nettelbeck ersuchte ihn dringend, sein marockanisches Abenteuer in einen schriftlichen Bericht zu verfassen, welcher auch späterhin an den König gesendet, und von diesem durch ein Dankungsschreiben und mit Beilegung eines seiner abgedruckten berlinischen Zeitungsblätter, worin diese ganze Begebenheit dem Publicum mitgetheilt wor-

den war, huldreich erwiedert wurde. Vor dem Abgang jedoch von Lissabon vertraute der holländische Consul ihm ein kleines Päckchen, mit rohen Diamanten angefüllt, für die hohe Fracht von 115 holl. Gulden, jedoch müsse er es stets an seinem Leibe tragen. Nie aber, so groß der Lohn war, war auch seine Angst größer gewesen, daß ihm diese Kleinodien gestohlen werden könnten.

Mancherlei Handel gab es mit englischen Schiffen und einem jungen holländischen Schiffslieutenant auf der Höhe des Texels; doch Entschlossenheit führte glücklich hindurch, die selbst der Vertheilung nicht ermangelte. Widrige Winde und Treibeis in den letzten Tagen des Novembers erschwerten ungewöhnlich in dem engen Fahrwasser die Fahrt nach Amsterdam. Da erbot sich ein alter Fischer von Enkhuizen als Lootse, der zwar vom Capitän ungern, doch unter der Bedingung aufgenommen wurde, daß, wenn sich seine Hülfe nöthig mache, sein Fahrlohn durch vier, von Jedem zur Hälfte zu erwählenden Schiedsmännern bestimmt werden sollte. Er betrug sich äußerst geschwätzig und lästig und als es galt, daß er endlich nach Enkhuizen geleiten sollte, so höchst ungeschickt am Steuer, daß ihm die Führung wieder abgenommen werden mußte, und desungeachtet hatte er die Frechheit, 1500 Gld. Lootsengebühr zu fordern, da Nettelbeck 15 Gld. nur zu hinreichend geschienen. Bei aller Vorsicht eidlicher Vernehmung des Schiffsvolks, trotz aller Berufung auf den ausdrücklich getroffenen Vergleich und der Gegenklärung, die Richter seien incompetent, weil sie keine Seeleute wären, hatte die Gerichtsversammlung zu Medemblyck, in dessen Hafen sie Anker geworfen, zu Gunsten des Lootsen entschieden. Zu Vermeidung größerer Weislaufigkeiten zahlten

die Empfänger der Theeladung willig, weil sie von ihr einen großen Gewinn davon getragen hatten. Froh war er endlich, sein Diamantenpäckchen in Amsterdam los zu werden, und feierte mit ächter Unterthanenliebe, den 24. Januar 1781, den Geburtstag seines Monarchen daselbst mit allen preussischen Schiffen, die er zu Aufziehung aller Flaggen und Wimpel und Abfeuerung der Geschütze aufmunterte, und zwang selbst seinen holländischen Nachbar, der sich der preussischen Certificate oftmals bedient hatte, wider Willen zu gleicher Ehrenbezeugung.

Mit neuer Fracht von 100 Last Weizen, 200 Tonnen schwedischen Theers und einigen tausend eisdammer Käsen, wollte er die Reise wieder nach Lissabon angetreten; doch nach vielem Verdruss sollte ihm kurz vor der Abreise der noch größere begegnen, daß ungeachtet aller Warnung von Seiten Nettelbecks, eine ledige T'Gelle, ein auf der Zuider-Zee gebräuchliches, flach gebauetes Fahrzeug, von etwa 20 Last, von N. größerm Schiff übersegelt wurde und dieses selbst am Bugspriet und der Takelage Schaden erlitt; indeß gerichtliche Vernehmung wich wenigstens den Forderungen jenes Schiffers glücklich aus. Nach widrigen und stürmischen Winden in den ersten drei Wochen wurden diese so günstig, ob sie wohl in den stärksten anhaltenden Sturm ausarteten, daß das Schiff in fliegender Fahrt mit wohl unerhörter Schnelligkeit, die von Vielen bezweifelt wurde, den Weg von Dover nach Lissabon binnen 4 Tagen, mithin in jeder Stunde, im Durchschnitte, viertelhalb Meilen zurückgelegt hatte; ein portugiesischer Capitän, den N. als Passagier am Borde hatte, schrieb diese wundersame Schnelligkeit dem Fürsten der Finsterniß zu, welcher den Regern beigestanden habe. Unangenehm wurde dagegen das Ausladen

da die Hafenpolizei einen großen Theil der irgend etwas faulen oder gedrückten Käse als ungesund in das Wasser werfen ließ, die aber andere Fahrzeuge wieder auffingen. Auch mehrere Säcke Weizen, die nur von außen schimmlich worden waren, wurden aus gleichen Gründen confiscirt, wiewohl sich die Officianten selbst damit beluden. Diesmal hatte N. seinen Sohn mitgenommen. Als er nun mit ihm durch eine abgelegene Gasse Lissabons ging, erblickten sie unter einem Bogengewölbe ein Muttergottesbild, vor welchem mehrere Lichter brannten. Kein guter Katholik pflegte hier vorüber zu gehen, ohne sein Knie zu beugen und seinen Rosenkranz zu beten. Da N. keine menschliche Seele gewahrte, eilte er schnell mit seinem Kleinen vorüber; aber ein Gassenbube hatte dies bemerkt, schrie aus vollem Halse: „Keger, Keger!“ und warf mit Steinen hinter ihnen her, und sogleich versammelte sich ein Menschengewühl und verfolgte sie mit gleicher Wuth. Kaum entrannten sie noch der Verfolgung des Pöbels. Um so mehr sehnte sich N., ohnedies von andern Schiffen um seiner neuen Fracht, die aus Zucker, Caffee und Wein bestand, beneidet, bald den Hafen verlassen zu können, und war froh, im Juli glücklich und wohlbehalten die Elbe wieder erreicht zu haben. Schon die nächste Fahrt mit allerlei Stückgütern sollte von Hamburg nach demselben Handelsplatz gerichtet seyn, und ob zwar im September abgereist er erst Mitte Novembers im Tajo Anker werfen konnte, war doch die Rückreise nach Verlauf von 4 Wochen desto rascher vollendet.

Der Winter und das Ende des nordamerikanischen Kriegs, im Frühjahr 1782, waren dem neutralen Handel so ungünstig, daß er auch den Sommer auf der Elbe liegen bleiben mußte. In die-



ser Zeit berechnete er sich mit seinem Patron Groß, und dieser bewies sich so erkenntlich, daß, da ihm N. bisher an 35000 Thlr. nach Abzug aller Unkosten verdient hatte, er ihm noch ganz besonders 1000 Mark Hamburger Banco schenkte und auch einen Rechnungsfehler zu seinem Nachtheil nicht verändern ließ. Mit dessen Genehmigung eilte indeß der ungeduldige N. nach Remel, um daselbst auf eigne Rechnung sichtene Balken einzunehmen und diese in Lissabon abzufahren. Fast wäre er, als sie Helgoland kaum passirt hatten, durch die Betruglichkeit des Steuermanns, mit Schiff, Leib und Leben zu Grunde gegangen, wenn nicht der stets sorgsame Capitän zu rechter Zeit aufs Verdeck geeilt wäre und dem Schiffe wenig Minuten vor seinem dann unvermeidlichen Untergang eine andere Richtung ertheilt hätte. Von jetzt an gab es nichts als widrige Winde, die sie volle 14 Tage nöthigten, in der Nordsee und bei Schaagerack umherzukreuzen. Doch den größern Unmuth erregte der dunkelvolle und widerspenstige Sinn des Schiffsvolks, der sich je länger, je ungescheuter offenbarte und verdienten Verweisen und Ermahnungen entgegensetzte: „Nah! Wir sind Hamburger und keine Preußen! Wir kennen unsere Gesetze und Rechte, und so muß man uns nicht kommen!“ Bei Tag und Nacht lagen sie über ihren Thee- und Caffee-Kesseln, zu großer Verschwendung des Kohlenvorraths und noch größerer Feuersgefahr für das Schiff. Die strengsten Verbote halfen nichts, und als N. mit Festigkeit aufs Neue unter sie trat und mehreren die Kessel aus der Hand riß und ins Meer warf, da schlossen die Kerle rebellisch einen dichten Kreis und schrien wie unsinnig: „Schlagt zu, schlägt zu!“ und kaum daß sich der Capitän in seine Kajüte zurückziehen konnte. Was nun zu

thun in dieser bedenklichen, immer gefährlicher drohenden Lage? Da fiel ihm bei, daß er vorsichtiger Weise einen Abdruck des zu Hamburg geltenden Schiffsz- und Seerechts einstmals gekauft und am Bord hatte; in dem enthalten ist, daß dem, der seinen Schiffer zu schlagen oder zu mißhandeln sich unterstehe, der Galgen erwarte, nach Hamburger Recht. Nachdem er diese Gesetzesstelle aufgeschlagen, ließ er den Unverschämtesten, den Bootsmann, in seine Kajüte kommen, und was der Buchstabe des Gesetzes nicht vermochte, bewirkte die Züchtigung. Mit gleicher Kraft verfuhr er gegen den Koch und der dem Schiffsvolke durch diese Festigkeit eingejagte Schreck wurde um so größer, da er plötzlich befahl, nach Nordnordost zu steuern, um sie in Norwegen dem Galgen zu überliefern. Da kam das Schiffsvolk bittend und bekannte sein Unrecht, daß er wenigstens für diesen Augenblick von der angedroheten Strafe abließ. Dagegen heimsuchte sie in der Nähe des Kattegats in der Nacht vom 2. zum 3. September wieder der heftigste Sturm, so daß er von 42 Segeln, die gleich ihm nach dem Sunde steuerten, des andern Morgens nur noch 12 erblickte, da der größte Theil in dieser Nacht zu Grunde gegangen seyn mochte. Endlich ward es wieder still und N. konnte bei dem schönsten Wetter, der Verabredung mit seiner Familie gemäß, einen Herzenswunsch erfüllen und sich den 29. September auf der Colberger Rhede zeigen, an einem rothen Stender kenntlich, den er vom Bordertop wehen ließ. Da kamen denn, es war gerade Sonntag, die Seinen und viele andere Freunde zu ihm an Bord, und dieser Tag war ihm einer der schönsten seines ganzen Lebens. Nur durch die rascheste Entschlossenheit und fast zu festen Muth gelang es ihm indeß späterhin, ohne

Lootfen, welche der Sturm nicht herankommen ließ, in den Hafen Memels einzulaufen. Hier erwartete die Räbelsführer auf dem Schiffe, so wenig auch der Capitän rachsüchtig war, die gebührende nachdrücklichste Strafe durch den Corporalstock.

Auf diese Unannehmlichkeit sollte die Freude nachfolgen, daß er in dem dortigen Post- und Banco-Director Witte seinen einstmaligen treuen Jugendgenossen, den früher schon erwähnten Tauhenfreund, der so glücklich sich emporgeschwungen, wieder erkannte und den ehemaligen Solberger Kaufmann Seeland, und seine Tochter Dörchen, die ihm als Knaben nach jenem unglücklichen Thurmsritt mitleidig eine Semmel zugesteckt hatte, zufällig dort antraf. Es that ihm wohl, bei dem gesunden Zustande dieser Familie seinem dankbaren Herzen freien Willen lassen zu können. Glücklicher als er erwartet, das Schiff mit Schiffsmasten, seitene Balken und Stangeneisen, auf Rechnung eines dortigen Kaufmanns, belagert, arbeitete er sich durch Eis und widrige Winde hindurch, und erreichte endlich im December die Nordsee; jedoch die ungünstige Jahreszeit vermehrte die Stürme, und wie so viele Schiffstrümmer trieb auch ein Schiff vorüber, das die sichtbarsten Spuren von Zertrümmerung zeigte. Alles Anrufen war vergebens. Endlich wagten sie es mit Gefahr, in den Grund zu versinken, an dessen Bord zu steigen und fanden das menschenleere Schiff mit Holz und Balken beladen. Hierauf beschloß N., dieses Schiff ans Schlepptau zu hängen und mit dieser Last den Kurs nach Norwegen zuzunehmen; jedoch die langsame Fahrt und die Verantwortlichkeit für das eigene Schiff und dessen Fracht änderten des andern Morgens den Entschluß und das Wrack ward seinem Schicksal überlassen.

Glücklich langten sie in Lissabon an und hier erkannte N. in dem Capitän der nachbarlich anliegenden americanischen Fregatte einen Deutschen, Johann Dühof, der 1764 bei ihm als Matrose in Diensten gewesen, aus Furcht aber vor dem Soldatenstand ihm mit seinem Vorwissen wieder davon gelaufen war. Die Wiedererkennung war erfreulich, wurde jedoch durch einige Empfindlichkeit N. gestört, da jener ihm sein Schiff, seine Puppe, einen Kasten genannt hatte. Durch eine starke englische Kriegsflotte im Tajo ermuthigt kündigten drei englische Matrosen, die er in Memel angenommen hatte, ihm plötzlich den Dienst auf, ja ein brittischer Officier verlangte sogleich trotzig die Auslieferung; indeß die Entschlossenheit Nettelbecks und der Ausspruch des portugiesischen Seegerichts, wobei der preussische Gesandte von Heidecamp sehr behülfslich war, entschieden ganz zu seinem Vortheile, doch machten sich einige Tage darauf alle drei aus dem Staube, ohne die im Stiche gelassenen Monatsgelder zu achten. Aus Mangel an Türken-Pässen und wegen der durch den Frost geschlossenen Schifffahrt in der Nord- und Ostsee mußte N. bis zum März hier verweilen und entschloß sich endlich eine Ladung Salz für eigene Rechnung zu kaufen und nach der Ostsee zu verführen. Während des Ausladens erhob sich ein Sturm aus Westen, trieb ein unbeladenes portugiesisches Schiff von den Anker und dem seinigen ganz nahe. Bei aller Vorsicht, es abzulenken, stieß es unaufhörlich gegen den Bug des Schiffs und es ließ sich fürchten, daß beide Schiffe großen Schaden nehmen würden, und als nun N. Schiffsleute Anstalt treffen wollten und deshalb an den portugiesischen Bord hinüber sprangen, um die Stellung jenes Schiffs zu verändern, schrieen zwei Jungen, die ein-

zig und allein am Borde waren, aus vollem Halse und kaum rettete sich N. mit den Seinen noch, um der zuströmenden Menge von Portugiesen und größern lebensgefährlichen Mißhandlungen zu entgehen. Durch diesen Unverstand kam es, daß ganze Planken in Stücken von der Seite jenes Schiffs hinwegtrieben, der Fockmast über Bord gefallen war und das ganze Gebäude wie ein zerschelltes Brack sich seitwärts legte. Auch an seinem Schiffe bemerkte N. mit großem Unmuth mehrere Beschädigungen; doch wie viel erbitternder war es für ihn, als der Capitän dieses Schiffs, Sylva mit Namen, wüthend den völligen Schadenersatz begehrte, und sogar verlangte, sich unter eine Schrift, deren Sprache er nicht verstand, zu unterzeichnen, was jedoch auf seine Weigerung ihm unbewußt, sein unredlicher Correspondent Bulkeley, der, wie man später erfuhr, zugleich Rheeder jenes zertrümmerten Schiffes war, gethan hatte. Schnell wandte er sich an den preussischen Consul Schuhmacher, und seinem Rathe zu Folge wurden seine Leute mit allen Förmlichkeiten vernommen und selbst eine beglaubigte Abschrift für ihn besonders ausgefertigt.

Auf die kräftige Zusage jenes Biedermanns ging N. endlich unter Segel; aber kaum zum Tajo heraus, spürten sie einen Leck, der immer mehr überhand nahm und um so gefährlicher war, als des Windes wegen es unmöglich wurde, einem Hafen zuzusteuern. Jetzt galt es, den schadhafte Fleck, 4 bis 5 Fuß tief unter der Oberfläche, wo die Spähne von der äußern Haut abstanden, zu stopfen. Hier war schleunige Hülfe nöthig. Eine Citronenbiste wurde zerschlagen, und an den Boden derselben eine mit Baumwolle gesteppte Bettdecke, beide mit Theer und Talg durchdrängt mit Nägeln angefügt, am Rande 8 bis 10 Löcher ge-

bohrt und große mit etwas Berg umwickelte Nägel hinein gesteckt. Da keiner das Wagstück unternehmen wollte, sich unter Wasser bis zu dem Deck hinabzulassen und das präparirte Brett auf den zerstoßenen Fleck zu passen und mit dem an die Hand gebundenen Hammer schnell, ehe ihm der Athem entging, festzuklopfen; so wagte es der Capitän selbst, da ihm wohl erinnerlich war, wie er als junger Bursche oftmals unter dem Wasser geblieben, bis die Beistehenden langsam dreißig gezählt hatten und ward auf dem einarmigen Bootsanker befestigt herabgelassen bis zur bezeichneten Tiefe, und vollendete schneller die Arbeit, als jene 25 gezählt und zum Hinaufziehen Anstalt getroffen hatten. Der Erfolg erfüllte ganz die Erwartung. Nochmals sollte er im Canal, dahin die Fahrt schnell ging, von einem englischen Kriegsschiff gezwungen werden, einen englischen Matrosen, der bei ihm in Diensten war, auszuliefern; aber auch hier siegte seine Entschlossenheit, da er seinen Matrosen selbst bis zu dem englischen Schiffe begleitete und erklärte, er weiche nicht von dannen, bis er den Matrosen wieder erhalte und Schiff und Last fielen ihnen verantwortlich zu. Nun sahen sie sich zur Nachgiebigkeit genöthigt.

Unter stürmischen Winden, die sie schon 14 Tage lang in der Nordsee umhergeworfen, wagten sie, im Vertrauen auf angestellte astronomische Beobachtung und die geführte Schiffsrechnung, um die gefährliche Spitze von Schaagerak ins Cattegat hinein zu tasten. Kaum war dies gelungen, so überfiel sie ein schrecklicher Sturm aus Norden, der Fock- und Vornialssegel in Feden zerriß, und das Schiff ward in der brausenden kochenden See voll blinder Klippen so gewaltig geschleudert, daß man kaum die Augen aufschlagen konnte; das neue Fock-



segel ward in den nächsten Augenblicken ebenfalls in Lappen davon geführt und alle Anstrengung der Schiffsleute war vergeblich. Da ward auf einmal geschrien: „Brandung leewärts!“ (d. i. unter'm Winde). Das war die Minute der Entscheidung. Das Schiff folgte nicht mehr dem Ruder, alle Steuerkunst war zu Schanden, mit sichtslichen Augen wurden sie in ihren Untergang hineingetrieben und standen nach wenig Augenblicken auf einem Steinfelsen fest. Sogleich auch stürzte die stürmende See in furchtbaren Wogen über das Schiff hinweg, daß der Schaum bis hoch an die Mastkörbe emporspritzte, indeß jenes durch die gewaltsamen Stöße am Boden durchlöchert wurde und voll Wasser lief. So war denn an Rettung des Schiffs nicht mehr zu denken. Dieses Unglück traf sie am 11. Mai 1783 Abends um 9 Uhr. N. und 6 Mann hingen sich nun am Besaan-Mast, da das Verdeck von der Brandung übersluthet wurde; die übrigen 8 Mann erkletterten den großen Mast. Auch hier verließ N. die Geistesgegenwart nicht. Er ermunterte drei wackere Matrosen, die Schaluppe vom Verdecke abzulösen, und die entgegengesetzten Enden der Taue wurden glücklich in die Höhe gebracht. Zwar schlug eine Sturzwelle über das Verdeck hin und schleuderte das Fahrzeug über Bord, aber mit durch die Angst verdoppelter Kraft hielt oben die Mannschaft die Taue fest. Jetzt brach das Schiff in der Mitte aus einander, der Fock- und große Mast stürzten über Bord, letzterer jedoch so glücklich, daß die 8 an ihm hängenden Seeleute zu jenen hinüberklettern konnten. Die Bewegung des Hintertheils vom Schiffe, worauf sie sich nun alle befanden, wurde immer stärker, und immer ängstlicher, auf dem schwanken Maste zu verweilen. Da war kein längeres Dau-

bern rathsam. Sie zogen die Schaluppe an ihren Tauen heran, fährten sie mühsam um, holten sie mit dem Vordertheil so weit in die Höhe, daß ein Theil des Wassers sich daraus verlief, und stiegen nun der Reihe nach hinein, indem sie das Wasser mit den Hüten ausschöpften und endlich alle Taue, die es noch am Schiffswrad festhielten, in Gottes Namen losschnitten. Glücklich erreichten sie offenes Wasser, obgleich oft ungestüme Schlagwellen das Fahrzeug fast bis zum Sinken anfüllten und der Tod alle Augenblicke drohete. Vereinter Kraft gelang es indeß, von 1 Uhr Nachts bis zum Vormittag des 12. Mai umhergetrieben, wohin Wellen und Wind wollten, endlich an der Ostspitze der Insel Anholt, unweit dem Feuerthurme, gegen 1 Uhr Nachmittags zu landen.

Mit heißglühender, dankgerührter Seele warf sich N. auf die Knie und dankte Gott für die wunderbare Erhaltung seines Lebens wie seiner Gefährten; aber desto trübere Gedanken bemächtigten sich seiner alsdann, da sein schönes gutes Schiff verloren war. Es schien ihm ein Freund abgestorben zu seyn und schmerzhaft merkwürdig blieb ihm lebenslang jener Steinfelsen, Thronsis genannt, der mitten im Fahrwasser des Cattegats liegt, an welchem es scheiterte. Und wie viel war hierdurch zugleich verloren gegangen! Zwar sein Rheeder in Stettin büßte, bei einer Versicherung von 20000 Rthlr., wenig ein, aber N. aufkeimendes Glück war völlig zertrümmert. Er führte einen Werth von 11000 holl. Gulden am Borde zu seinem Privatverkehr, die Ersparnisse der mühereichen Fahrt, und alles dieses war nun ein Raub der Wellen geworden! Von Sorge und Kummer niedergedrückt sank N. auf ein Bett in dem Häuschen neben dem Thurm, welches der Feuerinspector, seine Frau und

zwei zur Unterhaltung des Feuers erforderliche Knechte bewohnten. Im Gespräche seiner Leute mit ihnen erfuhr er, daß diese Frau eine Landsmännin, von Berlin sey, und mit Freundlichkeit bewirthete sie die Gäste überraschender Weise mit gebratenem Geflügel. Das Räthsel löste sich bald auf, da des Abends, als das Feuer auf dem Leuchthurme angezündet worden, von Zeit zu Zeit durch den hellen Schein angelockt zahlreiche Schwärme von Vögeln aller Art herbeislogen und geblendet von dem Feuer so nahe flatterten, daß sie die Flügel versengten, zu Boden fielen und leichtlich ergriffen wurden, wovon sie in den Wintermonaten Körbe voll nach Kopenhagen sendete. Nach zwei Rasttagen von den erlittenen schweren Mühen zogen sie nach dem einzigen hier vorhandenen Fischerdörfchen, wo sie aber eine wirthliche Ausnahme erst erzwingen mußten. Den 18. Mai erreichten sie Helsingör. Zur Sicherung der Asscuranzgelder unterwarfen sie sich sämmtlich daselbst einer eidlichen Vernehmung; nach empfangener Löhnung stoben N. Leute auseinander und jeder setzte, fast nackt und bloß, seine Wanderung fort. Unvergeßlich blieb N., da er sich vom Haupt bis zu Fuß neu bekleiden mußte, die Gutherzigkeit einer handelnden Jüdin, die sich lange weigerte, von einem Schiffbrüchigen die Bezahlung für ein Hemd anzunehmen.

Jetzt eilte er zu seinem Patron nach Stettin, rechnete mit ihm ab, empfing die rückständigen Gelder und ging nun nach Colberg zurück, unentschlüssig, was nun zu thun sey. Es wurden ihm mehrere Schiffe zur Führung angetragen, aber es war in jenen Zeiten dabei keine Ehre einzulegen, noch ein Vortheil abzusehen. So gab er denn in Erwägung, daß die bessere Halbschied seines Lebens bereits hinter ihm lag, das ganze Seewesen auf,

und war darauf bedacht, sich in seiner lieben Vaterstadt auf eine stille bürgerliche Nahrung mit Bierbrauen und Branntweinbrennen nach der Weise des Vaters einzurichten. Doch nach dreiviertel Jahren, als er schon allen Seegebanken längst entsagt und sein Freund und Patron Groß bereits mit Tode abgegangen war, kündigte ihm der Schwiegerjohn und Nachfolger desselben im Geschäfte, Kaufmann Boneß in Stettin, eine neue sorgenvolle Nachricht an, es sey auf ihn ein Wechsel von beinahe 3000 Rthlr., als Ersassumme für das beschädigte Schiff des Capitäns Sylva zu Lissabon, eingelauften. Wie schmerzlich überraschte dieser auf Betrug und Erdichtung sich gründende Vorfall den armen N. und schreckte ihn abermals aus seiner kaum erlangenen stillen Häuslichkeit auf, und da nun, nach seiner Hinreise nach Stettin, der Wechsel mit Protest zurückgeschickt worden war, erschien bald darauf eine Aufforderung an den Magistrat in Goldberg, daß der Schiffer Nettelbeck eine Entschädigung von dreitausend und einigen hundert Thalern zu entrichten habe, die in Rees — 300 auf einen preussischen Thaler — zu großer Verwunderung der guten Vaterstadt fast zu einer Million Rees anwuchs. Abermals rieth N. sogleich Boneß, sich auf die gerichtliche Aussage der Mannschaft in den Händen des preussischen Consuls zu Lissabon zu berufen; dieser aber versäumte es. Der Proceß ward von den Lissabonern bei dem Seegerichte zu Stettin eingeleitet, in erster und zweiter Instanz zum Vortheil für N., doch plötzlich in der dritten insofern zu seinem völligen Nachtheil entschieden, als die Schiffsrheeder zwar diese Summe zu zahlen schuldig seyen, aber wiederum Regreß an ihren Schiffer nehmen könnten. Voll Unmuth und Besorgniß wollte Nettelbeck selbst nach Lissabon

abreißen und schon waren alle Vorbereitungen dazu getroffen; da erklärten aber die drei andern reichen Schwiegersöhne des verstorbenen Groß, sämtlich Schiffer, daß sie wegen der großen Dienste und Rechtschaffenheit, welche er stets dem Schwiegervater erwiesen, nie einen Proceß oder einige Anforderung gegen ihn erheben würden. So endigte sich auch diese letzte Nachfolge seiner Seeabenteuer, der er nie gedachte, ohne den gnädigen Schutz und die Hülfe Gottes zu preisen. Von da an führte er das stille, weniger bemerkenswerthe Leben eines Landmannes und ehrsamem Colberger Pfahlbürgers, wie er sich nannte, und behauptete auch hier denselben Ruf der Redlichkeit und Treue, der ihm bisher eigen geblieben war; doch auch seinem höhern Alter sollte nochmals die Laufbahn zur rasten Thätigkeit sich eröffnen und den seemännischen Muth und Eifer in erneuerten Anspruch nehmen.

Da das erbaute Häuschen ganz zum Bierbrauen und Brantweinbrennen eingerichtet war, so erwählte er auch die väterliche Handthierung, die ihm eben sowohl zusagte als ein leidliches Auskommen darbot; doch bekennt er selbst mit aller Offenherzigkeit, daß er auch in diesem Alter noch hie und da sich von seinem Muth und Eifer zu weit treiben ließ, so daß er für einen unruhigen Kopf mitunter verschrieen wurde, dem es unter der Linie vielleicht gar ein wenig zu warm unter dem Hute geworden sey. So ritt er im December 1784 in Geschäften nach Henkenhagen, einem Dorfe, drittehalb Meilen von Colberg entlegen, längs dem Strande. Unergerlich, daß der Knecht den Gaul nicht nach seinem Sinne gestriegelt hatte und weil dieser schäumte, ritt er bei stürmischem Wetter ein Eckchen in die See hinein. Unerwartet kam eine Sturzwelle, die sich dicht vor dem Pferd donnernd und schäu-

mend brach; es bäumte sich, fiel zu Boden und kollerte bei einer folgenden Welle seeeinwärts, daß es den Grund unter seinen Füßen verlor. Glücklicher Weise rettete sich der Reiter noch durch Schwimmen, verlor jedoch Hut und Perücke, holte aber auch jenen zurück und büßte diese Unvorsichtigkeit, da er mit durchnästen Kleidern auf seinem wieder gelangtem Pferde die Reise ungehindert fortsetzte, mit einer achttägigen Unpäßlichkeit.

In dem nämlichen Winter wagte er es tollkühn, durch seinen böshaften Knecht irre geleitet, bei dichtem Schneegestöber mit einem zweispännigen Jagdschlitten über einen Steg, der nur aus zwei nebeneinander gelegten Brettern bestand, bei der Mühle zu Simögel zu fahren und wäre unfehlbar mit dem Pferde unter die nur 30 Schritte entfernten Mühlräder getrieben worden, hätte der Mühlbursche, der zufällig neben dem Wehre stand, nicht augenblicklich die Schleuße des reißenden Gewässers niedergelassen und sich schnelle Hülfe vorgefunden.

So begegnete er zu einer andern Zeit dem Kammereidiener, der, ein aufgeblasener wüster Mensch, noch dazu betrunken, einen obrigkeitlichen Auftrag ausrichten sollte und sich dabei sehr unmanierlich betrug, auf nicht ganz glimpfliche Weise und sah sich daher des andern Tages von dem dadurch beleidigten Magistrat vorgeladen. Inzwischen waren N. umsichtige Blicke auf das äußerst schadhafte Mauerwerk der Kupferschmieds-Brücke gefallen, und nach Anzeige bei dem Landrath Sehlert setzte er zugleich seinen Vorschlag ins Werk, einen Bagger-Prahm von der Solberger Münde unter der Brücke zu befestigen. Auf dem verdrießlichen Wege nach dem Rathhause bemerkte er, wie das durch den Wind hochaufgestemmte Wasser der Persante den Prahm bis dicht unter die Balken gehoben hatte



und zu befürchten stand, er möchte die ganze Brücke davon führen, und überlegte im Stillen, wie dem abzuhelpen sey. Schon begann der Termin unter heftigen Anschuldigungen Nettelbecks, als plötzlich der Stadtzimmermeister in die Rathsstube hinein stürzte und das Unglück verkündigte: die Brücke werde sogleich sammt dem Prahm davon gehen; er könne ihn mit allen Kräften nicht hervorbringen und das Wasser steige mit jeder Minute. Diese Schreckensnachricht endigte plötzlich das Protocoliren und guter Rath war theuer. Endlich wurde auch Nettelbeck darum befragt, und er erwiederte: man solle ein Loch in den Prahm bohren und ihn so weit voll Wasser laufen lassen, bis er sich hinlänglich gesenkt habe, um wieder unter der Brücke durchzugleiten. Dieses probate Mittel bewirkte aber alsbald, daß sämtliche Magistratspersonen unsern N. ohne weitere Ahndung und mit Dank entließen.

Kurz vor der Weihnachtszeit desselben Jahrs stürzte ein Glöckner, der als Kirchendiener fällige Landmiethe einfordern sollte, Abends auf dem Heimwege bei Glatteis unweit der zweiten kleinen Brücke in den Wallgraben und wurde am Nachmittag des heiligen Abends daselbst todt gefunden. Eine Menge Gasser versammelte sich, aber keiner wollte N. beistehen, vom damaligen Vorurtheile geblendet, dadurch unehrlich zu werden. Nun waren beide Bettelvoigte dazu beordert worden, aber der Eine stürzte wegen Glätte bei Altersschwäche hinab und ertrank. Noch immer wollte sich niemand von den vielen Hunderten an den wackern Nettelbeck anschließen, trotz aller Ermunterung und derber Vorwürfe, obgleich das Weihnachtsfest vor der Thür war, bis endlich sein alter Freund, der Brauer Martin Blank, sein ehemaliger Seecamerad,

von ungefähr vorbeiging und mit ihm das nicht gefahrlose Wagstück zur Ehre der Menschheit theilte.

Noch lag N. sehr am Herzen, daß sich doch sein großer König in Besitz von jener noch von keiner europäischen Macht angeeigneten Landschaft an dem Fluß Cormantin, zwischen Surinam und Berbice, setzen möchte, welche 1773 unser N., wie schon erwähnt worden, bei Gelegenheit eines empfangenen Ledes am Schiffe besucht hatte. Es könnte eine treffliche Colonie abgeben und sich Zucker, Caffee und andere Coloniewaaren darauf füglich anbauen lassen. Voll Eifer setzte er auch in Colberg seine Ideen auf das Papier und übersendete sie seinem Monarchen; aber sie fanden kein Gehör, und späterhin gründeten die Engländer auf dem nämlichen Flecke eine Niederlassung mit dem gedeiblichsten Erfolge.

Im Jahre 1787 erwies ihm die Colberger Kaufmannschaft die Ehre, ihn zum Verwandten des Seglerhauses oder Mitglied des dasigen Seegerichts zu erwählen. Da sich's in den ersten Sitzungen desselben schon ergab, daß ein Colberger Schiffer nicht einmal seinen Namen schreiben konnte, so stellte N. diese Schmach, welche auf Colberg selbst zurückfalle, so nachdrücklich vor, daß von da an beschlossen wurde, es solle, ohne zuvor ein Examen wohlbestanden zu haben, kein Schiffer oder Steuermann angenommen und vereidet werden. Um dieselbe Zeit wurde er auch vom dasigen königl. Licent-Amte zum Schiffsverweser auswählt, der sich auf die Berechnung der Trächtigkeit der Fahrzeuge verstehen soll, und wie viel Lasten sie laden und über See führen können. Auch hier legte er große Ehre ein, ob ihn gleich seine unwissenden Vorgänger böshafter Weise verleumdet hatten. Seiner Unerfrodenheit, Freimuth und Wachsamkeit

hatte es auch größtentheils die Stadt zu verdanken, daß die sogenannten Fünfzehn-Männer, ein Collegium, welches aus den angesehensten Bürgern bestand und die Gerechtsame der Bürgerschaft bei dem Magistrate zu vertreten hatte, wegen so mancher Ungebührnisse und heimlichen Practiken, die er nach vierjährigem Prozesse endlich aufdeckte, aufgelöst und an der Stelle Zehn-Männer erwählt wurden. Einer dieser Bürger-Repräsentanten wurde auch unser N., bis 1809 die neue Städteordnung eintrat.

Auch sein häusliches Leben sollte ihm manchen Kummer bereiten. In den ersten Jahren führte er die friedsamste Ehe. Von drei Kindern blieb ihm ein Sohn am Leben, der ihn in den letzten Jahren seines Seelebens als unzertrennlicher Gefährte begleitet hatte; allein ein Königsberger Hausfreund verführte die Gattin des abwesenden N. und sie ward Mutter einer Tochter. Diesmal verzieh er die Untreue; da sie aber den Treubruch wiederholte, ließ er sich von ihr scheiden. Im Jahre 1787 war sie im Elend gestorben; doch erbarmte sich N. ihrer unglücklichen Tochter, nahm sie zu sich und wollte die Verwahrlosete auf ernstem Wege ziehen, sie entzog sich aber seiner Aufsicht, schweifte in der Irre umher und bereitete ihm viele Jahre hindurch ein reiches Maas von Verdruss und Sorge. Auch der wackere Sohn, der sich dem Handelsstande gewidmet hatte, verursachte ihm großes Herzeleid, da er im J. 1793 plötzlich starb. Seines Lebens Lust und Freude ging mit ihm zu Grabe. Einsam und verlassen und oftmals von seinen Dienstboten hintergangen, heirathete er endlich 1799 eine Schifferswittwe in Stettin, die ihm fromm und wacker geschienen, aber dem Trunke sehr ergeben, bald so unfriedlich sich bewies, daß er abermals zur Scheidung schreiten mußte. Da-

durch erzeugte sich ihm fast ein Ueberdruß am Leben; gleichgültig blieb ihm aller Erwerb und fast hätte er sich einen Verschwender nennen mögen. Als Ueltester des Segelhauses hatte er daher 1793 auch sein Haus diesem zum Eigenthum vermacht, so daß oben die Versammlungen des Collegiums gehalten werden, unten aber eine bedürftige Kaufmanns-Wittwe lebenslänglich freie Wohnung finden sollte.

Doch jetzt trat die verhängnißvolle Periode ein, die in heißer Vaterlandsliebe allen häuslichen Mißmuth in den Hintergrund stellte. Der unglückliche Krieg 1806 war ausgebrochen, Magdeburg und Stettin, die beiden Herzen des preussischen Staates, gefallen. Da loberte es mächtig auf in dem patriotischen Gemüthe unsers N., daß Colberg, die zwar unbedeutendere Festung, nicht gleiche Schmach theilen dürste; hier mußten Alle für Einen und Einer für Alle kämpfen, siegen oder fallen! Noch war die entschlossene und glückliche Gegenwehr des tapfern Commandanten, Oberst von Heyden, in drei auf einander folgenden Belagerungen, in den Jahren 1758, 1760, 1761, in Jedermanns Andenken, und wie Colberg das drittemal nur durch Hunger überwältigt worden war. Auch hatte König Friedrich 1770 die Werke etwas verstärken lassen; allein 1806 sah es trübselig mit Allem aus, was zu einer tüchtigen Vertheidigung gehört. Wall und Graben waren verfallen; von Pallisaden war keine Spur; nur drei Kanonen standen auf Pavetten, alle übrigen auf dem Boden, vom Grase überwachsen; der Vertheidiger wenige und von unfriegerischer Haltung; allgemeine Entmuthigung durch die fliegenden Siege der Franzosen und der Commandant, Oberst von Loucadou ein alter abgestumpfter Mann, der seit dem baierischen Erb-



folge-Kriege, wo er ein Blockhaus gegen die Oesterreicher muthig vertheidigt hatte, außer Stand gesetzt seinen kriegerischen Ruf fester zu begründen, blind an dem alten Herkommen hangend, wenig Kraft und Entschlossenheit zeigte, zum Jammer für Alle, welche die dringende Gefahr im Anzuge erblickten, besonders für den unruhigen Nettelbeck, den man als einen der ältesten Bürger, der den 7jährigen Krieg erlebt und bei den früheren Belagerungen freiwillig Adjutanten-Dienste verrichtet hatte, zum Wortführer wählte, um sich mit dem Commandanten über die Maßregeln zur Vertheidigung des Places genauer zu verständigen. Von jeher hatte die Bürgerschaft an den kriegerischen Bewegungen Theil genommen, hatte früher den Bürgereid mit Ober- und Untergewehr schwören müssen, war in 5 Compagnien getheilt, einen Bürger-Major an der Spitze und hatte in Friedenszeiten nicht selten Thore und Posten besetzt.

Schon war ein französischer Parlamentair den 8. November erschienen, und hätte er einige hundert Mann zur Begleitung gehabt, er hätte unaufhaltsam in die Thore einziehen können. Der eifrigsten Bereitwilligkeit der Bürger setzte Loucadou desungeachtet nur ein satyrisches Lächeln entgegen, den kriegerischen Eifer derselben nannte er Spielerei, ja ihr Anerbieten durch N. bei der Instandsetzung der Festung zu einer kräftigen Gegenwehr, besonders auf den Wällen, wurde mit der Erklärung abgewiesen, er brauche die Bürgerschaft nicht. Dies erbitterte und erregte großes Mißtrauen und bewirkte einen Verein unter diesen, der auf alles, was aus- und einpassirte, ein wachsame Auge richtete. Alle Anstalten innerhalb der Festung wurden schläfrig betrieben, zur äußern Vertheidigung keine Hand angelegt. „Was außerhalb der Stadt geschieht,“ erwies

berte er, „kummert mich nicht“ und so eilten die Bürger hinaus, um eine Schanze auf dem Hohenberge, eine Viertelmeile von der Stadt, nach Nettelbeck's Erinnerung aus früherer Zeit, da sie nützlich gewesen war, wieder herzustellen. Sie kam glücklich zu Stande und Nettelbeck scheute manche Ausgabe zu dem Endzwecke nicht. Eben so eifrig kümmerte ihn, wie viele Verständige, die Anschaffung von Lebensvorräthen auf den Fall einer feindlichen Einschließung. Klug und eifrig forschte N. nach den Vorräthen der Stadt und des Landes; aber auch die deshalb vorgelegten nützlichen Papiere warf der Commandant von sich und meinte, er habe für seine Soldaten hinreichend Mehl und Brot. Gleichen Schritt hielt auch die wenige Regsamkeit des Magistrats. Schon wollte N. nach Memel zum König eilen, um ihm dieses Elend vorstellig zu machen, da langte der Kriegsrath Wiffeling von Treptow an, ein Mann, dem Kopf und Herz auf der rechten Stelle stand; er reiste mit einem gemeinschaftlich verfertigten Aufsatze zum König ab.

Unter so manchen Versprengten und Selbst-Manzionirten, die sich nach Colberg wendeten, befand sich auch der Lieutenant von Schill vom Regiment: Königin-Dräger, der schwer verwundet nicht weiter kommen konnte. Dieser einfache, bescheidene, biedere und muthige Krieger schloß sich bald an N. an und nahm sich vor, da die Erhaltung der Festung hauptsächlich auf dem Besitz des Hafens und von der behaupteten Gemeinschaft zur See mit Preussen und den Verbündeten beruhete, die Maikühle, den Schlüssel des Hafens, um jeden Preis festzuhalten. Aber zur Verschanzung dieses entscheidenden Punktes war noch keine Schaufel in Bewegung gesetzt worden, es schien die Herstellung unmöglich zu seyn. Nettelbeck trieb sogleich Tag,



löhner und Häusler zusammen, verwandte selbst gegen 400 Thaler darauf, und allmählig gedieh das Werk; auch für Löhnung und Mundvorrath der Schillschen Leute trug N. möglichst Sorge.

Wisseling kehrte zurück und die Festung ward mit großem Eifer verproviantirt; auch sendete der König in dem Hauptmann von Waldenfels, einem jungen thätigen Manne, einen Gehülfen des Obersten von Loucadou mit dem Prädicate eines Vice-Commandanten, der zwar noch nicht volle Erfahrung und Tüchtigkeit besaß, aber sich nicht ohne Kraft bewies. Der Eigensinn des Obersten setzte ihm manches Hinderniß entgegen, wie er auch den schon so namhaft ausgezeichneten Schill ungern sah. Endlich wurden bei dem Annähern der Feinde die Befestigungen auf dem Rauhenberge, jenseits Sellnow, erneuert, in dessen Angesicht die Franzosen sich schon den 1. März zeigten, indem sie einen, von dem Schillschen Corps vereitelten Versuch auf die Maikühle machten. Auch diesmal betrieb es N. auf das eifrigste, daß auf dem Damme, nächst der Ziegelscheune, eine Schanze aufgeworfen wurde, um den Feind von der Lauenburger Vorstadt in möglichster Entfernung zu halten. Tag und Nacht schanzten die Eifrigen mit ihm und vollendeten in kurzer Zeit dies Werk, ohne sich irgend einer Aufmunterung von Seiten des Commandanten erfreuen zu können. Bis zum 13. März hatte der Feind die Umzingelung der Stadt vollendet, doch kam es nicht zur völligen Einschließung. Als die Schanze auf dem Hohen-Berge von den Franzosen genommen worden, erbat sich's N. der bei dem Gefechte zugegen gewesen war, die Geliebten nach der Stadt abholen zu dürfen, und machte sich es von da an zu seinem besondern und lieben Geschäfte, den Verwundeten auf diese Weise beizustehen, und

hatte oft selbst Wagenführer seyn müssen, wenn es in ein lebhaftes Feuer hineinging und die Knechte sich aus Angst verliefen. Da den Belagerern nur zu schnell gelungen war, auch die Höhen der Altstadt zu besetzen, so machte es sich besonders nothwendig, die Ueberschwemmungen zu bewirken. Schon früher hatte sich N. selbst auf eigene Kosten um die Voranstalten hiezu Mühe gegeben, so daß leicht eine weite Fläche völlig unter Wasser gesetzt werden konnte, und um einen haltbaren Damm zur Stauung aufzuführen, mehrere hundert leere Glaslisten mit Erde füllen und neben und auf einander versenken lassen; andere Dämme waren gebessert, die Schleusen und Wasserläufe in tüchtigen Stand gesetzt; so großen Widerstand auch die Eigenthümer der Wiesen und Ländereien entgegengesetzt hatten. Leider ging aber der Commandant nicht in den Vorschlag ein, die Ueberschwemmung anzuordnen, anstatt dessen in nur zu großer Eile die Räumung und Einschüßerung der Lauenburger Vorstadt befehligt wurde.

Plötzlich kam ein französischer Parlamentair in die Stadt, und die freundliche Aufnahme, welche diesem von dem Commandanten widerfuhr und die heimliche Unterredung mit ihm in dem verriegelten Zimmer ohne irgend einen Zeugen und das aufsichtslose Umherstreifen des Gefolges in der Stadt an der Hand eines ohnedies verdächtigen Unterofficiers, erweckten neuen Argwohn der Bürger so wie insbesondere die Besorgniß Nettelbecks, der den Hauptmann von Baldenfels nicht früh genug auffinden konnte, und dies alles vermehrte noch ein plötzlicher Brand, der das Haus des Commandanten ergriff, so wie die wenigen Schildwachen umher, welche jedoch N. mit mehrern Wackern eifrigst untersuchte, einen Ueberfall in dieser Nacht befürchtend. Eiligst setzte er nun, da es ihm drin-

gende Noth zu gebieten schien, ein flehendes Schreiben an den König auf, das mit den unterstrichenen Worten endigte: „Wenn Ew. Majestät uns nicht bald einen andern und braven Commandanten zuschicken, sind wir unglücklich und verloren.“ Bald fand sich eine Gelegenheit zu seiner Absendung. Nicht lange darauf bot sich ihm, der den Verlust der Rauzenberger Schanze besonders schmerzlich empfand, Gelegenheit dar, die versammelte Bürgerschaft durch eine ungeschmückte, kräftige jedoch besänftigende Rede zu gewinnen, da sie ganz empört war über die Arretirung ihres Lieblings von Schill durch den Commandanten. Wie indeß Schills zarte Menschlichkeit die Veranlassung der Gefangensetzung war, weil er dem Obersten dringend abrieth, die Gelderborstadt nicht ohne Noth abzubrennen; so bescheiden und besonnen verhielt er sich in dem kurzen Arrest selbst, den der Commandant aus Aengstlichkeit wieder aufhob.

Da durch die Ankunft des Marschalls Mortier in Bernin die Belagerung eine ungleich ernstere Gestalt zu gewinnen drohete, erbot die Bürgerschaft nochmals dem Commandanten ihre Mitwirkung zum innern Festungsdienste, die er nothgedrungen diesmal annahm. Als aber wegen in die Stadt fallender Granaten der Commandant den Befehl gab, die Dächer mit Dünger zu belegen und das Straßenpflaster aufzureißen, äußerte N. dagegen, daß wegen der Neigung der Dächer von mehr als 45 Grad und deren leichter Constructur dies nicht viel gegen Granaten helfen werde und das aufgerissene Pflaster der ohnedies sehr engen Straßen den nothwendigen Transport bei Feuersgefahr sehr erschweren dürfte, da es doch bei allen vorigen Belagerungen nicht angewendet worden sey. Schon dies verdroß den Commandanten, aber als unter diesem

Gespräch eine Bombe kaum 20 bis 30 Schritte weit von dem zusammengetretenen Kreise auseinander sprang und der Oberst mit verwirrten Blicken stotterte: „meine Herren, wenn das so fortgeht, so werden wir doch noch müssen zu Kreuze kriechen,“ da fuhr N. in der Hize gegen ihn auf und schrie mit gezücktem Schwerte auf ihn hindeutend: „Halt! Der erste, wer es auch sey, der das verdamnte Wort wieder ausspricht von „zu Kreuze kriechen, und Uebergabe der Festung,“ der stirbt des Todes von meiner Hand!“ Nun brach auch der Commandant in Zornwuth aus. Mit Mühe wurden sie von einander getrennt und des Nachmittags gab Loucadou Befehl, ein aus dem Militair und Civil zusammengesetztes Kriegsgericht zu halten und N. des nächsten Tages auf dem Glacis der Festung zu erschießen. Da gerieth aber die ganze Bürgerschaft, die sogleich, Nettelbeck unbewußt, diesen Entschluß erfuhr, in die größte Bewegung und bedrängte das Haus des Commandanten so lange, bis dieser seinen Befehl zurücknahm.

Vorzüglich machte es sich N. zur Pflicht, die äußerst braven und oft wenig versorgten Schiffsleute in der Maifühle, die er nur seine Schiffsleute Kinder zu nennen pflegte, mit Speisen aller Art zu unterstützen, sie in dem eignen Hause bereiten zu lassen, fürzubitten, zusammen zu kaufen und hinaus zu fahren. Sie empfingen ihn auch gewöhnlich mit kriegerischer Musik und er begleitete sie in der Regel, ihnen Muth zusprechend und mit nicht eben sangreicher Kehle heitere Lieder anstimmend, indem er dabei immer ihre Verwundeten zu retten und zu verpflegen bemühet war. Dies war ihnen um so heilsamer, als die Hauptangriffe des Feindes sich nach diesem wichtigen Punkte vorzüglich hingewendet hatten.

In dieser Zeit lernte N. auch den bekannten Hauptmann Heinrich von Bülow kennen, dessen Ausbruch von Butth er dadurch ihm zum Besten in seinen nachtheiligen Folgen zu verhüten wußte, daß er seinen schmählichen Brief an den Commandanten mit dem Tintesaß begoß, als habe er die Streusandbüchse genommen.

Wieder Unmuth N. stieg auch der allgemeine Haß mehr und mehr gegen den Commandanten und doch ward eine tüchtige Führung der Festung immer nothwendiger, weil das schwere Belagerungsgeschütz im feindlichen Lager eingetroffen war. Endlich kam auch im bedenklichsten Augenblicke die ausreichende Hülfe. Eben da N. zu Anregung kräftigerer Anstalten gegen die jetzt statt findenden Vorkehrungen den Vice-Commandanten aussuchte, begegnete ihm dieser, und ihm zur Seite ein junger rüstiger Mann von edler Haltung, und wie entzückt war unser N., als er ihm als der neue Commandant, Major von Gneisenau vorgestellt wurde. Innig bewegt, heiße Thränen vergießend, fiel N. in hoher Rührung vor dem neuen Schutzgeiste auf die Knie, umklammerte ihn und rief aus: „Ich bitte Sie um Gottes Willen! Verlassen Sie uns nicht, wir wollen Sie auch nicht verlassen, so lange wir noch einen warmen Blutstropfen in uns haben; sollten auch all' unsere Häuser zu Schutthaufen werden! So denke ich nicht allein; in uns Allen lebt nur Ein Sinn und Gedanke: die Stadt darf und soll dem Feinde nicht übergeben werden!“ Freundlich hob ihn der Commandant auf und tröstete ihn: „Nein, Kinder! Ich werde euch nicht verlassen, Gott wird uns helfen!“ Sogleich bestiegen sie gemeinsam die Wälle und N. zeigte von da aus die feindlichen Stellungen und Schanzen und vor allem die Inundations-Schleuse, über

deren Leitung N. von da an völlig freie Hand erhielt. Die so verständige als herzliche Weise, mit welcher sich der neue Commandant dem Militär wie den Civilbehörden und den Bürger-Repäsentanten vorstellte, gewann ihm Aller Herzen. In der nächsten Nacht schon ward die neue Schanze am Sandwege dem Feinde genommen; aber jenem, dem Feinde bisher so behülflichen Unterofficier Reischard, der hier als Verräther gefangen genommen wurde, und den N. in der ersten Hitze niedergehauen wissen wollte, widerfuhr die humanere Behandlung der Gefängnißstrafe.

Da der Feind immer drohendere Bewegungen entwickelte und zu deren Beobachtung ein Sachkundiger auf den Thurm gestellt werden sollte, so trug auch hier N. Sorge für dazu taugliche Subjecte und brachte an dem Thurne eine Winde mit einem Kästchen an, worin Fragen und Antworten auf- und nieder befördert wurden, und eine Schildwache unten erhielt die Maschine im Gange.

Am 19. Mai zeigten sich drei englische Schiffe, die schon längst mit Sehnsucht erwartet worden waren; wegen stürmischen Wetters thaten sie verschiedene Signal-Schüsse, um die nöthigen Bootsen zu erlangen und zu erfahren, ob sie mit Sicherheit in den Hafen einlaufen könnten. Hunderte von Menschen standen am Ufer, aber die Schiffer zuckten die Achseln und wiesen auf Nettelbeck's Anregung auf die hohe See und die schäumende Brandung hinaus, es sey nicht möglich, daß ein Boot sich in solchem Wetter hinauswagen könne. „Möglich oder nicht“, rief N. mit Feuer, „es muß versucht werden! Allein ich sehe auch nicht einmal, daß das Ding so gar halssbrechend wäre. Ich will selbst hinfahren!“ Und siehe, rasch bestieg er ein Bootsen-Boot, dahin denn noch einige



Müthige folgten. Sie langten glücklich an und brachten die begleitende Brigg vor dem Hafen zu Anker und die Convoy vollends hinein in Sicherheit. Dadurch ward ihnen ein äußerst schätzbares und nothwendiges englisches Geschenk an Kriegsbedürfnissen der mannichfaltigsten Art zu Theil.

Gegen die zunehmende Thätigkeit des Feindes, der in einem großen Halbmonde umher nicht weniger als 25 große und kleine Schanzen, Batterien und Flecken zu Stande gebracht und unter einander in Verbindung gesetzt hatte, wurde nun die größte Wachsamkeit aufgeboten und die Ueberschwemmungen, nach ihrem weitesten Umfange in's Werk gesetzt, hielten den Feind in ehrerbietiger Ferne. Oeisenhaus Aufforderung, möglichst höher zu stauen, wurde von N. mit wachsendem Eifer Genüge geleistet; doch fing durch diese erneuerten Versuche die mittlere Schütte an der Stausschleufe an, bedenklich auf die Seite zu weichen. Es regnete Vorwürfe von allen Seiten; doch gab sich N. alle Mühe, dem Nachtheil einigermaßen vorzubeugen.

War übrigens die lebhafteste Beschießung der Stadt noch kein eigentliches Bombardement, so wurden doch die Beispiele von aufgehenden Brandflammen, so wie von verunglückten oder entsetzlich verstümmelten Menschen in Häusern und auf den Gassen immer häufiger. Schaarenweise irrten sie in den Straßen umher, während die feindlichen Kugeln immerdar über ihren Köpfen wegzogen und alte Männer und Frauen, Kinder, Verlassene und Kranke füllten die Luft mit ihrem Geschrei und Wimmern. Dies jammerte unsern N. und er bewirkte bei dem Commandanten, daß diese in einer Gasematte unter dem Balle, nach vorhergegangener, auch von ihm besorgter Reinigung, recht glücklich untergebracht

wurden. Dem drückenden Mangel kleiner Scheidemünze, wodurch der tägliche Verkehr sehr erschwert und die regelmäßige Zahlung der Löhnungen beinahe unmöglich gemacht wurde, half er, da zum Prägen einer Belagerungsmünze es an Vorrichtungen gebrach, durch eine ihm noch vom holländischen Amerika erinnerlich gebliebene Art von Papiergeld sehr zweckmäßig ab. Der auf die Stadt gerichtete Kugelregen stiftete oftmals Brand, und beim Zerspringen einer Bombe wurde N. Hausthür in Trümmern und dicht dahinter auf der Flur eine Bauersfrau todt geschlagen. In derselben Zeit wurde die so wichtige Wolfsschanze vom Feinde eingenommen, und vertragswidrig von ihm dabei verfabren. Allmählig wurde auch in der Festung der Mangel an Artillerie immer fühlbarer, die vorhandenen Kanonen und Mörser, nur Ausschuss, sprangen größtentheils und tödteten viele Artilleristen, an deren Stelle sich Bürgerföhne wacker einübten. Da näherte sich ein englisches Schiff der Rheede, welches eine Anzahl neuen Geschüßes sammt dazu gehöriger Munition am Bord hatte; aber in dem stürmischen Wetter unter den Wind gerathen, lief es Gefahr, zu stranden oder den Franzosen in die Hände zu fallen. Im Flug eilte N. zur Mündung; doch da abermals die Lootsen, mehr aus Besorgniß vor dem Feinde, sich ängstlich zurückzogen, wandte sich N. an ihre Frauen, und siehe, mehrere folgten ihm und glücklich wurde das Schiff in den Hafen gebracht und der Festung 45 Kanonen und Haubizen nebst Kugeln und Granaten zugeführt.

Jetzt ward auch ein Ausfall auf die nicht zu verschmerzende Wolfsschanze bei finsterner Nacht unternommen und schon stand der heldenmüthige von Waldensfels, dessen Grenadierbataillon sie verloren

hatte, auf der Höhe der feindlichen Brustwehr und munterte es, sich umkehrend, zur Nachfolge auf; da traf ihn eine Flintenkugel in die Schulter und streckte ihn entseelt zu Boden, — der bittere Verlust eines, wenn auch Loucadou gegenüber nicht immer kräftig genug handelnden, doch edlen Führers —; aber der Feind büßte noch ein Größeres, seinen Anführer, den Divisions-General Teullie ein, der an die Stelle des wieder zum Hauptheer berufenen Marschall Mortier getreten war. Die kaum von den tapfern Preußen eroberte Schanze ward jedoch von der wegen Teullies Tode nach gleicher Rache schnaubenden, neu anrückenden feindlichen Colonne wieder erobert. Mit Mühe erlangte N. des andern Tages, mit einem weißen Tuche am Rode befestigt, als Parlamentär die Vergünstigung, die umherliegenden Todten sammeln und nach der Stadt und zu Grabe bringen zu dürfen. Ein neuer Versuch wurde, vorzüglich durch das brave Bataillon von Waldensfels, gegen dieselbe Schanze unternommen, und Nettelbeck leitete hierbei das zuvor wenig Wirkung hervorbringende Feuer von der schwedischen Fregatte aus, welche bisher den Belagerten treue Unterstützung geleistet hatte; aber es war unmöglich, den Feind, trotz der beispiellosesten Anstrengungen, in seinem vortheilhaften Posten zu überwältigen, und ungleich betrübender, ja schauderhafter und erschütternder als je war es diesmal für unsern so hülfreichen Nettelbeck, die 4 — 500 auf einander geschicketen Leichen so wackerer Kämpfer zu sammeln und zu bestatten. Von da an mußte jeder Versuch aufgegeben werden, diese Schanze, welche die Franzosen nach ihrem neuen Heerführer das Fort Loison nannten, wieder zu erobern. Die Bedrängnisse der Belagerten nahmen eine immer ernstlichere Wen-

Sung und besonders war die in der Mitte der Stadt liegende, mit Kriegsgefangenen und Verwundeten angefüllte Marienkirche hart bedroht. Mehr und mehr überzeugte sich N. von Gneisenaus hohem Talent und furchtloser Unererschrockenheit, die ihn auch da nicht verließ, als vor den Füßen Beider eine Bombe zersprang. N. sollte nochmals so glücklich seyn, mit Hülfe eines Lootsen ein engl. Schiff mit neuen Vorräthen von Kanonen, Bomben u. d. d. Stadt zuzuführen, und ward vom Commandanten ins feindliche Hauptquartier nach Tramm gesendet, mit dem Anbringen, daß die Franzosen den Theil der Marienkirche wenigstens schonen möchten, in welchem ihre Landsleute lagen. Dies gewährten sie; aber unmöglich war es dem schlauen N., über die Lage der Dinge in Preußen, von deren neuesten Ereignissen ihnen gänzlich alle Nachricht fehlte, von den Franzosen irgend einen nähern Aufschluß zu erhalten, obwohl die Feinde schon wußten, daß der Friede zu Tilsit geschlossen war. Jetzt böten sie vielmehr alles auf, ehe die Kunde hievon nach Colberg gelangte, diesen Platz zu erstürmen. Die Truppen hatten sich verstärkt; und alle Bewegungen des Feindes deuteten auf einen gewaltigen Angriff, der dann auch mit der dritten Morgenstunde des 1. Julius begann.

Ein mörderisches Feuer brach von allen Seiten aus und sollte die Stadt zur Uebergabe zwingen. Das gräßlichste Schauspiel that sich auf, als wären alle Elemente gegen einander in Auf-  
 fahrt gerathen. Ueberall zerschmetterte Gewölbe, einstürzende Böden, krachende Wände und aufwirbelnde Säulen von Dampf und Feuer; die Gas-  
 sen wimmelnd von umher irrenden Flüchtlingen; Geschrei von Wehklagenden; Geschrei von Säug-

lingen und Kindern; Geschrei von Verirrten; die ihre Angehörigen in dem Gedränge verloren hatten; Geschrei der Menschen, die mit Löschung der Flammen beschäftigt waren; Geschrei der Verschmetzten; Lärm der Trommeln; Geflirr der Waffen; Rasseln der Fuhrwerke. Auch in das Mettelbeck'sche Haus war eine Bombe durch den Giebel eingeschlagen, durch zwei Böden in den Keller hinabgefahren, und hatte, indem sie platzte, sieben Orbst voll Brantwein zersprengt, die ganze Eingangstür aufgerissen und Fenster und Ziegeln sämtlich zertrümmert. Doch auch dies wurde eher verschmerzt als die betäubende Nachricht, daß das Schill'sche Corps (Schill war nicht mehr anwesend) hatte weichen müssen und 4 Uhr Morgens die Maifuhle an den Feind übergegangen war. Bald loderte auch das 6000 Fuß lange, zur Saline gehörige Gradirhaus in hellen Flammen auf. Durch den Verlust der Maifuhle war der Vertheidigung so gut als der rechte Arm abgehauen und der Hafen nicht mehr beschützt, so daß jenes englische Schiff kaum sich rettete und die Hälfte der Ladung in feindliche Hände gerieth.

Den ganzen Tag häuften sich Vermüstung auf Vermüstung, doch wurde man durch wirksame Löschanstalten des aufgehenden Feuers Meister. Der Gouvernements-Bauhof mit allen seinen brennbaren Materialien brannte nieder und größerm Schrecken sah man in der nächsten Nacht entgegen, in welcher sich die jammervollsten Scenen erneuerten, und das Geprassel einstürzender Häuser, fallender Ziegeln und klirrender Fensterscheiben, den Donner der Kanonen nicht selten überhören ließen. Mit den aber in der ringsum drohenden Gefahr erzeugte sich eine allgemeine Gleichgültigkeit bei Vielen. Anstrengung, Schlaflosigkeit, immerwähren-

die Anspannung des Gemüthes und Sorge für Weib und Kind und Eigenthum fielen auf die Weisten mit einem solchen Gewichte, daß sie in den Trümmern ihrer Wohnungen für ihre bis in den Tod ermatteten Glieder einige Ruhe suchten. Daher war es doppelt gefährlich, als nun auch das ansehnliche Rathhaus in Flammen stand und dadurch die Stadtarchive und so viel andere Sachen von Werth in der augenscheinlichsten Gefahr sich befanden, aber schlaftrunken fast niemand um das Löschen sich mehr kümmern wollte. Voll Eifer und in steigender Angst ermunterte der nachbarlich anwohnende Rettelbeck; aber kaum Einer mochte den flehenden Ermahnungen Gehör geben, ja er sah sich von einem vierschrötigen Kerl, dem er den gefüllten Löscheimer aufdrang, so damit zu Boden geschlagen, daß er fast die Besinnung verlor. Aber auch hier vergaß er das einzige Rettungsmittel nicht, eilte in das nächste Wachtthaus, und das durch Gneisenau beordnete Militär rettete endlich doch zwei Seiten des ein großes Viereck bildenden Gebäudes und fing die aus dem Stockhause in der allgemeinen Verwirrung entlaufenen und plündernden Baugesangenen wieder auf.

Auch am Morgen des 2. Julius schien das feindliche Bombardement mit fast noch verheerenderer Kraft sich zu erneuern. Noth und Elend, Jammergeschrei und Auftritte der blutigsten Art; alle aber ohne Ausnahme mehr oder weniger muthig, gaben das Beispiel einer willigen Ergebung in das unvermeidliche Schicksal und blickten vertrauensvoll auf ihren Commandanten, der so besonnen, wo es Handeln galt, so allgegenwärtig gleichsam, wo eine Gefahr nahte, und so beharrlich, wo nur die unabgespannte Kraft zum Ziele führen konnte, wie ein Schutzgeist ihnen zur Seite stand. Die



Feuer mehrten sich von allen Seiten, so daß man nicht mehr wußte, wo zuerst die Löschanstalten anzuwenden seyen. Dabei versuchte es der Feind auch von der östlichen Seite her, den Hafen zu gewinnen. Da galt es einen neuen Kampf von blutiger Entscheidung und Alles war in der lebendigsten Anspannung.

Plötzlich aber — es war 3 Uhr Nachmittags — schwieg das feindliche Geschütz aus allen feindlichen Batterien. Auf das Krachen eines Donners, wie am Tage des Weltgerichts, folgte eine lange öde Stille. Niemand begriff diesen Wechsel, dieses schauerliche Erstarren so gewaltig losgelassener Kräfte; doch da nahte ein feindlicher Parlamentär und mit ihm ein preussischer Officier, der athemlos sich mit dem Ausruf in den Kreis seiner Bekannten stürzte: „Friede! Colberg ist gerettet!“ Freudenjubiläum in Aller Herzen! Nach wenig Stunden wurden auch die Flammen glücklich gelöscht. In diesem einen seligen Augenblick war alle Noth und aller Jammer vergessen, es war ihnen, als kehrten sie von einem bösen Traum zum vollen, freudigen Bewußtseyn zurück, und Aller Blicke waren mit Rührung besonders auf Gneisenau gerichtet, dem sein König auf der Stelle durch einen höhern Militärgrad zu lohnen wußte.

Jetzt trieb es auch unsern Nettelbed verlan- gend hinaus in die Lauenburger Vorstadt, um den Gräuel der Verwüstung mit Ruß und in stiller Wehmuth zu betrachten. Fast erkannte er sein Eigenthum nicht wieder, alles war ausgewühlt und verheert, denn hier hatten sie eine Batterie von 5 Kanonen aufgerichtet. Die schönen edlen Obst- bäume, die Genossen seiner Jugend, an die er selbst in der Zeit der Noth die Art gelegt hatte, starr- ten ihn in ihren abgehauenen Stümpfen an. Es

erasing ja vielen Andern nicht besser und ungleich  
 weher wurde es ihm zu Ruche, als so manche  
 unglückliche Familien ohne bleibende Stätte um-  
 herirrten und in den Trümmern vergeblich nach  
 tauglichen Ueberresten suchten. Da fiel ihm ein  
 Hilfsmittel ein, und schnell eilte er zum menschen-  
 freundlichen Commandanten, der ihm gewährte,  
 daß diese armen Leute auf ihren Brandstätten Noth-  
 hütten bauen durften. In wenig Tagen stand  
 die neue Anlage fertig, die in ihrer äußeren Um-  
 rissen den weitgereisten Schiffer auf das lebhafteste  
 an ein früher gesehenes indianisches Dorf erinnerte.  
 Kläglich aber war auch der Hinblick auf die  
 eigene Lage. Das kleine baare Vermögen war,  
 worüber ihm oft die Freunde Vorwürfe gemacht  
 hatten, für Tagelöhner und Spenden an das brave  
 Militär, gänzlich darauf gegangen, das Haus hatte  
 durch das Bombardement bedeutend gelitten, die  
 Scheuer vor dem Thore war niedergebrannt, Gar-  
 ten und Gartenhäuschen verwüstet, und die Vor-  
 räthe seines Gewerbes sämmtlich verschwunden;  
 doch verlor er den Muth nicht, empfand dagegen  
 eine große, fast beschämende Freude, als ihm mit  
 seinem gnädigen Handschreiben seines Monarchen,  
 wegen seiner um das Beste der Stadt erworbenen  
 Verdienste, die goldene Verdienst-Medaille behän-  
 digt wurde. Gleichzeitig aber ward Gneisenau zu  
 einem noch höhern Wirkungskreis berufen. Ruh-  
 rend und ehrenvoll für ihn wie für die Bürger  
 war der Abschied dieses würdigen Helden, der  
 schon hier seine künftige Größe ahnden ließ. Zu-  
 vor bat ihn Nettelbed, er möge ihm, wie einst  
 seinem Vater der damalige wackre Commandant,  
 Oberst von der Heyden, das inständige Gesuch be-  
 willigen, daß er sein Bildniß der Stadt verehere.  
 Nach Jahresfrist langte es an und wurde in dem

Commandantur-Hause aufgehangen, und in späterer Zeit rettete es N. wieder, da es der Vernichtung nahe war. Auch setzte er späterhin, auf Anregung des Groß-Canzlers von Beyme, der einst in Colberg war, da Niemand sich bereitwillig finden wollte, dem wackern von Waldenfels auf sein Grab einen schönen achtedigen, geglätteten Denkstein, sieben Fuß hoch und beschloß einst auch darneben zu ruhen.

Schon früher hatte unser rasche N., der es nicht über sich vermochte zu verschweigen, was sein patriotisches Herz empfand, in seinem Hie und da etwas zu laut gewordenen Eifer, auch das Benehmen mancher Feigen ernstlich gerügt. Da solch ein Verhalten gewissenloser Militärs vom Munde zu Munde endlich in den kölnischen Feuerbränden zur öffentlichen Kunde gelangt war, so wurde Nettelbeck von Einem der nachfolgenden Commandanten vorgeschrieben, die Wahrheit dieser Anekdoten zu erweisen. Dies that der freimuthige Mann auf die einleuchtendste Weise, und dabei mußte es demnach auch sein Bewenden finden. Ueberhaupt entstand nach Sneisenaus Abgange zwischen dem Militär, welches noch wie im Kriege commandiren wollte, und den Bürgern, denen durch die Belagerung das Herz ein wenig groß worden war, einige Spannung; doch inanglich erfreut fühlte sich besonders die Stadt durch die königl. Huld, daß sie wegen erwiesener Tapferkeit von der allgemeinen französischen Kriegscontribution — 180,216 Rthlr. 23 Gr. 10 Pf. — freigesprochen wurde. Leider veranlaßte die im J. 1809 eingeführte neue Städteordnung in Colberg wegen Unbekanntschaft mit den bessern Einrichtungen und durch die listigsten Ränke schon bei der ersten Wahl stürmische,

immoralische Auftritte; daher ungeachtet aller Vorstellung N. die Erwählung als erster Stadtverordneter durchaus nicht annahm. Es durchkreuzten sich auch gleiche Cabalen, als nun zur Rathswahl selbst geschritten werden sollte. Rechtliche Männer wurden tumultuarisch wieder ausgestoßen und es kam sogar zum Handgemenge. Da kam entbrannt über dieses unwürdige und widerrechtliche Verhalten der thätige Bürgerfreund bei dem Könige bitzend mit dem Vorschlage ein, es möge die jezige unwürdig getroffene Wahl von ihm verworfen und in Anwesenheit einer unparteiischen Commission zu einer neuen Wahl geschritten werden. Die Belege hiefür waren so bündig, daß der gerechte Monarch alsbald dazu Anstalt traf, und als eben jene ganze Corporation, über seine Freimüthigkeit, mit welcher er den bisherigen Unfug beurtheilt hatte, erbittert ihn deshalb in Klage genommen, konnte er sie vor der Obrigkeit durch eine gnädige Antwort des Königs selbst beschämend darnieder schlagen, und wenige Tage darauf kam es unter dem königlichen Commissariat zu ernster Untersuchung und neuer ordnungsmäßiger Wahl. Alle Gutgesinnten wählten Nettelbeck zum ersten unbefoldeten Rathsherrn, und bestätigten dies bei jeder wiederholten Wahl aufs Neue, ob er auch seinem Alter nach meinte, sich zurückziehen zu müssen. Auch war ihm von dem Monarchen, da er erfahren, daß N. vor langen Jahren in wirklichem königl. Seedienst gestanden, die förmliche Erlaubniß ertheilt worden, die königl. Seeuniform zu tragen, eine Ehre, die den stets so patriotisch gesinnten alten Seemann nicht wenig erfreute.

Den 21. December desselben Jahres wollten der König und die Königin bei ihrer Rückkehr von Preußen nach Berlin in Stargard eintreffen und

dasselbst Masttag halten. Auf diese Nachricht ermunterte noch den 19. Abends der rüstige Alte eine Gesellschaft, daß doch auch von Colberg aus ein Glückwunsch dem königl. Paare dargebracht werden möchte, und da sich endlich ein Kaufmann Gölckel zur Mitreise bereit fand, wurde sogleich nach Verfluß einer Stunde die Fahrt von beiden angetreten, bei dunkler Nacht. Erst in stiller Morgendämmerung langten sie zu Stargard an; freundliche Leute, die sich eines neulichen Besuchs vom alten Nettelbeck wohl erinnerten, nahmen sie sogleich auf. Des Vormittags ward die Ankunft des hohen Paares erwartet: N. in seiner Admirals-Uniform, sein Gefährte in dem Costüme der Bürgergarde, harrten auf einer erhöhten Treppe des ersehnten Anblicks, und General von Borstell, der früher einmal in Colberg gewesen, bewirkte, daß sie in dem von Generalen, Damen und andern Staatspersonen angefüllten Zimmer der königlichen Familie vorgestellt wurden. Auf die Frage des Königs: „nicht wahr, der alte Nettelbeck aus Colberg?“ und auf die fernere Aeußerung: „die Colberger sind mir willkommen“ hielt N. eine ungeschmückte, herzliche Anrede, und der König gab der Stadt ein treffliches Zeugniß, und an das genommene Wort des Gefährten schlossen sich so manche treuherzige Versicherungen N. und huldreiche Erwiederungen des Königs, daß N. auf die Frage des Monarchen: „ob sie sonst andre Geschäfte nach Stargard führten,“ freudig erwiderte: „kein anderes Geschäft als der Auftrag der Unsrigen, und eben dadurch wird dieser Tag der glücklichste unsers Lebens.“ Gleicher Huld erfreuten sie sich auch von Seiten der Königin und ganz besonders noch Nettelbeck nach aufgehobener Tafel, an welcher er Theil genommen, so daß er, wie

wohl sich etwas kränklich fühlend, mit einem ganz besondern innern geistigen Wohlbehagen, in welchem er holländische Liedchen anzustimmen pflegte, nach Colberg zurückkehrte.

Die kleine Handthierung ward übrigens wieder angefangen und ernährte wenigstens den einzelnen Mann; doch die untreue Bedienung des durch den Krieg verschlimmerten Gesindes, das zunehmende Alter und der Gedanke an einfallende Kränklichkeit ließen ihn sein Alleinseyn immer schmerzlicher empfinden. Daher gab er endlich dem Rathe und selbst dem Vorschlage seiner Freunde Gehör und verheirathete sich im Jahr 1814 mit der früh zur Waise gewordenen Tochter eines würdigen Landpredigers in der Uckermark, die ihn durch ihre trefflichen Eigenschaften und endlich durch eine Tochter zum glücklichen Vatten und Vater noch im hohen Alter erhob. Er nahm sich das Herz, dem König um Patheustelle zu ersuchen, und dieser erlaubte dem Tausling auch, in theurerer Erinnerung, den Namen Louise zu führen. Mit den Jahren 1817 und 1818 ging jedoch sein Nahrungsverkehr wegen der Gewerbscheine zum freien Betrieb aller Handthierungen und wegen der städtischen Abgaben, gänzlich ein; und sorgenvoll trübte sich der Blick in die Zukunft. Um so mehr erkannte er es nun mit dankbarer Rührung, da er gleich nach geendigter Belagerung das Anerbieten des edeln Sneydenau, zur Schadloshaltung seiner mancherlei Einbußen eine königl. Pension zu erwirken, voll Ehrgefühl abgeschlagen hatte, daß jetzt die Huld seines guten Königs ihm einen jährlichen Gnadengehalt von 200 Thalern ansetzte, wovon auch nach seinem Tode die Hälfte auf die Wittwe übergehen sollte. Der kleinen Tochter ward zugleich zu ihrer Erziehung eine Stelle in dem Louisen-Stifte zugesichert,



ober nach ihrem und der Mutter Befinden eine Novizenstelle in dem Jungfern = Stifte zu Colberg. So war denn sein Haus wohlbestellt, und er konnte sein Haupt einst ruhig niederlegen.

Noch aber hatte sich schon weit früher, wie auch der Vorschlag wegen der Besizung am Cor- mantin bewies, sein alter Kopf mit dem Project umhergetragen, sein Vaterland durch eine Colonie jenseits dem Weltmeere zu Ruhm und Gewinn vergrößert zu sehen, und er schrieb daher an den damals ungleich bedeutender sich erhobenen Grei- senau 1814, während des entscheidenden Kampfes auf französischem Boden, Preußen möge sich als Entschädigung von Frankreich eine in Cultur ste- hende Colonie in Amerika, z. B. Cayenne mit ih- rem Zubehör auf dem festen Lande, oder Grenada mit den dazu gehörigen Grenadillen, oder Domi- nica als Eigenthum bedingen; ja er würde, falls der Vorschlag gelingen sollte, sich die Gnade er- bitten, das erste preussische Schiff selbst dorthin führen zu dürfen. Allein weise Gründe, daß Preu- ßen keine Colonie in auswärtigen Welttheilen be- sitzen und sich nicht abhängig von den Seemächten machen möge, vereitelten die Ausführung eines Projects, das aus einem patriotisch fühlenden Her- zen kam. Noch war Eins, was ihm in seinen al- ten Greisentagen den Herzensfrieden störte und mitunter die schlaflosen Nächte noch unruhiger mach- te, der sehnliche Wunsch und die innige Frage: Wann will und wird bei uns der ernstliche Wille erwachen, den afrikanischen Raubstaaten ihr schänd- liches Gewerbe zu legen, damit dem friedsamem Schiffer, der die süd-europäischen Meere unter Angst und Schrecken befährt, keine Sklavensesseln mehr drohen? Mit um so innigerm Wohlgefallen

vernahm er kurz vor seinem Tode die Kunde von dem antipiratischen Verein.

Mit 85 Jahren belastet, war sein Geist noch immer frisch und kräftig, wie in seiner glücklichsten Blüthe, wenn gleich sein Körper sichtbarer als je, (besonders im letzten Winter, zu großer Kümmerniß der Seinigen) unter dem Gewicht so vieler Jahre zusammen zu sinken drohte. Bald darauf sollte die Besorgniß nur zu wahr werden. Den 29. Januar 1824 endete der 86jährige Greis sein thatenreiches Leben. Die zahlreiche ehrenvolle Leichenbegleitung bewies, wie sehr man den Verlust des edlen Patrioten zu schätzen wußte, den eine innige Anhänglichkeit an das königliche Haus, glühender Eifer für das Wohl des Vaterlandes, helle Geistesgegenwart, feste Unererschrockenheit und müthige Ausdauer, wohl dazu berechtigten dürften, wie einst Latour d'Auvergne der erste Grenadier von Frankreich, auf gleiche Weise „der erste Bürger von Preußen“ genannt zu werden. Seine Fehler bekannte er uns selbst so offen, daß sie sich klar in der hie und da allzukühnen, unbesonnenen Wagniß, auch wohl in dem allzulauten, kräftigen Wesen und überraschen Eifer, der nicht schonend genug austrat, unverhohlen aussprechen. Vielleicht waren es diese Mängel auch neben seinen glänzenden Tugenden, welche ihm hie und da Feinde und Neider erweckten, darauf er in seiner sich selbst gesetzten Sarg-Inscription hindeutet. Sie lautet also:

Ich habe mich auf meinen Wegen

Manch harter Sturm erschreckt;

Bliß, Donner, Wind und Regen

Hat mir oft Angst erweckt.

Verfolgung, Haß und Reiben,  
 Ob ich's gleich nicht verschuld't,  
 Hab' ich doch müssen leiden  
 Und tragen mit Geduld.

Sein, der Autobiographie vorgedrucktes Bild-  
 niß in Steindruck, erinnert an die Physiognomien  
 von Trompe und Ruyter.

244

1831511552

August Dietrich, Graf Marschall, \*)

Erbmarschall von Thüringen, Großkreuz des königl. dänischen Dannebrog-Ordens &c.

geb. im Juni 1750.

gest. den 31. Januar 1824.

Schon in diesen ersten Zeilen tritt der geziemen-  
den Genauigkeit einer ausführlichen Biographie die  
Abneigung des Verstorbenen, von seiner eignen  
Person zu sprechen, störend in den Weg und er-  
laubt dem Darstellenden nur den Monat seiner Ge-  
burt, nicht aber den Tag derselben zu nennen.  
Diesen hat er sein ganzes Leben hindurch sorgfäl-  
tig verschwiegen, um seinen Angehörigen jede Feier  
desselben unmöglich zu machen, und auch sogar der  
Monat seiner Geburt ist erst vor wenig Jahren  
durch einen bloßen Zufall und zu seiner höchsten  
Unzufriedenheit entdeckt worden.

Sein Vater war Ernst Dietrich Graf Mar-  
schall, Erbmarschall von Thüringen, k. österreichi-  
scher General-Feldmarschall, wirklicher Geheimer  
Rath, Inhaber eines Infanterieregiments, Civil-  
und Militär-Gouverneur des Herzogthums Luxem-  
burg u. s. w. Von der Würde eines Erbmarschalls  
von Thüringen sey hier nur so viel bemerkt, daß  
allen historischen Nachrichten zu Folge die Mar-

---

\*) Aus den Papieren eines würdigen, nahen Freun-  
des des Verbliebenen mit dessen schätzbarer Genehmigung  
zu öffentlicher Mittheilung entlehnt.

schall'sche Familie schon unter dem Landgrafen von Thüringen, Albert dem Unartigen, Vater von Friedrich mit der gebissenen Wange, dieses Marschallamt bekleidete. Als kaiserlicher Feldmarschall zeichnete sich der Vater besonders im siebenjährigen Kriege ruhmvoll aus. Unter seine glänzendsten Thaten gehört theils die in der Geschichte jenes Kriegs höchst merkwürdige Vertheidigung von Olmütz, durch welche Friedrich der Einzige zur Aufhebung der Belagerung gezwungen wurde, theils auch die Schlacht bei Collin, in welcher er den rechten Flügel der kaiserlichen Armee commandirte und mit demselben den glorreichen Ausgang der Schlacht entschied. Seine Gattin war eine geborne Schönberg von Thammenhayn, die früher an einen Herrn von Einsiedel verheirathet war und ihm einen Sohn geboren hatte. Mit diesem Stiefbruder lebte unser Graf Dietrich in der brüderlichsten Freundschaft, so daß ihm auch jener, als er verwittwet und kinderlos starb, einen bedeutenden Theil seiner mütterlichen Erbschaft hinterließ. Von seinen zwei Brüdern und einer Schwester lebt jetzt nur noch ein Bruder, der, vormalig fürstlich primatistischer Gesandter am kaiserlichen Hofe zu Wien, von allen, die ihn kennen, wegen der Vorzüge seines Geistes und seines Characters geachtet wird.

Gern würde der Sohn sich beeifert haben, den Ruhm seiner Vorfahren und den ausgezeichneten Namen seines Vaters durch das eigene öffentliche Wirken zu vermehren; doch behinderte ihn hauptsächlich die Kränklichkeit seines Körpers, sich in ausgezeichneten Staatsämtern auf ähnliche Weise hervorzuthun. Fern von Ehrgeiz widmete er sich den Wissenschaften und begnügte sich mit der stillen Achtung seiner Mitbürger. Er erregte weder Haß noch Neid, er verdiente Freunde und hatte sie.

Seine frühere Erziehung erhielt er im väterlichen Hause durch einen Hofmeister; aber schon im 10. Jahre seines Lebens mußte er dieses verlassen und kam zugleich mit seinem Bruder unter der Aufsicht eines Hofmeisters nach Erlangen, wo er sich gegen vier Jahre aufhielt. Im J. 1763 wurde er ebenfalls mit einem Hofmeister nach Leipzig geschickt, wo er sich 3 Jahre lang mit den Vorkenntnissen der Wissenschaften vertraut machte und alsdann für hinlänglich reif erkannt wurde, die Universität zu beziehen. Der kaum sechzehnjährige Jüngling begab sich vorerst nach Straßburg, wo er hauptsächlich Mathematik, Geschichte und Diplomatie studirte; in den beiden letzten Wissenschaften waren Schöpslin und Koch seine Lehrer, deren er auch in seinen spätesten Jahren noch dankbar erwähnte. Nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt zu Straßburg kehrte er wieder nach Leipzig zurück, um sich nunmehr mit dem besondern Fache der Wissenschaften, zu dem er bestimmt war, mit dem Studium der Rechte, ernstlich zu beschäftigen. Er schien nämlich damals die sicherste Aussicht zu haben, in dem kaisert. Reichshofrath zu Wien eine Anstellung zu erhalten.

Bei seiner Ankunft in Leipzig machte er sogleich Bekanntschaft mit Gellert, an den er sehr gute Empfehlungen mitbrachte. Dieser edle Menschenfreund nahm sich seiner auf eine vorzügliche Weise an; er leitete seine Studien, wachte über seine Sitten und stand ihm überall mit Rath und That bei. Sie sahen sich nicht nur täglich in dem gemeinschaftlichen Speisehause, sondern dem jungen Freunde war auch der freie Zutritt in Gellerts Wohnung verstattet, und hierdurch knüpfte sich zwischen Beiden ein Band der Freundschaft, das auch nach vollendeter academischer Laufbahn



bis zu Gellerts Tode fortbauerte und durch häufige schriftliche Mittheilungen unterhalten wurde — eine Zuneigung, welche dem 18 bis 20jährigen Jünglinge sicher zur Ehre gereichte. Mit besonders freundschaftlicher Innigkeit schloß er sich während dieser Universitätsjahre an den nachherigen Fürsten von Hardenberg, königl. preussischen Staatskanzler, an und wie warm diese Jugendfreundschaft zwischen beiden war, konnte man auch daran erkennen, daß der Fürst noch in seinem hohen Alter niemals nach Weimar kam, ohne sogleich seinen Freund zu besuchen und mit ihm sich an die Tage ihres längst verflossenen Frühlingslebens zu erinnern.

Nachdem Graf M. etwa drei Jahre zu Leipzig die Rechtswissenschaften studirt hatte, so traf ihn gegen das Ende seines dasigen Aufenthalts der harte Schlag des Schicksals, daß er seinen würdigen Vater verlor, der im Frühling 1771 starb. Mit ihm zugleich erlosch auch für den betrübten Sohn die Hoffnung, in dem kaiserlichen Reichshofrathe angestellt zu werden. Vermuthlich, daß auch religiöse Rücksichten daran hinderlich waren. Sein Vater war, während er nach und nach die höchsten Würden des Staatsdienstes erlangt hatte, dem Glauben seiner Väter beharrlich treu geblieben und hatte diese Anhänglichkeit an die protestantische Religion auch auf seine Kinder fortgepflanzt. Anstatt also nach Wien zu gehen, kam er durch unbekannte Verhältnisse nach Wolfenbüttel, wo er als Assessor bei dem Hofgerichte angestellt wurde. Einige Jahre nachher wurde er von dem damals regierenden Herzog von Braunschweig zum Cammerherrn ernannt, und neben diesen Aemtern dirimirte er auch zwei Jahre lang, bis zu seinem Abgang von Braunschweig, das dasige französische Theater.

Während dieses Aufenthalts zu Braunschweig lebte er in traulichem Umgang mit allen damaligen, zum Theil berühmten Lehrern am Carolinum. Die vertrauesten Freunde von ihm wurden in dieser Zeit: Klopstock, Lavater und Bode, so wie Jerusalem zu Braunschweig. Mit diesen und ganz besonders mit Lessing brachte er die schönsten Stunden zu in heiterem und belehrendem Genuß. Von Lessing so innig geliebt und geachtet worden zu seyn, daß er bis zu seinem Ende einen Briefwechsel mit ihm unterhielt, war eine von den wenigen Saiten, die in den letzten Lebensjahren des Grafen M. bei der leisesten Berührung wiederklang, und wenn er sich dabei in dem Andenken an die Freundschaft jener Heroen Deutschlands gefiel, so gab zugleich jedes seiner Worte die hohe Achtung zu erkennen, die er gegen sie hegte. Auch wurde diese Achtung in späterer Zeit nicht im Geringsten geschwächt, wenn etwa Einem oder dem Andern derselben von der Bosheit oder dem Unverstande einer von den mancherlei Ekelnamen beigelegt wurde, womit, wie die Geschichte lehrt, von den ältesten Zeiten an verdienstvolle Männer in den verschiedenartigsten neuen Erfindungen verunglimpft wurden, sobald alle andere Mittel, Freunde und Bekannte oder die öffentliche Meinung von ihnen abzuziehen, vergeblich waren. Graf M. besaß jedoch einen zu ruhigen Blick, um sich durch solche Umtriebe in seinen Gesinnungen irre machen zu lassen. Weber der Ekelname eines Freigeistes in den frühern Jahren, noch der eines Jacobiners in spätern, noch der eines Demagogen in den neuern Zeiten vermochten seine einmal gefasste Freundschaft zu erschüttern, er blieb diesen Trefflichen ein unvergeßlicher Freund.

In dieser Periode seines Lebens entspann sich auch ein enges Verhältniß mit dem Herzog Ferd-

nand von Braunschweig und dem Grafen. Der hochherzige Fürst schenkte ihm sein besonderes Wohlwollen und erhielt es ihm auch nach seinem Abgang von Braunschweig. Mit ihm machte er in freimaurerischen Angelegenheiten eine Reise nach Copenhagen; doch ist der eigentliche Zweck und Erfolg derselben unbekannt geblieben. Allein späterhin, und zwar im Jahr 1780, trat er eine zweite Reise nach Copenhagen in einem sehr wichtigen Auftrage an, womit der regierende Herzog von Braunschweig ihn beehrte, und wovon hier wenigstens Einiges kürzlich zu erwähnen seyn dürfte.

In Rußland nämlich lebten damals noch die Kinder der Kaiserin Anna, die im Jahr 1740 als Schwestertochter der eben damals verstorbenen Kaiserin Anna mit ihrem kaum einige Monate alten Sohne Iwan den russischen Thron bestiegen hatte. Ihr Gemahl war Herzog Anton Ulrich von Braunschweig Wolfenbüttel. Die Revolution, durch welche diese Monarchin in einer unglücklichen Nacht des Thrones und ihrer Kinder beraubt wurde, ist bekannt. Außer dem unglücklichen Iwan, dem bestimmten Beherrscher von Rußland, waren auch noch vier oder fünf Geschwister desselben nach Schlüsselburg in Verwahrung gebracht worden. Iwan blieb daselbst bis an seinen Tod. Seine Geschwister aber wurden einige Jahre nachher von ihm getrennt und nach Cholmogory im Gouvernement Archangel auf einer Insel in der Dwina gebracht, wo sie eine lange Reihe von Jahren hindurch ein trauriges Leben führten. Endlich aber nahm sich die Königin Juliane von Dänemark ihrer an und brachte es durch ihr wiederholtes dringendes Bitten bei der Kaiserin Catharina dahin, daß diese Unglücklichen nach Dänemark gebracht werden durften. Dies war nun der Auftrag, der unserm Grafen

zu Theil wurde. Er reiste über Copenhagen, wo er noch nähere Instructionen einholte, an die russische Grenze, um daselbst diese unglücklichen Sprößlinge des braunschweigischen Fürstenhauses in Empfang zu nehmen und sie nach Horsens zu bringen, einer kleinen Stadt in Jütland, die ihnen zum Aufenthalt angewiesen war. Dieses in mancher Hinsicht schwierigen Auftrags entledigte er sich mit Umsicht und Klugheit, so daß ihm auch bei seiner Rückkehr nach Copenhagen das Großkreuz des Danebrogordens zur Belohnung ertheilt wurde. Aber sein menschlichfühlendes Herz fand auch darin eine hohe Belohnung, daß er Zeuge seyn konnte von der ersten Freude dieser unglücklichen Fürstenkinder über ihre Befreiung und besonders, wie er selbst öfters erzählte, über ihre Verpflanzung in ein milderes Klima, das sie nur durch Beschreibungen kennen gelernt hatten. Leider aber trugen sie, auch in geistiger Ausbildung sehr verabsäumt, in ihrer geschwächten Constitution den Keim des frühen Todes und endigten zu Horsens sämmtlich, eins nach dem andern, in wenig Jahren ihr elendes Daseyn.

Ungefähr ein Jahr nach dieser merkwürdigen Reise legte Graf M. alle seine Stellen und Aemter in braunschweigischen Staatsdiensten nieder und verließ für immer die Stadt und das dasige Land; doch ohne, daß wir die Gründe, welche ihn zu diesem wichtigen Schritte veranlassen mochten, näher angeben können. Nur so viel ist gewiß, daß ihm bei seinem Abgang eine nicht unbedeutende lebenslängliche Pension angeboten wurde, daß er sie aber ausschlug und auf dieser Weigerung beharrlich bestand. Er scheint seine Ehre für beleidigt gehalten zu haben und sich nicht durch Dankbarkeit einem Staate haben verpflichten wollen, den er nicht

freiwillig, sondern durch den Drang der Umstände gezwungen und mit gekränktem Herzen verließ.

Der damals ohne Zweifel sehr belastete Zustand seines Gemüths machte ihm eine Zerstreuung und Aufheiterung sowohl in geistiger als körperlicher Rücksicht zur wesentlichen Nothwendigkeit. Er glaubte diesen Zweck durch eine Reise am sichersten zu erreichen und ging deshalb durch die Schweiz nach Frankreich und Italien. Zwei Jahre hielt er sich in diesen Ländern auf, und da ihm durch seinen Stand und sein Vermögen überall der Zutritt geöffnet war, wo er Gelegenheit finden konnte, seinen Geist mannichfaltig auszubilden und durch den Umgang mit den gebildetsten Classen der dortigen Landesbewohner seine Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern, so mußte er nothwendig von dieser Reise mit der reichsten Ausbeute zurückkehren. Wie er aber überhaupt niemals von sich selbst sprach und lieber in gesellschaftlichen Vereinen durch Fragen zur Mittheilung aufforderte, so hat man ihn auch nur selten von den Ereignissen dieser zweijährigen Reise sprechen hören. Es verrieth sich jedoch in jedem Gespräch mit ihm, gleichsam wider seinen Willen, mannichfache Einsicht und Erfahrung, welche vor allem durch diese Reise einen bedeutenden Zuwachs erhalten hatten.

Nach seiner Rückkunft hielt er sich mehrere Jahre zu Altenburg auf und soll auch nicht abgeneigt gewesen seyn, seinen Wohnsitz für immer daselbst aufzuschlagen. Er änderte aber diesen Entschluß, als ihm das Rittergut zu Dörmannstedt im Weimarischen zum Kauf angeboten wurde; daselbe Dörmannstedt, das durch Wieland, seinen späteren Besitzer, so allgemein bekannt und theuer geworden ist. Von dem Abschlusse dieses Kaufs an wählte er fortwährend Weimar zu seinem Wohn-

orte. Er verband sich auch daselbst im J. 1788 mit seiner ersten Gattin aus dem elsassischen Geschlechte der Waldner von Freundstein-Coligny; aber schon im Frühling 1800 traf ihn das herbe Geschick, daß er diese seine geliebte Gemahlin durch den Tod verlor. Von mehreren mit ihr erzeugten Kindern ist nur noch ein Sohn am Leben, der als wirklicher Forstmeister in königl. sächsischen Diensten steht. Im Jahr 1803 erwählte er sich in einer Freiin von Alten aus dem Hannöverschen, deren Vater Oberst unter der hannöverschen Garde gewesen war und als Oberhauptmann — eine Civilstelle — starb, die zweite würdige Lebensgefährtin. Mit dieser durch Geist und Character ausgezeichneten Frau verlebte er den Rest seines Lebens in ruhiger Stille. Einen Sohn, den sie ihm gebor und der die Freude seines höhern Alters und das höchste Glück von den Lebenstagen seiner Gattin zu werden versprach, entriß ihnen aber schon im Knabenalter der unerbittliche Tod und an dem Herzen des Vaters nagte seitdem beständig der stille, sich höchst selten in wenig Klagetönen aussprechende Kummer über diesen Verlust.

Wie thätig er sich in seinen freimaurerischen Verbindungen erwiesen und wie er hier wesentlich bemühet gewesen sey, durch Schwärmerei, Betrug und Aberglauben herbeigeführte Mißbräuche zu tilgen, gibt unter andern auch folgende bei ähnlicher Gelegenheit ertheilte und damals hochgeachtete Erklärung offen zu erkennen: „Das Wesen der Fr. M. liegt bloß in ihren 3 Johannis-Graden und der Zweck derselben kann nur in der Beförderung des Gesamtwohls der Menschheit bestehen. Es muß eine Verbindung auf der Erde geben, die es sich zur wichtigsten Angelegenheit macht, die Moralität und den Character ihrer Mitglieder möglichst



rein zu erhalten und es einem Jeden dieser Mitglieder zur unerläßlichen Obliegenheit zu machen, über die Ehre, den guten Namen und die Wohlfahrt aller Andern, die er seine Brüder nennt, zu wachen. Es muß ihm die höchste Pflicht seyn, den Menschen aufzuklären, ihn besser und für die Menschheit nützlicher zu machen durch Liebe zur Wahrheit, durch verständige, prunklose Wohlthätigkeit und durch Gehorsam gegen die Gesetze. Abstracte Wissenschaften gehören nur für die Gelehrten, geheime Kenntnisse, wenn es überhaupt welche gibt, für einzelne Individuen; aber der große Gegenstand der Fr. M. ist Beförderung der reinen Humanität."

Wie sein Geist heil und mit mannichfachen Kenntnissen ausgerüstet war, so waren seine Sitten und seine moralischen Grundsätze tabellos, und die Vorzüge seines Characters, sein gehaltenes würdevolles Benehmen machten ihn allen, die ihn näher kannten, schätzbar. Sein wohlvollbrachtes Leben belohnte der Höchste durch ein sanftes schmerzloses Ende. Ohne es nur noch wenige Augenblicke vorher zu ahnen, ging er den 31. Januar 1824 zur Ewigkeit hinüber.

## Heinrich Callisen,

königlich dänischer Conferenzzrath, Generaldirector der chirurgischen Academie, Commandeur des Danebrogordens.

geb. den 11. Mai 1740.

gest. den 6. Februar 1824.

Ein Sohn des Predigers Johann Leonhard Callisen, zu Preetz, einem Flecken im Herzogthume Holstein, zwischen Kiel und Plön. Der Vater stammte aus der im nördlichen Theil des Herzogthums Schleswig einheimischen, früher sich Kallison schreibenden Familie, zu welcher auch die bekannten Theologen Calixtus im 17. Jahrhundert gehörten. Von elf Geschwistern, von denen aber schon drei früher starben, war Heinrich C. der vierte. Den ersten Unterricht genoß er im älterlichen Hause, wo er von verschiedenen Hauslehrern unterrichtet wurde, unter der strengen Aufsicht seines stets ernstern, aber durch Geist, Gelehrsamkeit und eine vorzügliche Gabe der Beredtsamkeit ausgezeichneten Vaters, (der mit dem nachmaligen Kanzler der Universität Göttingen, Mosheim, in Preetz auf der Predigermahl war, und diesem berühmten Kanzelredner vorgezogen wurde). Eine seltene Fertigkeit im Lateinischsprechen verdankte er besonders seinem Vater, der nur in dieser Sprache sich mit seinen Söhnen unterhielt, und einen festen frommen Sinn, der ihn sein ganzes Leben begleitete. Von seinem 13. bis 15. Jahre besuchte er, gemeinschaftlich mit seinem

Bruder Johann Leonhard, (dem nachherigen Generalsuperintendenten des Herzogthums Holstein) die Domschule in Schleswig, wo damals der bekannte Licht als Rector stand, um das, was beim Privatunterrichte nicht hinlänglich getrieben werden konnte, in seinem Wissen zu ergänzen. Als funfzehnjähriger Jüngling kam er im Jahr 1755 nach Copenhagen, um daselbst nach seines Vaters Wahl und seinem eigenen Wunsche die Chirurgie zu erlernen, die aber damals noch nicht in der ihr gebührenden Achtung stand, versehen mit manchen guten Vorkenntnissen, aber nur mit einer kleinen Baarschaft, und, da sein Vater wegen seiner zahlreichen Familie im geringen Wohlstande war, mit weniger Aussicht auf mehr als nothdürftige fernere Unterstützung vom Hause. Er wurde vom Generaldirector der Chirurgie, Simon Krüger, an den er empfohlen war, bei dem damaligen Amtschirurgen und Regimentsfeldscheer David Spierling in die Lehre gegeben, auch, nach zu der Zeit bestehender Anordnung, ins Barbieramt als Bursche eingeschrieben, und 1758 als Gesell ausgeschrieben. Da Spierling 1757 zugleich als Oberwundarzt bei dem neu errichteten Friedrichshospital angestellt worden war, so fehlte es C. schon damals nicht an Gelegenheit, Kranke und ihre Behandlung zu sehen.

Später war er so glücklich, in Krügers Haus aufgenommen zu werden, wo er, angespornt durch das Beispiel dieses ausgezeichneten Mannes, und unter seiner Anleitung sich ein Jahr lang unermüdet Tag und Nacht im Vergliedern und in der Verrichtung chirurgischer Operationen übte, auch in Krügers ausserlesener Bibliothek zuerst Geschmack an der Literatur seines Faches bekam. — Plötzlich aber wurde diese so glücklich angefangene Laufbahn

durch die Nachricht von dem Tode seines Vaters unterbrochen, und da ihm nun alle Hoffnung zu einer weiteren Unterstützung vom Hause benommen war, so mußte er auf Mittel denken, sich selbst zu ernähren. Er verließ daher zu Anfang des Jahres 1759 Copenhagen, und vermietete sich auf dem Lande in der Nähe von Helsingör bei einem Landchirurgen als Assistent für 2 Mark dänisch (etwa 8 Gr.) wöchentlich. Nach einem Jahr indessen kam er noch Copenhagen zurück, und wurde von Spierling als Compagniechirurg (damals Feldscheergesell) angenommen, mit einer monatlichen Gage von 6 Thaler, wofür er die in der Stadt zerstreut liegenden kranken Soldaten täglich besuchen und behandeln mußte. In dieser für ihn sehr drückenden Lage, wo er nicht einmal eine mäßige Mittagsmahlzeit und anständige Wohnung bezahlen konnte, sondern oft den ganzen Tag nichts als trockenes Brot genoß, und in einem elenden Keller sein Nachtquartier haben mußte, wäre er beinahe erlegen, zumal da kurz vorher auch sein Wohlthäter Krüger gestorben war; wenn nicht eine Kleinigkeit, nämlich der Umstand, daß (den 10. Dec. 1760) ein Lieutenant vom Grenadiercorps, mit dem er sprach, verlangte, daß er während der Unterredung den Hut in der Hand behalten sollte und ihm mit Fuchteln drohte, plötzlich sein Inneres aufgeregt hätte. Nachdem er stehenden Fußes seinen Abschied verlangt hatte, schilderte er dem neuen Generaldirector der Chirurgie Hennings seine unglückliche Stellung; und da dieser ihm Hülfe versprach, wenn er ohne weitere Vorbereitung das Tentamen bei'm anatomisch-chirurgischen Amphitheater nehmen könne, so unterwarf er sich diesem sogleich am folgenden Tage, und zeichnete sich in dieser Prüfung rühmlichst aus. Auf Hennings' Em-

Empfehlung wurde er nun als Oberschiffschirurg angesezt, und machte im Jahr 1761 und 1762 Streifzüge mit der zur Uebung der Seecadetten ausgehenden Fregatte in der Ost- und Nordsee. Im Herbst des letzten Jahrs wurde er auch zum königl. Pensionär des anatomischen Amphitheaters und zum Unterwundarzt des Friedrichshospitals ernannt. Hier befand er sich fünf Jahre in einer für seine weitere Ausbildung sehr günstigen Lage, indem er nicht nur täglich für die Vorlesungen des Generaldirectors zergliederte, und, weil der obgedachte Oberwundarzt Spierling die Festigkeit seiner Hand im Alter verlor, alle wichtigen Operationen in dieser großen Krankenstiftung machte, sondern auch ohne Nahrungssorgen seine medicinischen Studien fortsetzen und Vorlesungen bei der Universität hören konnte. Nach zwei Jahren, 1764, bestand er sein chirurgisches Examen; seit 1765 hielt er Vorlesungen über verschiedene Theile der Anatomie und Chirurgie; und 1766 unterwarf er sich dem examini medico. rigoroso der medicinischen Fakultät in lateinischer Sprache, welches bis dahin kein nicht als Student inscribirter Wundarzt, der nicht die in Dänemark gewöhnliche gelehrte academische Laufbahn gemacht hatte, wagte. Er eröffnete dies Examen mit einer lateinischen Rede über die mancherlei Hindernisse, die einem armen Studirenden sich auf seinem Wege entgegenstellen, und bestand dieses mit großer Auszeichnung. Dadurch nun war C's Glück gemacht.

Im Jahr 1767 konnte er, auf v. Bergers und Wohlers Empfehlung, eine Reise in's Ausland mit einem königl. Stipendio von 500 Rthlr. antreten. Auf denselben verweilte er zuerst in Leyden, nachher zwei Jahre in Paris und den übrigen durch ihre chirurgisch-medicinischen Anstalten berühmten Universi-

tätstädten Frankreichs, auch endlich noch reichlich so lange in London, und fand in den Lehrvorträgen und im Umgange mit den berühmtesten Aerzten seiner Zeit reiche Gelegenheit zur Vollendung seiner Ausbildung. Vornehmlich im theuren London reichte sein Stipendium nicht aus; aber, wie immer, unverlegen verband er sich mit einem Zahnarzt Marchetti, und durch Verfertigung und Verkauf einer eigenen Art Zahnbürsten aus den Fasern des spanischen Rohrs, vermehrte er seine Einnahme um mehr als das Doppelte, und konnte nun auch für sein Fach Instrumente und Bücher anschaffen.

Indessen erweckten in seinem Vaterlande C's von Zeit zu Zeit eingesandte geistvolle Berichte und die ausgezeichnete Art, womit fremde Gelehrte ihn aufnahmen und in ihre gelehrten Gesellschaften einführten, mehr und mehr ein lebhaftes Interesse bei allen Beschützern der Heilkunst für diesen seltenen jungen Mann, von welchem man sich den größten Nutzen für die Wissenschaften und für das Wohl seiner Mitbürger versprechen konnte. Nachdem er unvermuthet in London am 5. Febr. 1771 einen Brief vom königl. Generalitäts- und Commissariatscollegium mit der Ueberschrift: „An Heinrich Gallisen, Oberchirurg bei der dänischen Flotte und dem Seekriegshospital, auch ersten Chirurg der zweiten Division Seeleute in Copenhagen“ erhielt, kehrte er, nun sicher seines Auskommens im Vaterlande, im Juli d. J. dahin zurück, und wurde mit verdienter Achtung aufgenommen. Voll Eifer, seinen Landsleuten redende Beweise seiner durch fünfjährige Reisen geförderten Tüchtigkeit zu geben, eröffnete er noch in demselben Jahre seine Vorlesungen über Chirurgie, die er in der Folge beständig fortsetzte. Am 15. Febr. 1772 disputirte er bei der Universität für den medicinischen Doctor-



grad; seine Inauguraldisputation ist überschrieben: *De praesidii classis regiae sanitatem tuendi methodo*; welche treffliche Abhandlung er, ungeachtet seiner vielen Geschäfte, in wenigen Monaten ausarbeitete. In eben diesem Jahre ward er, in Verbindung mit einigen andern Aerzten, Stifter der königl. medicinischen Gesellschaft, die nun schon seit mehr als einem halben Jahrhundert so viel zur Förderung der Heilkunst in Dänemark beigetragen hat. Zwanzig Jahre war er Präsident derselben, und in ihren Schriften finden sich neunzehn Abhandlungen über wichtige Gegenstände von ihm, ohne die manchen ungedruckten zu rechnen, die er in dieser Gesellschaft vorlas.

Im Anfange des Jahres 1773 verheirathete er sich mit einer Tochter des Hofchirurgen Braun, Catharine Brigitte, die 1777 starb, und ihm nur eine lebende Tochter (eine nachherige Mutter von vier Enkeln) hinterließ. Auch erwarb er sich mehr und mehr das Vertrauen seiner Mitbürger als practischer Arzt, so daß seine Privatpraxis bald einen bedeutenden Umfang erhielt. Unter'm 18. Febr. 1778 erhielt G., da der Professor C. v. Berger nach Kiel versetzt ward, die Stelle eines Professors der Chirurgie bei der Copenhagener Universität, und hielt 20 Jahre daselbst Vorlesungen über diese seine Lieblingswissenschaft mit ausgezeichnetem Beifall. Im Jahre 1774 wurde er Mitglied des obersten Medicinalcollegii im Lande. In demselben Jahre stiftete er in Vereinigung mit seinem Freunde Sartorph eine Disputirgesellschaft für die medicinisch-chirurgische Jugend, welche bis 1782 fortbestand; auch wurde er Mitvorsteher der von Prof. Tode gestifteten chirurgischen Disputirgesellschaft, wo er Präses bei 67 Disputationen war. So war es sein eifriges Streben, zu wirken auf das

heranwachsende Geschlecht von Aerzten, unter welchen er namentlich in seinem Vaterlande von der Elbe bis zum Nordcap fortwährend so viele dankbare Schüler hat. Im J. 1776 erhielt er Befehl in eine Commission zu treten, die Vorschläge in Beziehung auf das eingeführte Indigenatrecht machen sollte, wie junge eingeborne Chirurgen am zweckmäßigsten gebildet würden; und daraus ging am Ende die Idee der noch bestehenden trefflich eingerichteten chirurgischen Academie zu Copenhagen hervor. 1777 erschien in der ersten Ausgabe eine Schrift, die E.'s Name in Europa allgemein bekannt und in den Annalen der Chirurgie unsterblich gemacht hat, seine *Institutiones Chirurgiae hodiernae*, an deren Verbesserung der Verfasser bis an's Ende seines Lebens arbeitete, die in vier Auflagen in der lateinischen Ursprache immer mehr vervollständigt erschien, mehrmals in's Deutsche, in's Italienische, Französische, Spanische und Russische übersetzt ist, eine Zeit lang beinahe allgemeines Lehrbuch in diesem Fache war, und mit reichen Anmerkungen ausgestattet, die um so erwünschter bei seiner gedrängten Kürze sind, für practische Chirurgen von einem Brudersohn des nun verewigten Verfassers, nach dessen Wunsch jetzt trefflich überarbeitet wird.

Am 20. März 1778 verheirathete er sich zum zweiten Mal mit Marie Amalie, geb. Walper, die ihm bis an sein Ende eine treue Gehülfin und Pflegerin war, und aus welcher Ehe noch ein Sohn und vier Töchter mit achtzehn Kindeskindern am Leben sind. 1780 wurde er Mitglied der königl. Wissenschaftsgesellschaft; 1784 wurde er zum wirklichen Justizrath ernannt. — Daß E. auf seiner glänzenden Laufbahn dem Neide nicht entgehen konnte, war natürlich. Bitter wurde er in demselben Jahre von einem Regimentschirurgen

Martini und einem Pagenhofmeister Riegels angegriffen, als wenn er als Dr. medicinae die Chirurgen in Dänemark unterdrücken wolle, für die doch keiner mehr gewirkt hatte als er. So lächerlich dies im Grunde auch war; mit so würdevoller Sanftmuth und kalter Ruhe er auch auf den ihm öffentlich gemachten Vorwurf, daß er aus dem tiefsten Dunkel eines bloßen Handarztes hervorgegangen sey; treffend erwiderte: es sey doch mehr werth, vom Dunkel aus und zum Hellen überzugehen, als im Dunkeln anzufangen, fortzuschreiten und zu endigen; so warme und lichtvolle Bertheidiger endlich E. an Abildgaard, Rahbek und späterhin zum Theil auch an Lode besaß; so wurde der daraus hervorgehende Federkrieg doch so beleidigend gegen ihn geführt, daß er beinahe den Ruf angenommen hätte, der ihm im Jahr 1787 als Generalchirurgus nach Berlin unter den vortheilhaftesten Anerbietungen ward. Allein die Liebe zum Vaterlande siegte, jene Reider mußten am Ende schweigen, und die vollendete Einrichtung der chirurgischen Academie war zuletzt die gute Folge jenes giftigen Angriffs, der auch für E. das bestätigte Versprechen seines Königs, daß, nach Henningsen's Tode, er als Generaldirector der Chirurgie succediren sollte, veranlaßte. Henningsen starb 1794; und von da an trat E., der bis dahin sein Professorat bei der Universität ohne Besoldung verwaltet hatte, in jenes ehrenvolle Amt und seine Besoldung ein. Sein Amt als Divisionschirurg und als Oberchirurg bei der Flotte und dem Seekriegshospital hatte er schon früher niedergelegt, so wie er jetzt seiner Professorstelle bei der Universität entsagte; dagegen mußte er der Direction für das Friedrichshospital beitreten, und als erster Professor der chirurgischen Academie fortwährend Vorle-

sungen halten, im Winter über Chirurgie, im Sommer über Staatsarzneikunde und zuweilen auch über das Seemedicinalwesen. Diese Geschäfte, zu denen noch so manche Nebenarbeiten als Mitdirector des Seekriegshospitals und des Assistenzhauses, als Mitglied der Regulirungscommission des Seeetats, der Quarantainecommission, der Commission für das Armenwesen und für das St. Hans Hospital, als Director der Gesellschaft zur Errettung Ertrunkener, der Commission für Vaccination, der Commission zur besseren Einrichtung der Gesundheitspolizei, des königl. medicinisch-chirurgischen Gesundheitscollegii, der Classenschen Literaturgesellschaft für Aerzte, und seine Arbeiten in manchen temporären Commissionen kamen, verwaltete er mit seltener Thätigkeit und Sorgfalt bis in sein hohes Alter. Die Vaccination hatte an ihm, sobald er seine anfänglichen Vorurtheile gegen dieselbe besiegt und sich von ihrem großen Gewinn für die Menschheit überzeugt hatte, einen der eifrigsten und thätigsten Beförderer, so daß Dänemark, nach England, wo nicht der erste, doch einer der ersten Staaten in Europa war, wo sie gesetzlich eingeführt wurde. Er schrieb eine Geschichte derselben in Dänemark seit Anfang des 19. Jahrhunderts, welche im 5. Bd. der Schriften der königl. Gesellschaft der Wissenschaften abgedruckt ist.

Erst als er 40 Jahre lang als academischer Lehrer gewirkt hatte, suchte und erhielt er die Erlaubniß, von den Vorlesungen und dem Examiniren befreit zu werden, während er das Directoriat in der Chirurgie und seine übrigen Amtsverrichtungen beibehielt. Während war sein Abschied als academischer Lehrer, da er seine letzte Vorlesung am 29. März 1805 vor etwa 400 seiner Freunde und Schüler hielt, die ihn am Schlusse mit einer

Goldmedaille beschenkten, auf deren einen Seite sein wohlgetroffenes Brustbild, auf der andern ein Eichenkranz mit der Umschrift: „Senescenti doctori discipulorum pietas“ geprägt war. In einem größeren Werke: „Physisk = mediciniske Betragtninger over Kioebenhave,“ (Physisch = medicinische Betrachtungen über Copenhagen), dessen Uebersetzung in's Deutsche ihm bis an seinen Tod ein unerfüllter Wunsch blieb, worin er auf eine höchst interessante Weise für Jedermann den reichen Schatz seiner Grundsätze und Erfahrungen, angewandt auf Localitäten der Stadt, in welcher er sein Leben zugebracht hatte, in zwei Bänden, herausgegeben 1807 und 1809, niederlegte, nahm er von der literarischen Welt in seinem sieben und sechszigsten Jahre Abschied. Aber als practischer Arzt wirkte er fort bis in sein acht und siebenzigstes Jahr. Als Greis lebte er in Ruhe, in Wohlstand, geehrt, im Schooße seiner Familie, in der Erinnerung an ein thatenvolles Leben. Von Seiten seines persönlichen Characters zeichnete sich C. durch einen hohen Grad von Biederkeit, Geradheit, Bescheidenheit; Menschenfreundlichkeit und reinen recht lebendigen Sinn für alles anerkannte Wahre und Gute aus. Die Religion galt ihm über alles; er war ein hell- und wohlthätender Christ und eben um deswillen ein abgesagter Feind von allem kopfhängerischen, pietistischen, schwärmerischen und mystischen Unwesen — ob er dieses an Freund oder Feind, Kollegen oder Fremden, Verwandten oder Andern fand. Hinsichtlich der Politik hielt er es mit der Sache der Neufranken, so lange ihm dieselbe eine reine und gute zu seyn schien; aber er hatte seine Meinung darüber schon eine geraume Zeit geändert, da man noch immer fortfuhr, in

und außerhalb Dänemark Napoleon mit einer grenzenlosen Ehrfurcht ergeben zu seyn.

Um die erfrischende Landluft zu genießen, brachte er den Sommer auf seinem Landhause Mariendahl, am Strande des Sundes gelegen, zu; aber nur den Abend und die Nacht war er dort. Jeden Morgen verließ er seine Lieblingsstelle, und man sah ihn täglich in seinem allgemein bekannten kleinen Wagen in der Hauptstadt umhersahren, um Leidenden mit Rath und Beistand zu Hülfe zu kommen. Er wurde von seinen Mitbürgern gleichsam als ein Orakel in seinem Fache angesehen. Vom königlichen Hofe an, bis zur niedern Kellerwohnung in Copenhagen, selbst von Dänemarks und Norwegens fernsten Provinzen her, wünschten schwer Kranke Rath und Hülfe von ihm; und bei bedenklichen Zufällen versäumten nicht leicht seine Mitärzte, seine auf lange Erfahrung gegründete Ansicht bis in sein höchstes Alter, als er auch ungern mehr seine Wohnung verließ, einzuziehen. Sein König hatte ihn 1802 zum Statsrath, 1809 zum Ritter vom Dannebrog, 1812 zum Conferenzrath, 1813 zum Commandeur vom Dannebrog ernannt; viele gelehrte Gesellschaften des In- und Auslandes hatten ihn zum Mitgliede und Correspondenten aufgenommen; aber eine höhere Krone, als der irdische Lorbeerkranz, winkte dem erst in den letzten Jahren Lebensmüden, in dem ihm so lieben Kreise der Seinen doch nach dem letzten Feierabend sich sehnenden Greis. Er entschlief still und sanft am 5. Febr. 1824. — Die allgemeine Achtung machte sein Leichenbegängniß sehr feierlich. Ein einfacher schwarzer Marmor, mit seinem unvergesslichen Namen, deckt in der Capelle der deutschen St. Petrikirche zu Copenhagen seine Asche. — \* 82



In Myrups Verfasserlexicon sind C. sämtliche Schriften, auch die Menge der nützlichsten Abhandlungen, die sich meist in der Sammlung der Schriften der königl. Societät der Wissenschaften und in den Verhandlungen der medicinischen Gesellschaft befinden, vollständig angezeigt. Die ausführlichste Lebensbeschreibung von ihm lieferte einer seiner dankbarsten Schüler, der verdiente Professor der Medicin J. D. Herholdt in: Lahdes Portraeter med Biographier af Danske, Norske, og Holsteenere, 1805, Hest 2. S. 1—88, worin sich auch Callisens überraschend gleichendes Brustbild befindet.

---

## M. Friedrich Siegismond Würker,

Pfarrer zu Untergreißlau, Obergreißlau, Langendorf mit  
Muttiau, Director des königl. preuß. Waisenhauses Lang-  
endorf und Ritter des rothen Adler-Ordens 3. Classe,

geb. den 17. März 1764.

gest. den 16. Februar 1824.

An seinem Beispiele wird uns kund, wie auch ein  
still segnendes Wirken, das in aller Anspruchs-  
losigkeit vor der ganzen Welt ohne Eitelkeit und  
Lohnsucht sich verborgen halten möchte, um so ge-  
flissentlicher aus dem schweigenden Dunkel zu lau-  
tere freudiger Anerkenntniß waderer Verdienste her-  
vorgehoben zu werden pflegt. Der Name Würkers  
hat sich weit verbreitet und Jedermann spricht ihn  
nur mit Hochachtung und Liebe aus. Desto weniger  
auch, so sehr die Demuth des treuen Waisen-  
vaters der Veröffentlichung widerstrebte, durfte sein  
Leben in den Darstellungen des Nekrologs für das  
Jahr 1824 fehlen. Wir geben es so, wie es uns  
eines Theils die ungeschmückte, kurze Darstellung  
eines würdigen mit ihm nahe verwandten Lehrers  
an dieser Anstalt, andern Theils die schätzbare Ab-  
handlung eines Ungenannten in Harnisch's Volks-  
schullehrer, Halle b. Anton 1824 mitgetheilt ha-  
ben. Stellen sie auch nicht das vollkommen ähn-  
liche Bild des Dahingegangenen auf, so lassen  
uns doch auch diese Umrisse schon die Größe sei-  
nes Werthes ahnen und mit Liebe auf ferne  
Zeiten festhalten das Andenken an einen wahrhaft  
edlen Menschenfreund, der seine größte Freude in

dem Glück und Heil seiner Mitlebenden, vor allem, in der sorgfältigsten Heranbildung der Nachwelt suchte, thätig bewirkte, und für dieselbe selbst sein Leben dahin gab.

Seine Aeltern waren Johann August Würker, Bürger und Strumpfhändler zu Delitzsch, wo der Sohn geboren wurde, und Johanne Dorothea geb. Bornmann, beide ebenfalls gebürtig zu Delitzsch. Ihre Ehe war mit 8 Kindern gesegnet, von welchen Friedrich Siegmund das zweite war. Die Aeltern erzogen ihn nebst noch 2 jüngern Söhnen und einer Tochter sorgfältig. In der Knabenschule seines Geburtsorts erhielt er seine erste Bildung und wurde besonders durch den damaligen Rector Berger für die höhere Schule vorbereitet. Im Jahre 1775 ging er auf die Fürstenschule nach Grimma und blieb dort 6 Jahre. Die vorzüglichsten Lehrer seiner Zeit daselbst waren: Krebs, Mücke, Hofmann, Reichard und Richter.

Den 10. April 1781 bezog er die Universität zu Leipzig und verweilte hier bis Oftern 1785. Ein junger Russe, Namens Zebrikow, war geraume Zeit sein Stubenbursche und wurde sein intimster Freund, daher er sich auch einige Kenntniß der russischen Sprache erwarb. Die damaligen Professoren, welche er in Leipzig fand: Plattner und Casar über Philosophie, Porzius über Mathematik, Sammet über Naturrecht, Burscher und Hilscher über Geschichte, Morus, Körner, Scharfenberg über Exegese &c. hörte er fleißig. Den 18. April 1785 wurde er in Dresden pro candidatura examinirt und erwarb sich im Jahr 1786 die Magisterwürde. Im Januar desselben Jahres ging er als Hauslehrer zu dem Rector an der meißner Fürstenschule, nachmaligem Professor Matthäi zu Wittenberg, und blieb in diesem Hause, bis er den 6. Decbr. 1789 sein erstes

Pfarramt in Nietdorf und Niendorf in der Inspection Dahme antrat. Im Febr. des folgenden Jahres verband er sich mit Sophie, der zweiten Tochter des Bürgers und Chirurgen Sturm in Delitzsch. Den 14. April 1793 erhielt er sein zweites Pfarramt Mügeln und Lindwerder in der Inspection Sena und wurde den 10. März 1799 nach Untergreißlau, zu welchem die Filiale Obergreißlau, Langendorf und Nuttlau gehören, versetzt. Weil es in Untergreißlau an einer Pfarrwohnung fehlte, so bezog er ungefähr ein Vierteljahr lang ein Bauernhaus, wo er sich kümmerlich behelfen mußte. Darauf erhielt er von dem damaligen Aufseher über das Langendorfer Waisenhaus, dem Salinen-Director von Hardenberg, die Erlaubniß, seine bisherige Wohnung mit einer bequemern in dieser Anstalt vertauschen zu dürfen. Von dieser Zeit an wirkte er, ob er gleich mit der Anstalt selbst in keiner äußern Beziehung weiter stand, im Stillen moralisch auf die Kinder; indem er Besseren und selbst solchen, die in der Anstalt gehaßt wurden, einen Zutritt verstattete. Im Jahr 1801 nahm er die Tochter einer Schwester seiner Gattin, Caroline Wolf aus Leipzig, jetzige Gattin des 3. Lehrers John an der Anstalt, da er selbst keine eigenen Kinder hatte, an Kindesstatt an.

Es verstrichen nun beinahe 10 Jahre, ohne daß irgend etwas Außerordentliches diesen Zeitraum seines Lebens merkwürdig machte, außer, daß er im Jahr 1806 von französischen Truppen ausgeplündert wurde, woraus er selbst wenig machte, da sein Herz nicht am Zeitlichen hing. Im Jahr 1810 aber erhielt er von dem nachfolgenden Aufseher, jetzigem Geheimen Rath und Berghauptmann von Wistleben die Aufforderung, sich der sinkenden Anstalt, die vorher größtentheils nur von Bauern



verwaltet wurde, anzunehmen. Er thats, obgleich zu der Zeit kränklich, im Vertrauen auf Gott und wurde am 2. April 1810 der Vater von 22 Waisen, 17 Knaben und 5 Mädchen. Wenige Wochen darauf, den 5. Mai feierte er das hundertjährige Stiftungsfest der Anstalt, ging am Morgen des festlichen Tages, ob gleich sehr ermattet, mit allen Waisen und Beamteten in Procession auf den Kirchhof nach Obergreißlau an das Grab des frommen Stifters, hielt dort, wegen Mangel an Kraft sitzend, eine feierliche Rede, kehrte wieder zurück und verherrlichte den festlichen Tag durch ein frohes Mal, zu welchem alle noch lebenden Verwandten des Stifters geladen wurden.

Dieser erste Gründer der frommen Anstalt aber, ein schlichter Bauersmann, hieß Christoph Buchen und wurde — so theilt uns jener brieflich Erzählende in Harnisch Volksschullehrer mit — den 27. Februar 1678 zu Langendorf von einfachen, rechtschaffenen Eltern geboren. Er diente als Knecht auf dem Klostergute zu Langendorf, wo ihn ein Pferd mit beiden Füßen so an den Leib schlug, daß er Zeitlebens etwas davon fühlte. Späterhin vermiethete er sich als Hausknecht im Schützen zu Weissenfels, und ließ sich nach einigen Jahren daselbst als Fuhrmann nieder. Als solchem begegnete ihm einst ein eigener Fall. Er war, wenn ich nicht irre, bis nach Dresden gefahren, und hatte dort so lange liegen müssen, daß seine Rechnung seine Casse überstieg. Der Wirth wollte ihn nicht fahren lassen. Er ging in den Pferdestall, und betete zu Gott, daß der ihm hülfte; und als er aus dem Stalle trat, fand er in Papier so viel Geld gewickelt, als ihm gerade Noth that. — Halte mich nicht für einen Wundersüchtigen, indem ich Dir dies erzähle; die Sache ist wahr.

scheinlich eine solche, welche man einen Zufall nennt; aber mit dem Ausdruck Zufall ist es noch nicht abgethan; denn es steht in der Bibel: „Es fällt kein Sperling vom Himmel ohne Gott.“

Obergreiflau hatte zu Buchen's Zeit das Glück, in dem M. Chryselius einen Geistlichen zu besitzen, der Spener's und Franken's Geist sich angeeignet hatte. Diesem war Buchen sehr zugethan; er ging öfters zu ihm, errichtete auf seine Veranlassung eine Casse zur Unterstützung von Nothdürftigen, sprach mit ihm über Kindererziehung, nahm selbst einige Kinder zu sich, weil er keine eigenen hatte, und gründete zuletzt das Langendorfer Waisenhaus. Den 5. Mai 1710 legte er mit einem Vermögen von 100 Gulden den Grundstein dazu, und 1712 zog er mit 4 Waisenkindern hinein. Buchen hatte das, was zur Gründung einer solchen Anstalt gehörte: unerschütterliches Gottvertrauen. Oft fehlte es bei dem Bau an Allem; die Handwerker sollten ausgezahlt werden, und es war kein Geld da; es mangelte an Brot und an Kleidung; aber je größer die Noth, desto näher war Gott. Es kam jedesmal Hülfe aus der Nähe und aus der Ferne, und so gedieh das Werk. In Chryselius hatte Buchen den treuesten Beistand; und betrachtet man die Sache genauer, so kann eben so jener als dieser zum Stifter des Waisenhauses gemacht werden. Es ist Chryselius Verdienst um so größer, da aus allen Nachrichten erhellet, wie er sich stets zurückzog, wo es auf die Ehre ankam, allein da, wo Noth am Mann war, stets vortrat.

Wie Buchen, so verleihte sich 1719 der Gärtner Dunkel mit seinem Vermögen von 1000 Gulden ganz dem Waisenhause ein, und legte den hinter dem Waisenhause am Berge sich hinziehenden Garten an. — Der Besitzer von Droisig, Graf



Hoym, setzte 1727 fest, daß jährlich von diesem Gute 100 Dresdner Scheffel Korn an das Waisenhaus verabreicht, und dafür 4 Kinder erzogen würden. Selbst aus Portugal, aus England und aus Dänemark kamen milde Beiträge an. Das Waisenhaus, von einem armen Fuhrmann gegründet, ward ein Gegenstand der Theilnahme wohlwollender Gemüther in vielen Gegenden, und die Berichte, welche von Zeit zu Zeit über alle die eingegangenen Gaben, so wie über den Fortgang des Werkes selbst mit Anführung von biblischen Sprüchen und von Liedern, die Buchen selbst gemacht, herauskamen, verbreiteten sich auch in entferntere Kreise, und wirkten zum Segen der Anstalt. Die Anstalt selbst erhielt eine Einrichtung, die man nach jetzigen Fortschritten der Bildung keinesweges billigen kann: man setzte den Kindern Candidaten der Theologie zu Hofmeistern, und legte es überhaupt auf eine lateinische Bildung an. Es standen die leiblichen und geistigen Sachen zu wenig in Berührung. Das Leibliche verwaltete Buchen, das Unterrichtswesen leitete Chrysfelius. Der Kostenaufwand für Letzteres war verhältnißmäßig zu bedeutend; denn man stellte für 20 Kinder 3 Lehrer an. Die Ursache davon war wohl die, daß man auf Pensionäre, wie beim Halischen Waisenhause, rechnete, und dabei die verschiedene Lage und die äußerlich doch verschiedenen Stifter beider Anstalten übersah. Buchen's Lebensende kam unvermuthet. Er wollte den 13. December 1729 nach Weissenfels gehen, um einige Geschäfte abzumachen, obgleich er sich nicht ganz wohl befand. Der Müller in Nuttlau, sein genauester Freund, begleitete ihn ein Stück Weges, und bald nachdem dieser ihn verlassen, rührte ihn der Schlag. Der damals lebende Herzog von Weissenfels wollte

an dieser Stelle ein Denkmal setzen, was aber unterblieben ist. Bei Buchen's Tode waren 85 Kinder im Waisenhaus, nebst 25 Erwachsenen, welche Letztere, wenn man auch die Dunkelsche Familie abrechnet, eine große Uebersahl im Verhältniß zu Erstern ausmachen. Diese Ueberladung mit Erwachsenen hat der Anstalt mannigfach geschadet. Unter den 25 Erwachsenen waren 5 Lehrer, 3 studirte und 2 unstudirte. Buchen's Nachfolger wurde der Candidat der Theologie, Johann Wilhelm Kruckenberg. Dieser starb 1741 an einem bössartigen Fieber, welches in der Anstalt herrschte. Der alte Chryselius, ein siebenzigjähriger Greis, kam während des Fiebers, woran mit Ausnahme einer Köchin alle Erwachsene krank lagen, täglich zwei- bis dreimal ins Waisenhaus, um Alles zu pflegen, und ernannte nach Kruckenberg's Tode einen Bauer Bollrath zum Vorsteher des Waisenhauses, der nach langem bescheidenem Weigern die Anstalt übernahm. Ihm folgten bis zum Jahre 1810 mehrere Bauern nach einander, unter denen die Anstalt immer tiefer und tiefer sank. Eine gewisse Aufsicht führte eine Zeit lang ein Herr von Triebel, der auf dem Langendorfer Kloster Gute ein Fräuleinstift gründete, und Pomp und Verschwendung liebte. Er feierte 1760 das 50jährige Jubiläum der Anstalt. Die Kinder wurden dazu mit blauen Tuchkleidern, die gelbe Aufschläge zierten, versehen, und gingen alle mit Kränzen auf dem Kopf, aber auch mit Ausschlag auf dem Leibe, in die Kirche. Der von Hardenberg'schen und von Wiclebenschen Oberaufsicht, welche nach Triebels Zeiten eingetreten, war zwar die Specialaufsicht der Superintenden ten von Weisensfels vorangegangen, doch hörte sie in spätern Zeiten ganz auf, da trotz derselben die Anstalt in Verfall gerathen war.















unter seiner Leitung stehende, Institut sehr drückend; denn es wurde nicht nur von bedeutenden Einquartierungen heimgesucht, sondern erlitt auch den 19. Octbr. und die darauf folgenden Tage abwechselnd von französischen und russischen Truppen Plünderung, und Erwachsene wie Kinder hatten drei Tage hindurch kein Brot. Der Schade war beträchtlich. Den 10. August 1814 hatte W. das Unglück, bei einem Ritt, zur Besichtigung der Felder des Instituts, vom Pferde zu stürzen und das Schlüsselbein zu brechen, er genas nur erst nach ungefähr 2 Monaten.

Die Regierungsveränderung im Jahr 1815 verursachte ihm Anfangs hinsichtlich des Instituts mancherlei Besorgnisse und Arbeit; doch hatte er die Freude, in der Folge alle seine Wünsche zum Besten und Gedeihen der Anstalt, von der Regierung zu Merseburg erfüllt zu sehen. Von seinem Obern geachtet und von seinen Untergebenen als Vater geehrt und geliebt, lebte er so ruhig und zufrieden, daß er manchmal äußerte, wenn er noch einmal zu leben anfangen sollte, so würde er sich gerade dieselbe Lage seines bisherigen Lebens wünschen.

Er war übrigens ein Mann mittlerer Größe, hatte schlichte, wenige gräuliche Haare, ein längliches Gesicht, einen niedergeschlagenen Blick, war in einen einfachen Rock gekleidet, etwas unsichern Ganges, das Wohlwollen sprach aus seinem Gesicht und in Reden bediente er sich gleichartiger einfacher Wortfügungen.

Er glänzte nicht durch Anstand, Gefälligkeit, Gewandtheit und Geist; ein einfacher, schlichter Mann von gesundem Menschenverstand, folgte er dem gutem Zuge seiner Zeit, sich mehr hingebend als ihn selber bildend. Er urtheilte über alle Lebens-

verhältnisse sehr richtig, that seinen Behörden oft sehr zweckmäßige Vorschläge, trat aber nie aus seinem amtlichen Kreise heraus, und konnte, weil seine Natur mehr empfangend als bildend war, nicht füglich und mochte noch weniger Schriftsteller werden. Als Geistlicher zeichnete er sich nicht durch Kanzelberedtsamkeit aus, und dies konnte in den letzten 10 Jahren um so weniger der Fall seyn, als ihm sein Vorsteheramt beim Waisenhause fast alle Zeit wegnahm. Er redete aber desto einfacher und herzlicher zu seinen Gemeinden, und hatte durch seine frühere Amtsführung, in der er alle Zeit auf seinen geistlichen Beruf verwandte, sich, man möchte sagen, so vor- und eingearbeitet, daß er mit Segen ohne besondere Vorbereitung predigte. Als Seelsorger leistete er so viel, daß er hierin noch vielen Geistlichen, die nur ihr Pfarramt zu verwalten haben, als Muster aufgestellt werden konnte; und das will um so mehr sagen, da seine Gemeinde nicht klein war. Besonders sorgte er für die Kranken, und brachte ihnen mit Gottes Wort zugleich Arznei. Der Waisenhausarzt Dr. Randhan ging mit ihm zu den Kranken, in eigenem Wohlwollen und aus Liebe zu Würker. Dieser bezahlte die Arzneien. Wohlzuthun und Freude zu machen, war sein Hauptbestreben; und er konnte diesem seinem Herzensdrange in seiner Lage folgen. Er schloß in sein Wohlwollen nicht engherzig die Seinigen bloß ein. Es ist wohl so leicht Keiner beim Waisenhause, der ihm nicht dies und jenes verdankte. Die Schonung, die Rücksicht und das Wohlwollen, was er gegen Einzelne übte, könnte man in gewissen Beziehungen eher zu groß als zu klein nennen. Man könnte hier mehrere Züge von seiner Wohlthätigkeit anführen, wenn dies nicht zu weitläufig wäre. Nur zweier

werde hier erwähnt. Im Jahre 1818 brannte ein Tagelöhner in Langendorf ab. Einige Zeit darauf bemerkte Würker auf seinem Kirchwege am Sonntage, daß einige Leute beschäftigt waren, eine Mauer zum neuen Hause aufzuführen. Er ging zu einem davon, und sagte zu ihm: „Ei, ei, das ist doch nicht recht, daß ihr heute hier arbeitet.“ — „Ja, Herr Magister, es ist ein Liebesdienst. Ich bin Tagelöhner, der auch; an den Alttagen kann ich ihm nicht helfen, da muß ich mein Brot verdienen.“ — Würker griff in die Tasche, gab dem Abgebrannten schweigend drei Thaler, und ging nach Hause, ohne einem etwas davon zu sagen. —

Ein Mädchen in Obergreißlau, dem wegen eines Knochenfraßes der eine Fuß abgenommen war, unterhielt er 2½ Jahr, bezahlte für sie alle Arzneien, und verband sie während dieser Zeit täglich. Noch den Sonntag vor seinem Tode verband er eine arme Bauerfrau, die an gleicher Krankheit darniederlag und seit Jahresfrist von ihm unterstützt wurde; aber Niemand, auch seine Verwandten erfuhren nie durch ihn eine seiner vielen wohlthätigen Handlungen.

Im Unterrichtsfache war Würker mit dem, was seit Pestalozzi darin geleistet, nicht vollständig bekannt; er wollte sich frei halten von jeder Schule, nahm das Gute, wie er es kannte, eben fand und brauchte. Darum ist es ganz falsch, ihn mit Pestalozzi irgend zu vergleichen; Würker war für die Welt außer seiner Gemeinde und seinem Waisenhause fast nichts, darin aber sehr viel; Pestalozzi ist unendlich viel in dem Kreise außer Thoren geworden; in seinen Anstalten konnten seine eigenen Ideen aber am wenigsten allseitig ausgeführt wer-





seiner menschenfreundlichen Thätigkeit und seiner wahrhaft väterlichen Liebe."

Wer je selbst in Erziehungsanstalten gelebt hat, der wird es wissen, was es heißt, fremden Kindern Vater zu seyn. Es gibt Erziehungsanstalten, in denen nur 4 bis 8 Kinder sind, wovon für jedes 400 Rthlr. und darüber bezahlt wird; und dennoch geht den Kindern ein Vater ab. Dagegen hatten die 160 Kinder in Langendorf, was auch gewiß wohl Alle anerkennen werden, die seit Würker's Leitung im Langendorfer Waisenhaus erzogen wurden, in ihm einen Vater. Alle nannten ihn Vater, und Alle ehrten und liebten ihn als solchen. Jeder Zögling konnte in jeder Noth ihm sein Herz ausschütten, dem es treue Sorge war, daß er das zerbrochene Rohr nicht zerbrach, den glimmenden Docht nicht auslöschte, sondern jenes verband, diesen mit Del trankte. Die Liebe und das Vertrauen der Kinder dieses Instituts besaß er aber auch im höchsten Grade und verstand es vollkommen, beides sich schnell zu erwerben. Einst brachte eine Mutter ihr achtjähriges Söhnchen in die Anstalt. Würker empfing es mit gewohnter Liebe und Freundlichkeit. Der Mutter wurde der Abschied von ihrem Sohn sehr schwer, sie weinte bitterlich. Der Knabe aber blieb ruhig und sagte „Mutter ist Dir bange? mir nicht,“ begleitete sie bis ans Thor und ging leichten Muthes wieder zurück zu seinem nunmehrigen Vater. Seine Stube ward vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht leer von Kindern. Zwei bis drei Knaben halfen ihm bei seinen Arbeiten, andere kamen, um dieses und jenes zu fragen und Rath bei ihm zu holen. War er frei von Geschäften, dann saßen immer eins oder zwei von den Kleinsten auf seinem Schooße, andere hielten ihn umlagert, und

es begann eine Unterhaltung, wie man sie sich nur immer zwischen einem Vater und seinen Kindern denken kann.

Für eine hohe Strafe wurde es unter den Böglingen gehalten, auf ein oder mehrere Tage aus seiner Stube verbannt zu werden, doch waren Strafen der Art, besonders körperliche Züchtigungen, welche letztere er überhaupt nur bei anhaltender Trägheit und offener Widerseßlichkeit anzuwenden für zweckmäßig hielt, selten bei ihm. Ein Wort, eine Miene, waren in den meisten Fällen schon hinreichend, den Fehlenden von seinem Irrthume zu überzeugen und ein Händedruck von ihm der höchste Lohn für den, der seine Pflicht gethan. Des Sonntags besuchten ihn gewöhnlich die aus der Anstalt entlassenen und in der Nähe in Lehre oder Diensten stehenden Kinder, Festtags auch entferntere und es gewährte ihm nach seinen zwei Predigten und einer Nachmittagsbetstunde, welche er in seiner Parochie jeden Sonn- und Festtag zu halten hatte, Erholung, sich mit ihnen zu unterhalten und mancher der Böglinge, dem sein Loos nicht aufs Lieblichste gefallen, ging, war väterliche Liebe zu schwach ihm zu helfen, wenigstens getröstet und gestärkt von hinnen. Selbst in der Fremde vergaßen gewesene Böglinge ihn selten und hin und wieder erhielt er Briefe von ihnen, die aber auch nie von ihm unbeantwortet blieben. Ja, einer unter ihnen, der durch schweres Verschulden sich unglücklich gemacht und sein Vergehen in einer Strafanstalt büßen mußte, schrieb sogar von da aus noch an ihn, und seinem, mit gottähnlicher Liebe erfüllten Herzen schien es nicht zu niedrig, ihm auch dorthin ernst und freundlich zu antworten. Er stand des Nachts, sogar vom eigenen Krankenslager, auf und ging in die 5 Minuten entfernte

Mädchenanstalt, zu den Kranken; er wachte bei schweren Kranken selbst, und richtete seine Liebe besonders auf die, welche derselben am wenigsten würdig, aber darum gerade am meisten bedürftig waren. Er hatte das große Wort aufgefaßt: „ich bin zu den verlorenen Schaaßen in Israel gefandt.“ — Selbst solcher Böglinge nahm er sich noch väterlich an, die aus der Lehre wegge laufen waren, oder die sonst sich schlecht nach dem Austritt aus der Anstalt benommen hatten. Er äußerte darüber, man könne nicht wissen, wann ihre Besserung beginne, und müsse deshalb stets zur Handreichung bereit seyn. Oft ist es ihm zum Vorwurf gemacht worden, daß er nicht streng genug gegen die Kinder wäre, und daß sie es deshalb überall so gut verlangten. Die Vorwürfe waren aber ungerecht; denn er hielt jedesmal darauf, daß sich die Böglinge aller Zucht ihrer Meister und Herren unterwarfen. Bei Gelegenheit, daß ein ehemaliger Bögling vom Waisenhause allerlei schlechte Streiche gemacht hatte, äußerte er: „Wir haben uns dessen nicht zu schämen, denn es ist bei Waisenhäusern nicht davon die Rede, welches keine schlechte Böglinge hat, sondern welches die wenigsten. — Es gibt Kinder, bei denen weder die Liebe noch die Strafe hilft, und darum haben auch beide Arten von Erziehern Recht: die, welche Alles mit der Liebe, und die, welche Alles mit der Schärfe des Schwertes bewirken wollen.“ Es ward ihm darauf entgegnet, daß wohl die richtige Verbindung von Hart und Weich, von Bitter und Süß überall der rechte Ton in der Erziehung sey, was er auch bejahete.

Bei einer andern Gelegenheit, als zwei reisende junge Pädagogen sich darüber geäußert hatten, daß in Langendorf nicht Uebereinstimmung in





nicht selten der leibliche Arzt seiner Gemeinde. Der Arzneiwissenschaft selbst etwas kundig hatte er stets seine kleine Hausapotheke im Waisenhaus und heilte sogar Krankheiten ohne Zuziehung des Arztes, die man für gefährlich hielt, z. B. die häutige Bräune.

Doch wir kommen darauf zurück, daß Würker wirklich der Vater der Waisenkinder war. Erleichtert wurde ihm diese seine Pflicht dadurch, daß er selbst keine Kinder hatte; aber solche Leute, die selbst keine Kinder haben, pflegen auch häufig die kindliche Sprache am wenigsten zu verstehen; oder sie ermüden leicht, und fangen an über Undankbarkeit zu klagen, um damit ihre Lässigkeit und ihren Haß zu entschuldigen. Würker stand auf dem Standpunkte, daß er keinen Dank verlangte, Undankbarkeit nicht achtete. Manche erwachsene Zöglinge liebten bei ihm und zahlten nicht wieder; und doch lieb er von Neuem. Als Einer einst einen Theil wieder abzahlte, freute er sich kindlich über das Worthalten.

Die Väter der Waisenhäuser haben bei einer Masse von vielen Kindern fast tagtäglich unangenehme Vorfälle; bald hat dieser Knabe dies, bald jener jenes gethan: darum werden sie leicht, wie die Aerzte in den Krankenhäusern, hart. Davon war keine Spur bei Würker. Wir wollen ihn deshalb auch nicht vergöttern, es war seine Natur ebenso; aber sagen müssen wir es abermals: er war ein Waisenvater, wie man selten einen trifft.

Für Brüderwohl lebte er, und für Brüderwohl starb er auch. Die wahrscheinliche äußere Veranlassung seines Todes ist folgende: Im Januar 1824 wurden aus der Strafanstalt von Groß-Salza 5 Kinder ins Langendorfer Waisenhaus versetzt,

die bald zeigten, in welchen schlechten Umgebungen sie aufgewachsen waren. Würker, als Vorsteher der Anstalt, nahm sie mit der größten Liebe auf, und bat alle Lehrer, sie ja mit Liebe zu behandeln, weil dies bei so verwahrloseten Kindern, die alle Strenge im höchsten Grade erfahren, nur das einzige Mittel der Besserung sey. Als einige hart klagten, sagte er: „Gerade für solche Verdorbene ist unsere Anstalt; die Kranken bedürfen des Arztes und nicht die Gesunden!“

Einige Wochen nach der Versetzung dieser fünf Kinder liefen zwei davon, ohne alle äußere Veranlassung. Ein reitender Bote aber holte sie bald wieder ein. Würker nahm sie so wieder auf, wie der Vater seinen verlorenen Sohn; nur ein Lehrer züchtigte sie wider seinen Willen. Weder die Liebe noch die Züchtigung hatten gewirkt; die zwei Knaben ließen es gegen die andern verlauten, daß sie künftig es würden klüger anfangen, wenn sie wieder wegliefen. Dies geschah auch den 15. Februar 1824. Gegen Abend schickte Würker einige Knaben in das benachbarte Holz, weil er vermuthete, die Entlaufenen hätten sich dort versteckt, um erst in der Nacht die Reise anzutreten. Sie kehrten unverrichteter Sache zurück. Wahrscheinlich hat er sich in der Nacht oder am Morgen unbemerkt, da nur sein Pflegesohn von 13 Jahren mit ihm in seinem Zimmer schlief, aufgemacht, um vielleicht die Entflohenen zu finden. Man fand ihn den 16. Februar des Morgens vor 7 Uhr todt im Greisfelbach, völlig angezogen und mit allen den Sachen versehen, die er gewöhnlich bei sich trug. Der Körper war unversehrt; nur eine kleine Verletzung, wie wenn es eine Streifung am Gesträuch gewesen sey, fand sich bei der linken Schläfe. Er war





Ferne kannte ihn, und die Führer der Völker sahen auf ihn mit Wohlgefallen. Aber er lebte nur für seine Heerde. Er führte sie auf frische Auen, er tränkte sie mit lebendigem Wasser, er schützte sie gegen die Stürme aus den Meeren, er vertheidigte sie gegen die Wölfe der Wüste. Und wenn die heißen Mittagsstrahlen auf die Auen schienen, so ruhten die Lämmer im Schatten zu seinen Füßen, die kleinen zunächst, alle den Kopf auf den liebenden Hirten gerichtet. Wenn ein Lamm sich verirrt, so suchte er es; wenn es sich im Gesträuch verstrickt hatte, so machte er es los.

„Lange erhalte Gott den Hirten Sofala's!“ so sagte Alt und Jung, so erscholl es von nah und von fern. Allein den die Welt nicht beneidet, den beneidet die Natur; damit sie bezeuge, daß Adam's Fall auch sie von Gott entfernt, und damit sie sich für Adam's Sünde an Adam's Kindern räche. Zwei Lämmer von Urkeros's Heerde waren verirrt, und als einladend der Mond schien und Urkeros's Herz sich nach den Verirrten sehnte, da ergriff er in der Mitte der Nacht seinen Wanderstab, um sie zu suchen. Es schien ihm, als höre er sie rufen; es waren aber nur die Stimmen der Liebe in seinem Innern. Und als er die Gesträuche durchsucht und nicht die Verirrten gefunden, da kehrte er traurig heim. Täuschend schien der Mond auf die Sträucher, schlängelnd wälzte der Bach Gruseli vor steilen Rändern trügerisch seine geringen Fluthen vorbei, die geraden Wege verachtend. Die Natur ist böß' in der Nacht; Urkeros sinkt in Gruseli's Fluthen; Sofala's Heerden sind verlassen. Die Verirrten kehren zurück, der Bach wälzt seine Wogen nach wie vor, aber

ach! Urkeros weidet nicht mehr an demselben seine Lämmer.

Der Wanderer verweilt bei der Stätte, und starret trübsinnig in die Fluthen hinab; der Unweise fragt: „Warum denn also?“ — Der Weise spricht: „es ist das schönste Ende, mitten in seinem Berufe sterben;“ — der Christ begnügt sich mit dem: „was Gott thut, das ist wohlgethan;“ und bedenkt, daß des Herren Wege unerforschlich sind. „Du bist über wenig getreu gewesen; ich will dich über viel sehen; gehe ein zu deines Herren Freude!“ —

Als er den 19. Februar auf dem Kirchhofe zu Langendorf beerdigt wurde, gerade beim Aufgang der Sonne, so sangen die Kinder, so weit es Thränen und Schluchzen erlaubten, gewiß alle aus dem Herzen:

„Unerforschlich ist dein Rath,  
Gott, wir beten an und schweigen.  
Ihn, der uns der Tugend Pfad  
Pfl egte liebevoll zu zeigen,  
Unsern Vater nahmst du, Gott,  
Von uns weg; ach, er ist todt!

Sein Gedächtniß bleib' uns werth,  
Unvergesslich seine Liebe;  
Ja, was er uns hier gelehrt,  
Wollen wir mit reinem Triebe  
Immer üben. Gott, gib du  
Seiner Asche sanfte Ruh'!“

Am Grabe hielt der Superintendent Schmidt aus Weissenfels eine passende Rede, nachdem die Seminaristen aus Weissenfels mit ihren Lehrern













































## Carl Ferdinand Suadicani,

Königl. dänischer Etatsrath, Doctor der Medicin, Leib-  
arzt des Landgrafen Carl von Hessen, Physicus der  
Stadt Schleswig und des Amtes Gottorf, Ritter vom  
Danebrog.

geb. den 17. December 1753.

gest. den 22. Februar 1824.

Er ward geboren in Preez, im Herzogthum Hol-  
stein, wo sein Vater Rudolf Ferdinand Suadicani  
(verheirathet mit Margaretha Dorothea Christiane  
geb. Lucas aus Preez) Arzt und Apotheker war.  
Sein Großvater, eines Rectors Sohn aus Lauffen  
bei Nürnberg, war im Jahr 1710 aus seinem Ge-  
burtsorte als Provisor in die Preezer Apotheke  
gekommen, deren Besitzer er späterhin wurde. Nach-  
dem unser Suadicani, nach frommer Väter Weise,  
streng und gottesfürchtig erzogen, den Schulunter-  
richt seines Geburtsorts fleißig benutzt hatte, wurde  
er nach der Confirmation in seinem 16. Jahre zum  
Rector Dunkel in Kiel in Pension gegeben, um sich  
durch dessen Unterricht auf die Universität vorzubere-  
iten. Er muß ungewöhnliche Fähigkeiten ent-  
wickelt haben, weil er schon Michaelis 1770 in dem  
für damalige Sitte noch frühen Alter von 17 Jah-  
ren, als Studiosus der Medicin in Kiel immatri-  
culirt wurde. Hier hörte er Kannegießer, Strube,  
Adermann und Kerstens, wohnte mit Georg Hein-  
rich Weber (dem jetzigen Etatsrath und Professor  
Weber in Kiel) auf einer Stube, und blieb auch,

als er 1772 Kiel mit Göttingen vertauschte, wo er unter Richter d. ä., Vogel, Matthia, Murran, Wisberg und Richter d. j. 2 Jahre studirte, dessen treuer Freund. In Göttingen promovirte er 1774. Mancher Zug des kecken Jugendmuthes aus diesen goldenen Tagen des academischen Treibens lebt noch in dem Munde seiner Mitgenossen und Freunde, doch keiner, dessen sich auch der Greis zu schämen hätte. Manche zu wilde Ranke der üppig wuchernden Kraft hat der weise Gärtner des Lebens beschnitten, auf daß der Baum Blüthen tragen könne und Frucht.

Im Jahr 1774 kehrte Suabiciani in seinen Geburtsort Preez zurück, um dort seine Kunst einzund auszuüben. Aber, sey es, daß er sich hier in das bürgerliche Leben mit all' seinen Ecken und Haken noch nicht finden konnte, fügen mochte, sey es, daß er als ein Jünger askulapischer Kunst noch kein Zutrauen fand, oder das bekannte Sprüchwort von den Propheten im Vaterlande mit bestätigen sollte, — es wollte in Preez nicht gehen und er folgte im Jahr 1778 einem Rufe als zweiter Arzt nach Glückstadt, der ihm doppelt heilbringend wurde, indem er hier 1780 in der Tochter des Oberschwalters Wiebel, Maria, welche von allen, die sie gekannt haben, als ein Muster in den stillen Tugenden der Häuslichkeit gepriesen wird, eine treue Lebensgefährtin fand. 1782 endlich wurde er in einen, seinen Kräften und Wünschen angemessenen Wirkungskreis versetzt, indem er das Physicat Segeberg, zu welchem damals auch Idesloe, Neumünster, Bramstedt gehörte, und mit diesem eine sehr ausgebreitete Praxis erhielt, in welcher er sich bald den Ruf ausgezeichneten Geschicklichkeit erwarb und reiche Erfahrungen zu sammeln Gelegenheit hatte.







tagen zogen als finstre Schatten durch die Nebel seiner kranken Phantasie, bis endlich die Mitternachtsstunde des 22. Februars, die irren Träume seiner Krankheit verscheuchend, auch über dem längern Traum des Lebens die Sonne zum ewigen Erwachen aufgehen ließ. Daß er das nahe Ende seiner irdischen Laufbahn ahnungsvoll schon im Anfange des Januars vorher gesehen hatte, ließ sich aus einem Blatte schließen, welches sich in seinem Krankentagebuche vorfand, am 5ten Geburtstage seines jüngsten Lieblings geschrieben war und seinen letzten Willen, rücksichtlich seiner Bestattung und seiner lieben Kinder enthielt. Sein Alter brachte er auf 70 Jahre und 65 Tage.

Mangelten dem Leben, das diese 70 Jahre umfaßten, gleich große, merkwürdige Ereignisse, so muß man es doch reich nennen an innerer Kraft und Thätigkeit, segensreich an gemeinnützigem Wirken für die Menschheit. Und dieses ist es, was es den Nachlebenden zum Bedürfniß, ja zur Pflicht macht, das Andenken eines solchen Mannes wenigstens für das Gemeinwesen, welches ihm die Förderung so mancher trefflichen Anstalt, für die Tausende, die ihm Leben und Gesundheit verdanken, dankbar ehrend zu erhalten. Möge es, nach dieser Aufzählung seiner äußern Lebensereignisse, mir noch vergönnt seyn, in einigen Zügen anzudeuten, wie Suadicani in den erwähnten Verhältnissen zu seinem Berufe und dessen Ausübung zur Gesellschaft und zum Staate erschien.

Als Arzt in der Schule Friedrich Hofmanns und Stoll's gebildet, war er den Lehren dieser großen Männer besonders zugethan, ohne daß jedoch dem mit so reicher Erfahrung Ausgestatteten die Schule Fesseln angelegt hätte. Er folgte vielmehr am Krankenbette eben dieser Erfahrung und dem

einzig sichern Wege der Natur, deren stilles Walten er mit Aufmerksamkeit verfolgte. Zahlreiche sogenannte glückliche Curen sprachen auch bei ihm dafür, daß dieser Weg der allein wahre und des Arztes würdige sey.

In den letzten 10 Jahren nahm er, der so manches Meteor am Himmel der Theorie hatte aufsteigen und verschwinden gesehen, durch eigenes Studium weniger Notiz von den neuen Erscheinungen in der Medicin, behielt jedoch bis an sein Ende ein unvermindertes Interesse für alle wirklichen Bereicherungen seiner Wissenschaft. Am Krankenbette war er bestimmt und streng in seinen Vorschriften, wohl wissend, was er verlangte und überzeugt, daß Unterordnung des Willens des Kranken unter den des Arztes eine zur Heilung nothwendige Bedingung sey. Wenn er bisweilen rauh schien, so lag dies vielleicht in zufälliger Gemüthsverstimmung, der der vielbeschäftigte, mühbeladene Arzt auch beim besten Willen nicht immer entgehen kann, vielleicht auch wohl in der Nothwendigkeit, bisweilen ungehörliche Ansprüche an seine Dienste in ihre Grenzen zurück zu weisen. Hätte ihn eine Ungerechtigkeit der Art übereilt, so wird er sie gewiß bald durch Wort und That wieder gut gemacht haben. In seinem Betragen war er gegen Geringe und Bornehme, gegen Arme und Reiche völlig gleich und er ging mit denselben, ja wohl mit größerer Bereitwilligkeit zu jenen wie zu diesen, und wo wirkliche Noth war, da gab seine milde Hand auch mehr als Recepte. Dieser ihn auszeichnende Sinn für Wohlthätigkeit, der ihn zur Unterstützung einzelner Nothleidender trieb, verläugnete sich noch weniger, wo es auf die Förderung größerer und gemeinsamer gemeinnützigen Anstalten ankam. Hier war er nicht nur selbst der

Bereitwilligsten zu geben, sondern, was mehr werth ist, auch Andre zum Geben anzu-spornen und durch Rath und Leitung das Werk zu fördern, scheute er keine Mühe. Schleswigs Arme werden in ihm einen ihrer treuesten Freunde vermissen, und was er für die Anstalten, denen er mit vorgesetzt war, für das Marien- und Freimaurerhospital, für das Taubstummeninstitut, in dessen Direction er 1810 trat, für das Irrenhaus, dessen Gründung und Förderung sein Werk ist, theils durch eigenen Rath und That, theils durch seine viel geltende Verwendung gethan hat, das werden diese Anstalten dankbar zu schätzen wissen. Was er als Freimaurer gewirkt hat, das ist uns unbekannt. Es läßt sich vermuthen, daß er auch hier, wo die Förderung der großen Sache der Menschheit der edle Beruf seyn soll, sein Licht nicht wird unter den Scheffel gestellt haben.

Wenn wir nun fragen, was war der Character des Mannes, durch den so viel Tüchtiges beschafft ist? so müssen wir eben auf diese seine Thätigkeit und die ihn überlebenden Denkmäler derselben verweisen. Sie thun schon kund, daß die Richtung seines Geistes, wie es sich auch für den Arzt und Geschäftsmann wohl eignet, mehr nach Außen ging. In seinem festen und starken Körper, der ihm, bis wenige Jahre vor seinem Tode, eine ungeschwächte Gesundheit und die Munterkeit und Kraft des Jünglings erhielt, wohnte ein fester Wille, der, als die vorherrschende Aeußerung seiner Seelenkräfte durch einen tüchtigen Verstand unterstützt, ihn für die Thätigkeit des bürgerlichen Lebens trefflich ausgerüstet hatte. Aber auch mit einer lebendigen Phantasie hatte ihn die Natur freigebig beschenkt und ihr verdankt er wohl das poetische Talent, den Wit und die geselligen Gaben,



die seinen Freunden den Umgang in seinem gastfreien Hause zum Genuß machten, besonders ehe in den letzten Jahren sein abnehmendes Gehör ihm weniger an allgemeiner Unterhaltung Theil zu nehmen verstattete und der Verlust seiner Gattin ihn niederdrückte. Von seinen Gedichten, meist heitern Inhalts und, bei der Gabe leichter Versification, die er in hohem Grade besaß, meist Geburten augenblicklicher Stimmung, tragen die meisten den Stempel des Genies und es würde seinen zahlreichen Freunden gewiß lieb seyn, wenn eine freundliche Hand sie für diese in einen Strauß sammelte. Auch manches tief gefühlte Lied zeigt, daß dem Weltmanne die ernstesten Stunden der Einker in sich selber von dem Geräusche der Welt, der frommen Betrachtungen einer zu Gott gewendeten Seele nicht fremd waren. Und hier fordert es die Gewissenhaftigkeit des Biographen, selbst wenn er nur eine Skizze liefert, als einen Schlußstein dieser Skizze, auch das Innerlichste im Menschen, die Religiosität meine ich, wie sie sich in unserm Freunde offenbarte, mit derjenigen Scheu zu berühren, mit der wir uns dem Vorhange des Allerheiligsten nähern, mit derjenigen Bescheidenheit anzudeuten, die dem Menschen vor allem geziemt, wenn er es sich erlaubt, in die geheimen Tiefen eines fremden Herzens, die Gott allein kennt, sich zu versteigen. Wir müssen hier wieder bei Suadicani nur sagen: Seht auf seine Werke und nicht auf seine Worte! So wie Suadicani unter der rauhen Außenseite seiner Reden und seines Benehmens meist ein tiefes und leicht verletztes, weiches Gefühl zu verbergen suchte, wie dies öfters bei Menschen von kräftiger Natur der Fall ist, die sich schämen ihr Mitgefühl bemerklich zu machen: so war sein scheinbarer Indifferentismus in religiösen Dingen — und es mag





## Dr. Blasius Merrem,

Kurfürstlicher Hofrath und ordentlicher Professor der Naturgeschichte und Cammeralwissenschaft, Director des zoologischen Museums und der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau, der naturforschenden Gesellschaft zu Halle, der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften zu Marburg, der botanischen Gesellschaft zu Regensburg, der mineralogischen Gesellschaften zu Jena, Dresden und Freiberg, der herzoglich Sachsen-Gothaischen Societät der Forst- und Jagdkunde zu Waltershausen, der Kurfürstlichen Zeichnungs-Academie zu Hanau und der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste zu Frankfurt Mitglied, der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin und der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen Correspondent.

geb. den 4. Februar 1761.

gest. den 23. Februar 1824.

Wir theilen über diesen besonders als Naturforscher ausgezeichneten Gelehrten zu desto größerer Authenticität seine von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung mit, wie sie in Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte 18. Bd. aufgezeichnet steht. Dieser höchst naiven Darstellung sind nur noch die wenigen Notizen beigefügt, welche das Wagnersche Programm zum Andenken Merrem's enthält. Aus ihnen beiden läßt sichfüglich ein, wenn auch nicht ausführliches, jedoch ziemlich klares Bild des Mannes















Jahre confirmirt war, Duisburg und meinen theuern Oheim, dessen Verdienste um meine Bildung und dessen Liebe ich ewig mit Dank erkennen werde, um auf dem väterlichen Comptoir die Handlung zu erlernen.

Ich brauche es wohl nicht zu sagen, mit welcher Freude ich in Bremen von Vater, Mutter, Oheim empfangen wurde; nur die Arbeiten, welche man mir anwies, eigneten sich nicht für einen Jüngling, der eben im Begriff war, Student zu werden. Sie bestanden lediglich im Abschreiben der Briefe, welche mein Oheim, Vater, und zwei Comptoristen schrieben; der eingelaufenen Facturen, und, wenn es meine Zeit erlaubte, der Calculation derselben, auch am Dienstage und Freitage im Encassiren, Auszahlen, und wenn es wieder diese erlaubten, im Helfen im Waarenlager. Zu denken war nichts da, und während die Herren abwesend waren, las ich den Horaz, oder einen andern mich ansprechenden Dichter, und verfertigte selbst einige Comödien. Nur ein Jahr lang hielt ich dies Leben aus, wobei mir die angenehmste Zeit die war, welche ich in Braunschweig auf der Messe zubachte. Mein Widerwillen gegen diese neue Lebensweise war so auffallend, daß mich mein Oheim einst mit auf sein Landgut nahm und mir erklärte, er sehe wohl, ich taue zum Kaufmann nicht und wenn ich mehr Neigung zum Studiren hätte, so wolle er einen Theil der Kosten tragen.

Wie froh war ich, und mit dem lebhaftesten Danke erkannte ich seine Güte. Am folgenden Tage ließ ich mich, nach vorhergegangnem Examen, bei dem Gymnasium illustre und dem Athendum meiner Vaterstadt als Student einschreiben und suchte mit möglichster Eile, die freilich meinem von meiner Geburt an so schwachen Körper, von dem meine



























## Dr. Ernst Gottlob Köstlin,

Professor am Johanneum zu Hamburg.

geb. den 30. Mai 1780.

gest. den 25. Februar 1824.

Fließt gleich das Leben eines Schulmannes gewöhnlich unter vielfachen Anstrengungen und Entsayungen bei still bescheidenem, aber verdienstvollem Wirken unbemerkt dahin, so wird doch jeder, der nicht nach äußerem Glanz der Menschen Werth zu bestimmen gewohnt ist, der Menschenbildung und Menschenerziehung achtet, das Leben eines solchen Lehrers, der seinem Amte das ist, was er seyn soll, auch wenn derselbe nicht durch bedeutende schriftstellerische Werke sich seines Namens Gedächtniß gestiftet hat, einiger Aufmerksamkeit würdigen. Unter die Zahl der wackern und achtungswerthen Schulmänner gehört aber unstreitig der verstorbene Professor des Johanneums zu Hamburg, Dr. Phil. Ernst Gottlob Köstlin.

Er wurde zu Eßlingen im Königreich Württemberg geboren. Sein Vater ist der noch lebende ehrwürdige Greis, M. Friedr. Köstlin, dortiger Stadtpfarrer, der im verwichenen Jahr das seltene Glück genoß, seine funfzigjährige Amts-Jubelfeier zu begehen. \*) Dieser gelehrte, durch hohe Herz-

---

\*) Die Beschreibung dieser Feierlichkeit, von schätzbaren Familien-Nachrichten begleitet, hat ein anderer würdiger Sohn desselben, Immanuel Friedr. Köstlin, Diaconus



Da dieser bei dem häuslichen Unterricht die glücklichsten Anlagen zeigte, so schien es gerathen, ihm eine wissenschaftliche Bildung zu geben. Er ward daher der lateinischen Schule in Eßlingen anvertraut, deren Classen er rascher als gewöhnlich durchlief und deren treuen und geschickten Lehrern er eine wackere humanistische Vorbildung, die von jeher das Ziel der alten gründlichen württembergischen Disciplin gewesen ist, verdankte. Die Vorbildung für die Universität ward vollendet auf dem Kloster Blaubeuern unweit Ulm, das ihn im Jahr 1795 aufnahm. In dieser alten ehrwürdigen Bildungsanstalt verlebte er drei glückliche Jahre, die recht eigentlich dem Studium der classischen Literatur gewidmet waren, und erwarb sich die Liebe und Achtung seiner Lehrer und seines ersten Vorgesetzten, des in mehrfacher Hinsicht ausgezeichneten Probstes Gleß. Wohl vorbereitet bezog er daher im J. 1798 die vaterländische Hochschule zu Tübingen, mit dem Entschlusse, sich dem Studium der Theologie zu widmen. Fern jedoch von dem einseitigen Bestreben, nur in dem engen Kreise des Brotstudiums sich zu bewegen, betrat er schon jetzt die ihm immer eigen gebliebene Vielseitigkeit der Bildung erstrebend, nicht allein die Hörsäle der Gottesgelehrten, sondern widmete den Vorträgen über Philosophie und Philologie, Naturgeschichte und Mathematik einen eben so angestregten Fleiß. Die trefflichsten Männer wurden seine Lehrer, ein Flatt, Abel, Süßkind, Schnurrer, Pfeudrer, Seybold, welcher letztere zugleich, als treuer Jugendfreund des Vaters, seine Studien leitete, und nie hat er ohne die Gefühle der gerührtesten Dankbarkeit ihre Verdienste um seine Ausbildung erwähnt.

Nach beendigten academischen Studien nahm er die Magister-Würde an, erhielt auch, der Lan-

besitze gemäß, schon jetzt die geistliche Ordination und betrat mehreremale mit großem Beifall die Kanzel. Es würde ihm unter seinen Verhältnissen und bei dem Ansehen, in welchem die Rößlinsche Familie in ihrem Lande steht, leicht geworden seyn, recht bald ein geistliches Amt zu erhalten; aber theils war seine Neigung zum practischen Theologen nicht entschieden, theils sagte es seinem strebenden Geiste mehr zu, sich zuvor einen Schatz von Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß zu sammeln. Höchst erwünscht war daher für ihn der Antrag einer Hauslehrerstelle, die ihm Hoffnung gab, diese Zwecke zu erreichen. Der Baron von Kieger in Wien, der von mütterlicher Seite mit unserm Rößlin nahe verwandt war, hatte den jungen geistreichen Mann kennen und schätzen gelernt, und wünschte, ihm die Erziehung seiner Söhne anzuvertrauen. Gern folgte dieser dem ehrenden Rufe, damals noch nicht ahnend, daß dieser seinem ganzen übrigen Leben eine veränderte, früher nicht erwartete Richtung geben werde.

Am 14. Juni 1802 kam er nach Wien zum Antritt der ihm bestimmten Stelle. Seine Lage in dem reichen und angesehenen von Kiegerschen Hause war eine der angenehmsten, die es in diesem Verhältnisse geben kann. Hier ward ihm Gelegenheit zu bildendem Umgang mit den ersten Familien, Gelegenheit zur Bekanntschaft mit Leuten aus allen Ständen und von verschiedenen Nationen. Dadurch erweiterte sich sein Blick über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, und mancher kühne Plan entstand in der Seele des feurigen Jünglings. Der herrliche Sommeraufenthalt des Barons in dem friedlichen bergumlagerten Dornbach gewährte Erholung nach gewissenhafter Abwartung der Lehrstunden, gewährte Hochgenuß in





wiederholten Aufforderungen, das glückliche brittische Eiland zu besuchen, denen der junge Mann, der leicht für einen Gegenstand zu entzünden war, nicht widerstehen konnte. Er verließ also das ihm theuer gewordene Haus, seine geliebten Zöglinge, und trat unter jugendlich kühnen Erwartungen die Reise nach England an.

Drei glückliche, der ernstern Abwartung der Pflicht und den wissenschaftlichen Studien gewidmete Jahre hatte K. in der glänzenden Kaiserstadt verlebt, die nur durch einen herben Schmerz, den Verlust seiner theuern Mutter, getrübt waren. Sie starb im J. 1803 im 53. Jahre ihres Alters; \*) um sie hatte er mit inniger Behmuth getrauert. Jetzt auf der Reise besuchte er seine Vaterstadt, sein Vaterhaus; in Beklommenheit flossen seine Thränen, als er die Stelle ihrer edlen und frommen häuslichen Wirksamkeit wieder sah. Dann schied er von den Seinen, von dem ihn segnenden Vater, dem es nun klar geworden war, daß er den geliebten Sohn nicht an seiner Seite lehren und wirken sehen solle, der aber den fest Entschlossenen an der Ausführung seines Plans nicht hindern wollte, in der gewissen Ueberzeugung, daß dem geschickten und thätigen Manne auch im fernen Lande eine Stätte glücklicher Wirksamkeit nicht entgehen werde.

Gegen Ende des Jahrs 1805 kam Köstlin in London an. Es fehlte ihm hier nicht an Gelegenheit, sich seinen Unterhalt zu erwerben; Privat-Unterricht in den alten und in seiner Mutter-Sprache, der dort glänzend honorirt wird, verschafften

---

\*) Sie war eine geb. Caspart, Tochter des früh vollendeten Raths-Consulenten und Canzlei-Directors Caspart zu Eßlingen.











werden, ehe er der ihm inwohnenden Neigung zu anderweitiger literarischer Thätigkeit huldigen konnte. Dann aber gelang es ihm, durch genaue Eintheilung der Zeit theils seine eigene Bildung zu fördern, theils manches Andere für die Zukunft vorzubereiten.

Sein Lieblingsstudium in den Nebenstunden ward jetzt vorzugsweise die Mineralogie, veranlaßt durch den Unterricht, den er in der Naturgeschichte zu ertheilen hatte. Begünstigt durch die Lage Hamburgs und durch Verbindung mit Verwandten in andern Ländern, brachte er mit großem Fleiß und bedeutendem Kassenaufwand allmählig eine, nach dem Urtheil der Kenner sehr schätzbare Mineralien-Sammlung zu Stande, welche Stücke von der größten Seltenheit aufzuweisen hatte und deshalb häufig von Einheimischen und Fremden in Augenschein genommen ward. \*) Auch trat der thätige Bergrath Lenz zu Jena mit ihm in dieser Hinsicht in Briefwechsel und die dortige mineralogische Gesellschaft ehrte ihn schon im J. 1817 durch Erwählung zu ihrem Ehren-Mitgliede und bald darauf zu ihrem Assessor. Daneben beschäftigte ihn die Geschichte und Geographie unablässig, auch dieses in Folge des darin ertheilten Unterrichts. Reiche und wohl geordnete Sammlungen von Excerpten, die stets fortgeführt und vervollständigt wurden und manche Nacht dem Schläfe raubten, machten diesen Unterricht bei ihm in hohem Grade anziehend und belehrend. Aber über alles theuer war ihm das Studium der Philologie. Zu den Schrift-

---

\*) Diese Mineralien-Sammlung ist bis jetzt noch ungetheilt vorhanden, wird aber im J. 1826 in Hamburg öffentlich versteigert werden. Wir machen die Freunde dieses Studiums hierdurch vorläufig darauf aufmerksam.



stellern, die er in den Classen zu erklären hatte, Anakreon, Aelian, Bellejus Paterculus, Justin wurden nicht nur gründliche, oft äußerst mühsame Forschungen enthaltende Commentare ausgearbeitet, sondern zum Theil auch von den Werken derselben geschmackvolle Uebersetzungen angefertigt. Damit hing die stäte Beschäftigung mit unserer herrlichen Muttersprache zusammen; sie suchte er in Rede und Gedicht auszubilden. Schon in früher Jugend hatte seine kühne Phantasie ihn zum Dichter gemacht; auch jetzt noch entfloß manches treffliche Gedicht seiner Feder. \*). Von welchen ästhetischen Grundsätzen er dabei geleitet wurde, darüber gab er selbst die besten Aufschlüsse in seiner Abhandlung: über das Schöne und Erhabene. \*\*) Mit großem und sichtbarem Erfolg wurden daher die deutsch-oratorischen Stunden von ihm gehalten; gründliche Correction der Arbeiten der Scholaren wechselte mit Vorträgen über die deutsche Literatur-Geschichte und geschmackvollen Characteristiken der Schriftsteller, die er fast alle durch eigene Lectüre kannte. Klopstock und Göthe galten ihm als die Koryphäen unter denselben; des letzteren Geist hatte er mit vorzüglicher Liebe sich angeeignet; und wer diesen Heros unserer Literatur nicht nur aus flüchtiger Lesung kennt, der wird gestehen, daß nur, wer eigenen Geist besitzt, ihn erfassen könne. Mit wahren Enthusiasmus widmete er ferner Fleiß und Zeit der Vervollkommnung der eigentlichen Uebersetzungskunst der Alten, nament-

---

\*) Mehrere derselben stehen in der von Georg Vogt in Hamburg herausgegebenen Zeitschrift: Originalien, und sind mit dem Namen Ernst unterzeichnet.

\*\*) Ebendasselbst. Jahrg. 1817.



Schönes und Großes hätte dieser strebende Geist gewiß noch zu Tage gefördert, wenn ihm eine dauerhaftere Gesundheit und ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Aber schon in zarter Jugend hatten sich bei ihm Spuren von Brustschwäche gezeigt. Von seinem zwölften Jahre kämpfte er bald mehr bald weniger mit diesem Uebel, das er selbst für minder bedeutend hielt, ja oft gering achtete und gegen das er nicht früh genug wirksame Mittel angewendet hatte. Die anhaltende und angestrengte Arbeit, der er oblag, konnte dasselbe nur vergrößern. Im Winter des Jahrs 1821 verfiel er in eine schwere Krankheit; eine Lungen-Entzündung drohte seinem Leben ein Ende zu machen. Doch sorgfältige Behandlung von Seiten eines kundigen Arztes und zarte Pflege der Gattin retteten ihn; er genas wenigstens in so weit, daß er, obwohl mit großer Anstrengung, sein Amt verwalten konnte. Eine Reise in sein Vaterland, das er seit dem Jahre 1805 nicht gesehen hatte, sollte die Kräfte herstellen; das aber konnte sie ihm, so wie er sie unternahm, nicht gewähren. Sein Durst nach Wissenschaft, seine Begierde, ausgezeichnete Männer in den Städten, durch die ihn sein Weg führte, zu sehen und zu sprechen, von ihnen zu lernen, ward in hohem Grade befriedigt. So sah er in Göttingen Hugo, den Freund und Beförderer seines theuern Verwandten, des jetzigen Professors der Rechte Bluhme zu Halle, eines Halbbruders von Köstlins Gattin, begrüßte in Heidelberg den ehrwürdigen Voß, der ihm eine län-

---

dieser Biographie ist aber nicht abgeneigt, sie, zur Ehre seines verstorbenen Freundes, mit dem lateinischen Text und einigen philologischen Bemerkungen begleitet, herauszugeben.

gere vertraute Unterredung schenkte. Aber eben diese hohen geistigen Genüsse, in deren Erinnerung er noch nach seiner Rückkehr sich glücklich fühlte, trugen nur dazu bei, ihn aufzuregen und während der Geist mit einer Menge von neuen Ideen und Kenntnissen bereichert ward, litt der Körper sichtbar. Sehr schwach erreichte er daher seine Vaterstadt. Groß war die Freude des Wiedersehns für die Geschwister, für den Vater, den 72jährigen Greis, der nach sechszehnjähriger Trennung den geliebten Sohn wieder in seine Arme schließen konnte. Fast vier Wochen blieb K. in seiner Heimath. Mit der zartesten Liebe behandelte er den greisen Vater; das Lieblingsstudium der Naturwissenschaft, das beide verband, gab auch nun noch Stoff zur beseelten Unterhaltung; denn mit Schonung wurden theologische Gespräche vermieden, damit der strenge rechtgläubige Geistliche nicht durch freiere Ansichten, die seit längerer Zeit das Eigenthum des Sohnes geworden waren, in Hinsicht auf diesen beunruhiget werde. So schied er nochmals gesegnet in Liebe von ihm und eilte, sich nicht die nöthige Ruhe und Rast gönnend, zu seiner Familie und seinem Amte zurück. Sein körperliches Uebel war nicht gehoben, sondern verwandelte sich von nun an in die unheilbare Luströhrenschwindsucht, zu welcher sich ein zehrendes Nervenfieber gesellte. Männlich trug und litt er fast noch zwei Jahre, ließ sich auch durch die heftigsten Leiden nicht abhalten, seinem Berufe zu leben; der lebendige Geist allein hielt den wankenden Körper aufrecht, so daß er selbst noch wenige Tage vor seinem Tode seine Lectionen hielt. Er starb in noch nicht vollendetem 44. Jahre seines Alters. Die zärtlichste Gattin und sieben zarte Kinder beweinten seinen allzufrühen Tod. Mit inniger Beh-



muth begleiteten seine Amtsgenossen und Schüler die Leiche zu Grabe, an welchem sein vieljähriger College, Prof. F. G. Zimmermann, mit tiefer Empfindung einfache und herzliche Abschiedsworte sprach. \*)

Der Verstorbene hat sich während seiner irdischen Laufbahn durch Treue im Amte, durch einen wohlwollenden Sinn, durch hohe Rechtschaffenheit, endlich durch wahrhaft religiösen Sinn seinen Collegen, Schülern und andern Freunden sehr werth gemacht. Diesen religiösen Sinn konnte in ihm nur der verkennen, der Aufklärung in Hinsicht der theologischen Ueberzeugung und freies Bekenntniß derselben für irreligiös und unmoralisch hält — was leider nur zu oft in unsern mystisch-nebelvollen Tagen zu geschehen pflegt. Es zeichnete ihn ferner ein tiefes Ehrgefühl aus, das freilich in frühern Jahren oft ins Kleinliche zu fallen schien und so bei seiner lebhaften und leicht gereizten Sinnesart sein Leben nicht selten durch bittere Erfahrungen trübte. Die wahre Seelengröße, die innere Ruhe, die über Angriffe des Neides und der Bosheit stolz hinwegsieht, ward erst in den letzten Jahren seines Lebens sein Eigenthum; daher auch diese Jahre für ihn die sorgenlosesten und heitersten wurden. Waren sie nur auch frei von körperlichen Leiden gewesen! Im Umgange war er ein äußerst wohlwollender und liebevoller Mann. Fern war im Cirkel von Freunden der Lehrtön, in den so mancher Schulmann, sich selbst unbewußt, verfällt; zurücktretende Bescheidenheit, bereitwillige Anerkennung der Verdienste und Leistungen Anderer gehörten zu

---

\*) Sie sind abgedruckt in D. Gurlitt's Oster-Programm v. J. 1824, betitelt: Drei Schulreden u. s. w. Hamburg 1824. 4. S. 30 ff.











wurde genau mit Raphael Mengs bekannt, der ihn auch bei seinem Schwager, dem Maler Battoni, einführte. Mit dem erstern verabredete er eine Ausgabe von Klopstocks Messias mit Kupfern, die Mengs zeichnen und Bartolozzi in London stechen sollte. Aber Mengs Abreise nach Spanien unterbrach das schon begonnene Werk, und die veränderten Verhältnisse der Theilnehmer erlaubten nicht, es von neuem aufzunehmen.

Von Rom reiste der Prinz mit seinem Begleiter nach Neapel. Hier machte Thümmel die Bekanntschaft des berühmten Malers Morghen, und auf sein Anrathen kaufte der Prinz die herculanischen Handzeichnungen dieses Künstlers, die später die gothaische Bibliothek zum Geschenke von ihm erhalten hat. Nach einigen Ausflügen von Neapel, auf den Besuch, nach Herculanium und Pompeji, verließen die Reisenden Italien und kehrten, nach einem Badeaufenthalte zu Spaa, wieder nach Gotha zurück.

Hier war indessen Herzog Friedrich III. gestorben und Ernst II. ihm nachgefolgt. Thümmel trat wieder in seine Stelle als Cammerath ein und durchlebte von jetzt an, von seinem Fürsten begünstigt und erfreut durch die Freundschaft des Ministers von Frankenberg und dessen Gemahlin, eine der glücklichsten Perioden seines Lebens, in heitler und zweckmäßiger Thätigkeit.

Zu dieser Zeit beschloß der Prinz August sich in den Umgebungen von Gotha eine Villa in italienischem Geschmacke zu erbauen, und übertrug Herrn von Thümmel die Ausarbeitung des Risses und die Oberaufsicht über den Bau. Diesem Geschäfte unterzog er sich mit großem Vergnügen, aber ehe der Bau noch begann, wurde er durch Dienstverhältnisse zu einer ziemlich langen Abwe-

















ben ein Local für eine Zeichenacademie angebracht wurde.

Im April 1804 starb Herzog Ernst II., und sein Nachfolger Herzog August ernannte schon am 7. Mai desselben Jahres den Präsidenten von Thümmel zum Minister und wirklichen Geheimen Rath, eine Stelle, die ihm Herzog Ernst schon angeboten, er aber ausgeschlagen hatte. Von dieser Zeit an brachte er jedes Jahr einige Monate in Gotha zu.

Hier möchte es nun am schicklichsten seyn, auch dasjenige zu erwähnen, was Thümmel, während Altenburg sein Hauptwirkungskreis blieb, zu gleicher Zeit für die Stadt und das Fürstenthum Gotha gethan hat. Zuerst bietet sich hier die Anlegung der Colonie Neufrankenroda dar, die zwar im Laufe der Kriegsjahre wieder zu Grunde ging, deren Anlage aber doch den milden Gesinnungen Herzog Ernsts und Thümmels zum Ruhme gereicht. Die Ortschaften des Thüringerwaldes waren mit Menschen überfüllt; der Mangel an Erwerb und die Vermehrung des Holzdiebstahls war eine Folge der Uebervölkerung, so daß der Herzog für nöthig fand, eine Verordnung zur Völkziehung zu bringen, welche den Zuwachs der Bevölkerung in diesen Dörfern hemmen sollte; aber er besprach sich vorher mit Thümmel über die Mittel, bei dieser Maßregel in der Ausführung so viel als möglich alles Drückende zu vermeiden. Thümmel bewog den Herzog in einer wenig ergiebigen Flurmarkung des Cammerguts Frankenroda, zwei Stunden von Gotha, eine Colonie anzulegen, in welcher die aus den Walddörfern verdrängten Unterthanen aufgenommen werden könnten. 1798 wurde die Anlegung der Colonie beschlossen; der Herzog verwilligte 10,000 Thaler

















Fürstenthums Altenburg drucken ließ und dem Prinzen überreichte, der, wie man glauben kann, durch diese Aufmerksamkeit auf das angenehmste überrascht wurde.

Es war dies indeß nicht das erstemal, daß Thümmel als Schriftsteller austrat. Mehrere Biographien waren schon diesem Memoire vorausgegangen. Die erste war die des Ober-Consistorial-Vice-Präsidenten Klüpfel in Gotha; dann eine andere der im December 1800 verstorbenen Erbprinzessin von Sachsen Gotha, geb. Prinzessin von Mecklenburg Schwerin, und die des Herzogs Ernst II. Nur die erstgenannte ist im Drucke erschienen \*). Im Frühjahr 1808 wurde Thümmel endlich von Paris zurückgerufen, und seinen eigentlichen Amtsgeschäften, so wie seiner Familie wiedergeschenkt. Bis 1817 besorgte er diese Geschäfte ununterbrochen mit gewohnter Thätigkeit, nahm aber dann, als ein 73jähriger Greis, seinen Abschied aus dem Staatsdienste und lebte von nun an ausschließlich dem Kreise seiner Familie in patriarchalischer Ruhe, nachdem er 34 Jahre in Altenburg und 11 Jahre in Gotha, im Ganzen also 45 Jahre, für des Landes Wohl gearbeitet und gewirkt hatte. Und hier möchte es an dem Ort seyn, auch von dem Privatleben des verdienstvollen Mannes zu sprechen, den wir bisher bloß als Staatsmann haben handeln sehen.

Schon in den ersten Jahren seiner Anstellung als Cammer-Vice-Präsident zu Altenburg, im Jahr 1785, vermählte er sich mit der Freiin von Rothkirch-Traih, der ältesten Tochter des damals schon

---

\*) Von 1808 an bis zur Auflösung des Rheinbundes besorgte Thümmel auch die Redaction des gothaischen Hofcalenders.

verstorbenen Kanzlers von Rothkirch, die ihm sein Herz und die reinste Hochachtung in die Arme führte. Mit ihr lebte er bis zu seinem Tode in der glücklichsten Ehe und sie gebär ihm neun Kinder, von denen fünf vor ihm verstorben sind. Bald nach seiner Verheirathung erbaute er sein Wohnhaus in der Vorstadt Altenburgs, im Geschmacke der italienischen Willen und verband damit einen ganz neu von ihm angelegten Garten, der die Bewunderung aller erregt, die ihn sehen, und von mehreren Reisenden mit verdienten Lobe erwähnt worden ist. Seiner Verheirathung verdankte Herr von Thümmel die Güter Möbdenitz und Untschen; später kaufte er auch noch Nobitz dazu. Jedes dieser Güter zeugt für den Schönheitsinn seines Besitzers. Wenn die großen Wirthschaftsgebäude von Untschen den Deconomen in Erstaunen setzen, so werden die herrlichen Anlagen und besonders die Einsiedelei von Möbdenitz jeden Freund der Natur angenehm überraschen. Sie würden eine Zierde jeder Gegend seyn, so wie sie es für die von Möbdenitz sind. In der Nähe von Nobitz, dicht an der Pleiße, erbaute Thümmel ein Caffeehaus, das früher der beliebteste Vergnügungs-Platz der Altenburger war. Da sich an dem Tage der Einweihung dieses Hauses, gewöhnlich die polnische Hütte genannt, gerade die Herzogin von Gotha in Altenburg befand, und bei dieser Feierlichkeit gegenwärtig war, so hat von diesem Umstande der Ort den Namen Carolinens-Freude erhalten.

Thümmel war auch ein glücklicher Vater. Seine drei Söhne erfreuten ihn durch Talent und Thatkraft; sie haben sich Ruhm und Ehre in den Kriegen von 1813 und 1814 erworben und waren schon mehrere Jahre vor seinem Tode alle ehrenvoll in Civil-Diensten angestellt und ein Zwi-

lingschwesterpaar trug dazu bei, das häusliche Glück der vortrefflichen Aeltern zu erhöhen.

Die Ruhe und Zurückgezogenheit von allen Geschäften, wie genussreich sie auch immer war, konnte einem der Thätigkeit so gewohnten Manne, wie Thümmel war, nicht zusagen. Aber ein vielseitig gebildeter Mann findet leicht eine würdige Beschäftigung für sich aus; und Thümmel beschloß die Tage der Muße zur Ausarbeitung einer Geschichte Altenburgs und seiner Herzöge anzuwenden.

Entschluß und Ausführung folgten rasch auf einander, und schon 1818 erschienen von ihm „statistische, geographische, und topographische Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg,“ die auf seine Kosten gedruckt, und mit Kupfern versehen, bloß zum Geschenk für seine zahlreichen Freunde und Bekannte bestimmt waren. Diese Beiträge beginnen mit dem ersten Markgrafen von Meissen Friedrich dem Streitbaren geb. 1369, gest. 1428, und endigen mit der Regierungsgeschichte Ernst des Zweiten. Bei der Geschichte dieses letzten edlen Fürsten, der in dem Verfasser nicht nur den treuen Diener, sondern den Freund liebte, verweilt er mit besonderer Liebe; und diese Beiträge sind das würdigste Denkmal, das dem trefflichsten Fürsten gesetzt worden. Später erschienen auch von ihm: „Aphorismen eines Sieben und siebenzigjährigen,“ die ebenfalls auf des Verfassers Kosten gedruckt und zum Geschenk an Freunde vertheilt wurden, eine Sammlung geistreicher Gedanken und trefflicher Erfahrungen.

Im Jahre 1820 hatte er den Schmerz, eine seiner lebenswürdigen Töchter ins frühe Grab sinken zu sehen, und 1822 betrauerte er den Tod Herzog Augusts, der, wie sein erhabener Vater, ihm stets sowohl theilnehmender Freund als gnä-



diger und wohlwollender Fürst gewesen war.

So wie sein ganzes Leben hindurch, so erfreute sich Thümmel auch noch im späten Alter einer guten Gesundheit. Er feierte am 17. Februar 1824 seinen 80. Geburtstag bei vollkommenem Wohlfeyn, das sich auch bis zum 28. Februar erhielt, wo er plötzlich, nach einem schlagähnlichen Zufall, die Sprache verlor und anscheinend bewußtlos an nichts mehr Theil nahm. So blieb er bis zum 1. März, wo er sanft in ein besseres Leben hinüberschlummernd, seinen vorangegangenen fünf Kindern und zahlreichen Freunden nachfolgte.

Zu seinem Begräbnißplatze hatte er schon lange vorher eine alte Eiche — die sich mitten im Dorfe Möbdenitz erhebt und in deren kühlem Schatten er oftmals, auch in geselligen Kreisen, auf daselbst angebrachten Moosfiken ausgeruhet und manche seiner sinnigen aphoristisch dargestellten Lebenserfahrungen niedergeschrieben hatte — bestimmt; unter ihrem Stamme wollte er ohne Sarg, wie sein fürstlicher Freund Ernst II., ruhen. Sein Wille wurde genau befolgt. Der Leichnam, von Altenburg nach Möbdenitz gebracht, wurde dicht unter der Eiche in einer sitzenden Stellung eingesenkt; und bloß der Baum bezeichnet den Ort, wo seine irdische Hülle schlummert. Ihm folgten die Segenswünsche seiner Familie, vieler Freunde, zahlreicher Untergebenen, die ihm zum Theil ihre Bildung zu Geschäften und ihr ganzes Glück verdankten, seiner Gutsunterthanen, und aller Einwohner des Landes, für dessen Wohl er so viele Jahre unermüdet, mit nie erkaltendem Eifer gearbeitet hatte.

# Anhang zu Th. Biographie, bestehend aus einer Auswahl seiner Aphorismen.

(Aphorismen eines Sieben- und siebenzigers.  
Nöbdenig 1820).

1.

Wie in jeder Pflanze ein gewisser Zuckerstoff vorhanden ist, so enthält ihn auch die Schmaroger-Pflanze, Schmeichelei genannt. Der Kluge bäckt Zuckerbrot von verschiedenen Formen daraus und erreicht dann seine Absichten um so leichter.

2.

Strenge Rechtlichkeit hat nur gerade Linien in dem Gange ihres Lebens. Sie weicht weder rechts noch links aus.

3.

Wer über seine Gemüthsheftigkeit gebieten kann, dem gebe man in allen Geschäften den Commandostab. Er hat die Klugheit zur schönen Gehülfin. Ihre lieblichen Kinder heißen: Nüchternheit, Ruhe, Besonnenheit.

4.

Ich möchte wissen, ob vor Minos Richtersthule die Vertheidigung angehört würde: das Unmenschliche, das ich vollführte, geschah auf Befehl; mein Beruf war zu gehorchen; an dem einmal gegebenen Worte hing meine Ehre.

5.

Hochmuth fordert Huldigung, auch da, wo er weder helfen kann noch will, und vergißt Vernachlässigungen nie.

6.

Wer streng richtet, erhält seine Ansichten aus dem kalten Verstande. Wer mild richtet, nimmt, seiner eigenen Schwächen eingedenk, seine Ansichten mit aus dem Herzen; daher ist Gutmüthigkeit nur Billigkeitsgefühl.

7. Ein consequenter Fürstenhof wäre ein Perlens-  
schmuck, kostbar wegen seiner Seltenheit. Die Rein-  
heit müßte man dessen ungeachtet nicht so genau un-  
tersuchen.

8. Die Bedenklichkeit könnte man den Bei-  
wagen der Vernunft nennen. Wo diese den Men-  
schen freundlich auf dem geradesten Wege zu sei-  
nem Glücke führt, da zaudert jene eine Menge  
„Wenn“ und „Aber“ nach.

9. Mißverständniß ist in der Politik, wie in je-  
dem bürgerlichen Verhältnisse der Sühnbock, auf  
welchem die Parteien die ärgsten Beleidigungen zum  
Lethe führen.

10. Abtrünnige Freunde gleichen Insecten im Win-  
terschlaf. In den Sonnenstrahlen des Glücks  
friecht das Geschmeiß wieder hervor.

11. Die feine Politik ist die verführerischste und  
betrüglichste Coquette. Nicht eher ruht sie, bis sie  
den Feind in ihre Tigerklauen und den Freund in  
ihre Katzenpfötchen gebracht hat.

12. Die strenge Wahrheit wird gefürchtet, ja ge-  
haßt; und doch steht sie dem Menschen, wie  
ein unwillkommenes Gespenst, stets zur Seite.  
Dem Ungezogenen droht sie mit der Ruthe; dem  
Widerspenstigen gibt sie die Geißel. — Schamröthe —  
Vorwürfe.

13. Menschen, von Völkern zu ihren Herrschern  
erhoben, sollten bedenken, daß die ihnen zu lei-  
stenden Dienste keine Frohn- oder Sclavendienste



sind. Böge man ihnen das Fürstenkleid aus, so würden sie als nackte Hilfsbedürftige da stehen.

14.

Dürfte ein Volk mit seinem verschuldeten, aber geliebten Fürsten offenherzig sprechen, so würde es ihm sagen: Wir wollen wohl deine Schulden bezahlen; sage uns nur, wodurch und womit du sie gemacht hast und sündige hinfort nicht mehr. Aber dieses sind Hofgeheimnisse.

15.

Eigenliebe will sich gut nähren und erhalten. Eitelkeit will glänzen. Die Erstere verlangt eine gute Tafel. Die Eitelkeit aber begnügt sich auch wohl mit einem prächtigen Desert-Aufsätze.

16.

Das gewöhnliche Hofleben ist ein Maskenball, wo Grazien und Furien, mit Guirlanden falscher Blumen zusammengefettet, im gähnenden Einerlei um die Statue der Eitelkeit bis zum Schwindel herumwalzen.

17.

Nur in einsamen Stunden versucht man, die Flecken der Seele, die in der Zerstreuung leichtsinnig gemacht wurden, mit scharfer Lauge rein zu waschen. Eine stäte Einsamkeit ist aber nachtheilig. Sie erhöht das Nachdenken oft bis zur gefährlichen Schwärmerei, die die Mutter von den Grundsätzen Loyola's und anderer fanatischer Bösewichter ist.

18.

Es ist kein Stand in der Welt, in welchem die Pedanterei nicht eine herrschende Rolle spielte, und doch ist der Pedant selbst nur Slav des Gefühls seiner Wichtigkeit.

19.

Unkraut ist eine Sumpfpflanze; sie hat männliche und weibliche Blüthen. Ihr Geruch ist widerlich, und doch trifft man sie am häufigsten in den Gemächern der Großen an. Die Koketten kauen die Wurzel, um ihre alten, lästigen Anbeter damit zu vertreiben.

20.

Empfindelei ist die Kessin der Empfindung. Sie ahmt ihr in allem nach; doch jede Miene wird Verzerrung.

21.

Der Despotismus legt seinen Unterthanen ein Schloß vor den Mund, um nicht hören zu müssen, daß die Peitsche weh thut.

22.

Die Helfershelfer eines Despoten sind oft zugleich seine Parforce-Jagdhunde. Sie werden von ihm auch, wie diese, mit Schweiß und Blut belohnt, wenn die gejagte Menschheit a hali gemacht hat.

23.

Der emporsteigende Zeitgeist ist die räthselhafte Sphinx, die mit der Hyder des Herkommens kämpft und gewöhnlich siegt.

24.

Theilnahme dauert gewöhnlich nur so lange als etwas zu theilen da ist.

25.

Der weise Mensch, der in allen Stücken Maas hält, zeigt seine Tugenden selten und nur da, wo es gilt. Die Schwächen aber bleiben in jeder moralischen Haushaltung im täglichen Gebrauch.

26.

Zufriedenheit mit sich selbst über eine gelungene Handlung ist ein freudiges Gefühl und der

verzeihlichste Egoismus. Leider! oft nur ein Kartenhaus, das beim geringsten Stöße zusammenstürzt.

27.

Die Menschen, deren Beruf es ist, das Schädliche auszufundschaffen, verdienen unsere einstimmige beifällige Aufmerksamkeit, sind aber um so mehr zu beklagen, wenn sie sich dem gemeinen Wohl aus reiner Menschenliebe opfern. Der Spion hingegen, der sich Mühe gibt, die Schwächen seiner Nebenmenschen zu belauern oder ihre mißfälligen Meinungen zu behorchen, verdient Verachtung. Wer aber seine Spionerieen zum Unglück Anderer benutzt, gehört — an den Galgen.

28.

Thöriger Religionszwist! Auf den Feldern steht Weizen, Korn, Gerste und gedeiht neben einander. Jedes einzelne verbacken gibt ein gutes, zusammenverbacken ein weißes und schmackhaftes Brot. Warum die Anfeindungen in verschiedenen Bekenntnissen? Anbetung dem großen Verwalter der Natur ist doch Aller Zweck.

29.

Der Mensch setzt gern seinem Mitmenschen nach dem Tode ein Denkmal — oft nur dem Schein- und Worttugenden. In Erz gegossen, in Marmor gehauen, oder in die kurze Ewigkeit eines Sandsteins gegraben, enthalten alle solche Denkmale doch nur die eine Wahrheit: Erde soll wieder zur Erde werden. Das einfachste Holzkreuz, das die Thräne eines Dankbaren und Liebenden bethauet, ist, wenn Todte ein Gefühl haben, mehr als das kostbarste Mausoleum.















































## Dr. Wilhelm Anton Ficker,

Doctor der Arzneikunde und der Wundarzneikunst, fürstlich lippsischer Hofrath, Professor der Chirurgie und Hebammenkunst in Paderborn, Brunnenarzt zu Driburg, correspondirendes Mitglied der k. k. medicinisch-chirurgischen josephinischen Academie in Wien, Mitglied der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, ingleichen des Apothekervereins im nördlichen Deutschland.

geb. den 28. October 1768.

gest. den 8. März 1824.

Wenn ein kräftiges und unermüdetes Wirken in seinem Berufe, verbunden mit ausgebreitetem Wissen, durchdringendem Verstande und erprobter Redlichkeit, Anspruch geben kann auf ein wohlwollendes Andenken, so verdient dies der Verstorbene im hohen Maße. Unter seinen nächsten Umgebungen ist es ihm geblieben, und dauert unverändert fort; es wird aber auch bei seinen fernen Geistesverwandten nicht untergehen, da er ihnen durch zahlreiche Schriften die Gelegenheit gegeben hat, ihn in die Reihe der Männer zu stellen, welche sich durch rastloses Forschen und unermüdetes Beobachten eine Wissenschaft zu fördern bemühet haben, die das Leben erhalten, und wenn dies nicht mehr möglich ist, wenigstens die Beschwerden desselben erleichtern und sich so als das hauptsächlichste Ergebniß der Kenntniß der Natur darstellen soll.





nei- und Entbindungskunst," welchem der zweite Band im Jahr 1802 nachfolgte.

Schon lange hatte ihn der Gedanke beschäftigt, eine Krankenanstalt für Unvermögende zu errichten, und er hatte das Glück, seinen Lieblingswunsch, durch die Unterstützung der damaligen Landstände und vieler Menschenfreunde, deren freiwillige Beiträge 1797 den ersten Grund legten, zur völligen Ausführung zu bringen. Dieses Institut erweiterte sich durch sein fortgesetztes Bemühen mehr und mehr und wurde noch im Jahr 1824 durch die Gnade des Königs mit einem bestimmten Grundbesitz versehen. Er stand ihm, als seiner Lieblingschöpfung, bis zu seinem Ende als Director und Arzt unentgeltlich vor. Vielen Tausenden armer Kranken (4659) hat es Hülfe und Trost gereicht, und zugleich dadurch manchen geschickten Wundarzt gebildet. Durch seine Bemühungen erhielten ebenfalls die Schulblattern eine weitere Verbreitung, indem er mit unermüdeter Ausdauer die Belehrung der Impfsärzte auch in den schwierigsten Zeiten und bei mehrmaligem Regierungswechsel zu bewirken wußte. Eben so sind auch seine Bemühungen um den Unterricht der Hebammen, welchem er sich selbst bis an sein Ende unterzog, noch im fortwährenden segensreichen Andenken. Als Mitglied der Municipalität suchte er auch im Jahr 1806 die langgehegte Idee einer bessern allgemeinen Armenpflege in dasiger Stadt einzuführen; der vollständige Erfolg hat auch dieses Werk gekrönt.

Bei einer rastlosen Thätigkeit in seinen Berufsgeschäften wußte er indessen noch immer Zeit zu seinen schriftstellerischen Arbeiten zu gewinnen und fand in ihnen so wie in den Armen seiner Familie die süßeste Erholung nach den heilbringenden





















auch dieser gerade zu der Zeit hinwiederum scheidet, in welcher man zugleich den sonst vom Vater betretenen Lehrstuhl durch den beklagenswerthen Verlust Gilberts von neuem erledigt sah. Doch suchten der Professor der Geschichte Hofrath Böhme, der sein gastfreundliches Haus den würdigsten Männern Leipzigs stets offen hielt und späterhin Dr. Krause, als seine Vormünder, ihm den Verlust zu ersetzen; und wenn der zum Jüngling heranreifende Knabe in dem Hause seiner Vormünder, besonders bei Hofrath Böhme, die Muster seiner Lebensart und Bildung kennen lernte und sich aneignete, so sorgten sie auch, gleich wachsamern Vätern, für seine gelehrte Bildung, indem sie ihn dem trefflichen Privatunterrichte des nachherigen Domherrn und Professors Dr. Keil und des als Tertius an der Nicolaischule verstorbenen M. Held, übergaben, welchem letztern der Verewigte wegen seines bis zum Abgange auf die Universität genossenen Unterrichtes auch in dem eignen Lebenslauf, der dem bei seiner Doctorpromotion erschienenen Programme beigefügt ist, das dankbare Zeugniß öffentlich gab: cui inprimis a me deberi profiteor, si quid in literarum studiis profecerim.

Auch leitete ihn mit wohlwollender Liebe sein Stiefvater Saalbach, der Besitzer einer ansehnlichen Buchdruckerei, mit welchem seine Mutter, Johanne Sophie, geb. Hätke im Jahr 1780 sich wieder verheirathet hatte.

Vom Jahre 1774 an besuchte er die Nicolaischule; er war von seinen vorhergenannten Privatlehrern so gut vorbereitet worden, daß er, obgleich erst  $7\frac{1}{2}$  Jahr alt, schon in die fünfte Classe aufgenommen werden konnte; und da er mit seinen trefflichen Naturanlagen eine in diesem Alter seltene Aufmerksamkeit und einen stets regen Fleiß

verband, so machte er so außerordentlich schnelle Fortschritte in den Kenntnissen, daß er schon nach 3 Jahren in die zweite Classe aufrückte und zu Ostern 1781 noch nicht 15 Jahre alt, für reif zur Universität erkannt werden konnte. Unter den damaligen Lehrern jener Schule: Formerk, Behringer, Hübschmann, Forbiger, Martini, fühlte er sich dem hochverdienten Rector Forbiger mit ganz besonderm Danke verpflichtet.

Von seinem Stiefvater Saalbach war unser Haubold bestimmt worden, dessen Buchdruckerreigeschäft dereinst zu übernehmen und fortzusetzen und er hatte auch deshalb während seiner Schulzeit täglich einige Stunden in der Buchdruckerei gleichsam als Lehrling gearbeitet ja sogar diese Beschäftigung bis ins 2. Halbjahr des academischen Lebens fortgesetzt und wie weit er sich bereits in dieser Kunst ausgebildet hatte, dies ist bei allen seinen in Druck erschienenen Werken zu erkennen, die wahre Musterbilder in Betreff ihrer typographischen Einrichtung genannt werden können.

Wohlausgerüstet bezog er im Jahre 1781 die Universität und hatte Seidlitz, Pözold, Platner, Wieland, Wencf, Beck und Gehler in der Philosophie, Geschichte und Mathematik zu Lehrern, er hörte bei Morus, Aug. Wilh. Ernesti, Clodius und Reiz, über einige griechische und lateinische Schriftsteller und der letztere, dem er noch von Böhme ganz empfohlen war, übte ihn auch im Lateinischreden und schreiben, was der dankbare Zögling noch in spätern Jahren rühmte.

Ueberhaupt beschäftigte er sich auch auf der Universität nicht wenig mit den humanistischen Wissenschaften, zu welchen er Liebe und Neigung vom Gymnasium mitgebracht hatte; wie er denn auch als gereifter Mann diese Beschäftigung nie ganz



außer mehreren Collegien, die z. B. über Cic. pro Murena, de Legibus, Tacitus de moribus Germanorum von seiner acht classischen Bildung Zeugniß geben, ferner über die 12 Tafeln, die Fragmente des Pomponius, das edictum perpetuum, den Gajus, über die Institutionen, das angewandte römische Recht nach Struv und Schmid, Encyclopädie, Rechtsantiquitäten, Hermeneutik, Pandecten, deutsches Recht, seit 1792 auch über sächsisches und lausitzisches Recht, gewöhnlich in einem jährlichen Cursus, über die Institutionen, verbunden mit Rechtsgeschichte und Antiquitäten, im Sommerhalbjahre; über Pandecten, im Winterhalbjahre, außerdem abwechselnd über Hermeneutik, Quellenkunde und civilistische Literaturgeschichte.

Am 10. Juli 1788 wurde er Doctor der Rechte, vertheidigte hiebei das Spec. I. seiner gelehrten Abhandlung: de consistorio Principum und erhielt an einem Tage Doctormürde und Anwartschaft auf eine Beisitzerstelle in der Juristenfacultät mit seinem vertrauten bis an das Ende des Lebens ihm herzlich zugeneigten Jugendfreunde, dem Oberhofgerichtsrathe und Stadtrichter Dr. Brehm in Leipzig, weshalb auch in dem vom Ordinarius von Winkler zu dieser Feierlichkeit geschriebenen Programme: Animadversio VII. juris antiqui beider Lebenslauf zusammengestellt sich befindet und von ihnen beiden, was die Zukunft so glanzvoll bewährt hat, am Schluß gesagt ist: „unus erat singulorum nostrorum animus, esse hos tales viros, a quibus ob singularem ipsorum eruditionem ac fidem respublica optima quaeque expectare possit.“ Schon 1789 erhielt unser Haubold die außerordentliche Professur der Rechtsalterthümer, zu deren Antritt er in demselben Jahre durch das Spec. II. de consistorio









über in Reils Collegio nachgeschriebene Hest mehrere Wochen ganz eifrig, ehe er die Ausarbeitung seines Vortrags nach einem neuen Plane anfang, und seine Ausführung fand dann auf allen Hochschulen sofort allgemeinen Beifall, und bereitwillige Nachahmung.

Nie maßte sich indeß Haubold an, in allen Theilen der Rechtswissenschaft als Forscher und Lehrer aufzutreten, weil er dies Bemühen bei dem Reichthum der Literatur zu unserer Zeit für ein eitles und erfolgloses Bestreben erkannte. Römisches Recht war von seinem ersten Auftreten an der Hauptgegenstand, dem er sich widmete, womit er späterhin das sächsische vereinigte; doch blieb ihm kein Theil der Rechtswissenschaften fremd, die Quellen einer jeden suchte er zu erforschen und gewann eben durch diese allseitige Bildung jene ausgezeichnete Sicherheit und Gründlichkeit in den Feldern seiner Wissenschaft. Um auf jede noch dunkle Partie der Rechtswissenschaft wo möglich einen Strahl des Lichts zu werfen, ließ er nichts unbenutzt liegen, was durch frühere Fortsetzung etwa gewonnen worden, und schritt um so kräftiger auf dem Felde der Literatur fort, als er sie im Gebiete des römischen Rechts und Alterthums und alles dessen, was damit nur entfernt zusammenhängt, in einem Umfange und mit einer Klarheit beherrschte, wie selten einer. Auch legte er zu diesem Ende, und weil Leipzigs öffentliche Bibliotheken gerade in seinem Fache am dürftigsten besetzt sind, mit schweren Kosten eine an den seltensten Schätzen reiche Büchersammlung schon in den Tagen an, wo ihrer Anschaffung manche Aufopferung vorangehen mußte, und wo die Berücksichtigung seines Privatinteresse vielleicht mehr Sparsamkeit hätte empfehlen mögen. Was ihm daher auf andern



































































4. De consistorio Principum. Spec. I. iuris Romani publici. 1788. 4.
5. Diss. de causis cur idem et testato et intestato decedere nequeat. 1788. 4. (Respond. Jo. Frid. Hermann.)
6. De consistorio Principum. Spec. II. iuris Romani publici. 1789. 4.
7. Diss. de tutore incerto. 1790. 4. (Respond. Car. Traug. Hennig.)
8. Diss. quatenus tutor excusatione usus legatum adscriptum amittat? 1790. 4. (Respond. Christ. Aug. Stoelzer.)
9. Historia iuris Romani tabulis synopticis secundum Bachium concinnatis illustrata. 1790. 4.
10. Caji Institutionum sive potius epitomes Institutionum lib. II., adjectis genuinis Caji fragmentis undique collectis, ex recensione Ant. Schultingii, cum animadversionibus criticis Ger. Meermani, in usum praelectionis academicae seorsim editi. 1792. 8.
11. Sexti Pomponii de origine iuris et omnium magistratum et successione prudentium fragmentum: ex recensione Gebaueri, in usum praelectionis academicae seorsim editum. 1792. 8.  
(Die in demselben Jahre erschienene Diss. Jo. Frid. Hermannii de mortis causa donatinum conjecturis ex mortis mentione capiendis. Lips. 1792. 4. wird in Meusel's gelehrtem Deutschland ebenfalls dem Verstorbenen zugeeignet).
12. Diss. de legato nominis 1793. 4. (Respond. Aug. God. Laurentius.)
13. Diss. de jure offerendi, ex quo in priorum creditorum locum succeditur. 1793. 4. (Respond. Frid. Reinh. Wilgenroth.)
14. Progr. Successionem in priorum creditorum locum, jure offerendi apud Romanos nixam, e foro Saxónico recte exulare. 1794. 4.
15. Aug. Frid. Schott Institutiones iuris Saxonici electoralis privati. Editio tertia, multis locis auctior et emendatior. Post b. auctoris mortem curavit etc. Lips. 1795. 8.
16. Ueber die Versuche, das prätorische Edict herzustellen. Ein Beitrag zur civilistischen Literaturgeschichte, in Hugo's civilistischem Magazin, 2ten Bds. 3tes Heft (1796). Nach der dritten Ausgabe von 1812. S. 295 — 326.

17. Praecognita juris Romani privati novissimi; in usum auditorum scripsit et elementis ejusdem olim edendis speciminis loco praemisit etc. 1796. 8.
18. Diss. de emendatione jurisprudentiae ab Imp. Valentiniano III. A. instituta, ad leg. un. Cod. Theod. de respons. prud. 1796. 4. (Respond. Frid. Dan. Geissler.)
19. Progr. de origine atque fatis usucapionis rerum mobilium Saxonicae. 1797. 4.
20. Diss. de dotulitio necessario, conturbata re mariti familiari, non exigendo 1797. 4. Respond. Jo. Andr. Chr. Stephan. (Die Diss. de jure civili a M. Tullio Cicerone in artem redacto desselben Jahres schreibt Haubold selbst in seinen Lineam. Instit. von 1814. S. 101. dem Respondenten Johann Gotth. Horne-  
mann zu.)
21. Elementorum juris Romani privati novissimi Pars generalis. 1797. 8.
22. Historiae juris civilis Romani de rebus eorum, qui sub tutela vel cura sunt, sine decreto non alienandis vel supponendis. Spec. I. 1798. 4. (Respond. Godof. Guil. Hermann.)
23. Handbuch einiger der wichtigsten Chursächsischen Gesetze von allgemeinem Inhalte, herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet u. s. w. 1800. 8.
24. Jo. Henr. de Berger Oeconomia juris ad usum hodiernum adcommodati. Editio octava, denuo revisa, et post Jo. Aug. Bachii, ac Car. God. de Winckler curas, observationibus aucta etc. Tom. prior. 1801. 4.
25. Doctrinae Pandectarum monogrammata. Ad Jo. Aug. Hellfeldii jurisprudentiam forensem, in usum scholae suae accommodavit etc. 1801. 8.
26. Lineamenta institutionum historicarum juris Romani maxime privati. 1802. 8.
27. Lineamenta Instit. Editio II. 1803.
28. Lineamenta Instit. Editio III. 1804. Edit. IV. 1805.
29. Diss. de edictis monitoriis ac brevibus. Lips. 1804. 4. (Respond. Jac. Ludw. Gaudlitz.)
30. Diss. de responsorum mediorum in Digestis obvi-  
orum interpretatione. Lips. 1805, 4. (Respond. Ad.  
Gottl. Aegid. Geissenhöfner.)
31. Doctrinae Pandect. monogrammata. Edit. II. 1807. 4.
32. Diss. de quantitate laudemii recte computanda. 1807. 4.
33. Abriß des Cherechts, als Probe eines Lehrbuchs des





- nesta missione, quae in tabulis aeneis supersunt, illustrati specimen. 1818. 4.
46. Prolus: Ex constitutione Imp. Antonini, quomodo, qui in orbe Romano essent, cives Romani facti sint? 1819. 4.
47. Manuale Basilicorum, exhibens collationem juris Justiniani cum jure Graccho Postjustiniano, indicem auctorum recentiorum, qui libros juris romani e graecis subsidiis vel emendaverunt vel interpretati sunt, ac titulos Basilicorum cum jure Justiniano ac reliquis monumentis juris graeci Postjustiniani comparatos. Digessit etc. Lips. 1819. 4.
48. Beitrag zur Literaturgeschichte des Novellen-Auszugs von Julian, in d. angef. Zeitschr. für geschichtliche Rechtswissenschaft, 4tem Bande, S. 133 — 188 (1819) und Berichtigungen und Zusätze zu diesem Aufsatz, ebendas. S. 491 — 494 (1820).
49. Lehrbuch des Königlich Sächsischen Privatrechts. 1820. 8.
50. Doctrinae Pandect. lineamenta cum locis classicis juris imprimis Justiniani et selecta literatura, maxime forensi. In usum praelectionum adumbravit etc. 1820. 8.
51. Rogerii Beneventani de dissensionibus Dominorum sive de controversiis veterum juris Romani interpretum, qui Glossatores vocantur, opusculum. Emendatius edidit et animadversionibus atque adcessionibus locupletavit etc. 1821. 8.
- 52—54. Progr.: Exercitationum Vitruvianarum, quibus jura parietum communium illustrantur, Spec. I. II. III. 1821. 4.
55. Institutionum juris Romani privati historico dogmaticarum denuo recognitarum epitome: Novae editionis prodromus. Adumbravit et sententias legum duodecim tabularum, nec non edicti praetorii atque aedilitii, quae supersunt, denique breves tabulas chronologicas adjecit etc. 1821. 8.
56. Jo. Gli. Heineccii Antiquitatum Romanarum Jurisprudentiam illustrantium Syntagma, secundum ordinem Institutionum Justiniani digestum. Contextum auctoris et adlata ab eo antiquorum scriptorum testimonia diligentissime castigavit, accessiones editionum aliquot recentiorum, animadversiones Herm. Cannegieteri, praefationem, argumentum titulorum ablegationibus ad Gajum aliosque fontes, quibus Heinec-







